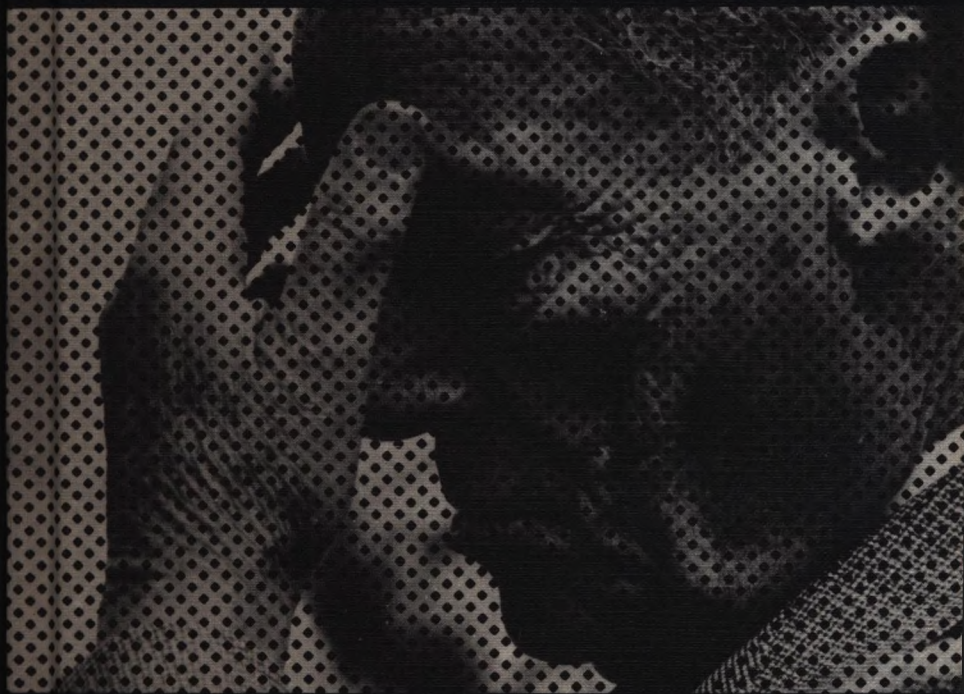


Joachim Siegerist • Willy Brandt ohne Maske

Joachim Siegerist

Willy Brandt



ohne Maske

Neue Enthüllungen



Joachim Siegerist

Willy Brandt ohne Maske

Neue Enthüllungen

Joachim Slegelst

***Willy
Brandt***

ohne Maske

Neue Enthüllungen

Herausgeber:
Wirtschafts- und Verbands PR (GmbH)

Adresse der Wirtschafts- und Verbands PR (WPR)
2000 Hamburg 76, Hamburger Straße 3, Telefon: 0 40 / 22 44 58

Druck: Moritz Deter GmbH, Bremen

Copyright 1989 by WPR, Hamburg · Gerichtsstand ist Hamburg
1. Auflage Juni 1989

Verlag Moritz Deter GmbH · Bremen · ISBN 3-9801563-6-2

Inhaltsverzeichnis:

Seite

Der Tod einer 101jährigen Kronzeugin	18
Willys unrühmliche Frauengeschichten	53
Beim Alkohol verlor er seine Komplexe	76
Unbekannte, sensationelle „Privat“-Briefe Brandts	84
Brandt beim sterbenden Schumacher	114
4 Jahre wegen Brandt im SED-Zuchthaus	116
Der Tod schien mir ein Ausweg	133
So empfing Willy mich nach 4 Jahren Zuchthaus	135
Wo ist Susanne Sievers?	170
Seebacher/Brandt - Die Frau, die er verdient	172
Zu „Besuch“ bei Willy Brandt	182
So ist die neue Frau Willy Brandts	210
Ein Gespräch mit Brandts Schwager	222
Brandts Frau: Mißgunst und Gehässigkeit	229
Kanzler durch kriminelle Machenschaften	236
Die verscherbelten Staatsgeschenke	246
Der Prozeß mit Willy Brandt	262
Der Kanzler, die Frauen und der Spion	273
Was man über Brandt alles behaupten darf	288



Der Autor Joachim Siegerist

Als Chefreporter von HÖRZU für fesselnde Auslands-Reportagen und hervorragende Wirtschafts-Kommentare hatte sich Joachim Siegerist schnell einen Namen machen können. Dann kam es im SPRINGER-Verlag, für den Siegerist tätig war, zum Krach. Joachim Siegerist wollte die politische Kursänderung des Verlages nach dem Tode des Verlegers nicht akzeptieren. Hart und offen kritisierte er, daß Vorstandsvorsitzender Peter Tamm, für den er mehr als 10 Jahre gearbeitet hatte, STERN- und SPIEGEL-Leute in den Verlag holte. Siegerist: »Solche Leute können heute für den STERN und SPIEGEL und morgen für Axel Springer arbeiten. Allein diese Grundsatzlosigkeit ist für mich schon schlimm genug. Aber die Tatsache, daß die neuen Leute obendrein auch noch journalistische Pfeifen sind, ist unerträglich. Politische Grundsatzlosigkeit wird sich auch immer wirtschaftlich rächen.« Mit diesen bitteren Worten verließ Joachim Siegerist vor knapp vier Jahren den SPRINGER-Verlag. Seine Voraussage traf ein. Die Devise »Kasse statt Gesinnung« führte zu rasanten Talfahrten von SPRINGERS ehemaligen Parade-Objekten wie BILD, BILD am SONNTAG, der HÖRZU.

Aber Joachim Siegerist beschränkte sich nicht auf Kritik. Er griff selbst zur Feder. Seine ersten drei Bücher entstanden: »Willy Brandt – Das Ende einer Legende«, »Das

Testament des Uwe Barschel«, »Schreie aus der Hölle – Verschwiegene Verbrechen an Deutschen«. Traum-Auf-lagen bekam jedes Buch. Joachim Siegerist über den ei-genen Erfolg: »Man muß so schreiben, wie die Menschen reden. Das habe ich von Axel Springer gelernt. Und noch wichtiger: Man darf nur Dinge schreiben, von denen man selber voll überzeugt ist. Etwas anderes habe ich noch nie getan. Das wird sich auch nicht ändern.« Das jetzt vorliegende Buch »Willy Brandt ohne Maske« ist wieder ein typisches Siegerist-Buch. Manchmal bleibt einem der Atem stehen, und man fragt sich unwillkürlich: »Woher nimmt der Kerl nur diese Courage?« Mehrmals in seinem Leben wurde dem konservativen Journalisten ein politi-sches Mandat angeboten. Joachim Siegerist hat immer abgelehnt: »Dann bin ich nicht mehr frei. Nur als Journa-list kann ich so reden und schreiben wie ich will. Außer-dem bewirke ich mit meinen Büchern mehr als ein kleiner Abgeordneter mit Reden im Deutschen Bundestag.« Vor gut zwei Jahren nahm Brandt den gerichtlichen Kampf gegen Joachim Siegerist auf. Wenn Brandt gewußt hätte – mit wem er sich einläßt. Vermutlich hätte er es nicht ge-tan.

Dieses Buch ist Franz Josef Strauß gewidmet



Ich widme dieses Buch
Franz Josef Strauß.

Ich hatte das Glück, ihm bei seinem Wahlkampf als Bundeskanzler-Kandidat helfen zu dürfen. Franz Josef Strauß hatte mich um diese Hilfe gebeten, weil er sich von der CDU - und besonders von Heiner Geißler - nicht genügend unterstützt fühlte.

Ich will Franz Josef Strauß nicht glorifizieren. Seine Fehler sind mir bekannt. Wer von uns hat keine? Den von ihm eingefädelten Milliarden-Kredit an Ost-Berlin und seine widersprüchlichen Aussagen zur Veränderung der Parteien-Landschaft in Deutschland waren für mich unverständlich.

Trotzdem: Nach Konrad Adenauer gab es in Deutschland keinen bedeutenderen konservativen Politiker als ihn. Schon wenige Monate nach seinem Tode spürt man, daß Franz Josef Strauß der deutschen Politik fehlt. Das gilt für die Person, wie für die Inhalte seiner Politik.

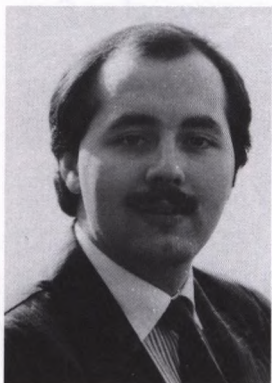
Franz Josef Strauß ist durch keinen zu ersetzen. Man kann nur dafür kämpfen, daß die wesentlichen Inhalte seiner Politik über die Zeit gerettet werden, weil es um Deutschlands Freiheit geht. Dazu möchte ich einen bescheidenen Beitrag leisten.

Joachim Siegerist
Hamburg, im Juni 1989

Hinweis: Siehe Seite 295

Hinweis für den Leser

Einige Kapitel dieses Buches wurden von Michael Stange (24) recherchiert und geschrieben. Michael Stange ist Journalist und Vorsitzender der KONSERVATIVEN JUGEND DEUTSCHLANDS e.V.. DIE DEUTSCHEN KONSERVATIVEN e.V. haben ihn vor zwei Jahren zum Stellvertreter von Joachim Siegerist als Bundesvorsitzenden gewählt.



Vorwort

Ein herrlicher Sonnentag in München. Frühjahr 1980. Franz Josef Strauß, ein bedeutender Mann des CDU-Wirtschaftsrates, der Getränke-Fabrikant Ludwig Eckes und ich. Treffpunkt: Das Restaurant »Käfer«. Franz Josef Strauß hat uns eingeladen, ein kleines Zimmer reserviert. Dort können wir ungestört sprechen. Der CSU-Vorsitzende ist zum Kanzler-Kandidaten gewählt worden – muß gegen Schmidt von der SPD antreten. Die CDU trägt die Kandidatur des Bayern nur halbherzig mit. »Die Unterstützung vom Adenauer-Haus ist gering, Geißler hilft nicht, der schadet mir wo er kann«, sagt Franz Josef Strauß zu uns.

Ludwig Eckes, ein großartiger Unternehmer, aber nicht gerade der geborene Diplomat, brummt leise vor sich hin: »Von diesen Laien-Darstellern soll mich nur keiner mehr um Geld bitten. Vor der Wahl versprechen sie das Blaue vom Himmel und wollen die Welt verändern. Danach scheißen sie dir auf den Kopf.« Franz Josef Strauß lacht laut und herzlich. Dann sagt er zu dem Fabrikanten aus Nieder-Olm: »Wissen Sie eigentlich noch, daß wir uns vor sechs Jahren in der Rhein-Main-Halle in Wiesbaden zum ersten Mal getroffen haben? Damals gab es die erste öffentliche Kundgebung zum Thema »Freiheit oder Sozialismus.« Dann nennt Franz Josef Strauß den genauen Tag, die Uhrzeit und den Namen des Restaurants, in dem man nach der Kundgebung in Wiesbaden zusammenkam. Ich schmunzel im stillen. »Geschickt gemacht«, denke ich mir. »Franz Josef will dem alten Schlachtroß Eckes schmeicheln.« Irrtum. Aus einem Gespräch mit dem Strauß-Intimus, Gerold Tandler, erfahre ich später, daß Franz Josef Strauß sich noch über Jahre tatsächlich an

solche Einzelheiten erinnern kann. Das berühmte Speicher-Gedächtnis des Bayern.

Dann kommt Franz Josef Strauß zur Sache, redet vom bevorstehenden Wahlkampf, von den Quertreibern in der Jungen Union und bei der CDU, die das Geschäft der SPD besorgen. »Brandt und Schmidt können jeden Tag vor Begeisterung in die Hände klatschen, wenn sie die Erklärungen aus dem Adenauer-Haus der CDU in Bonn lesen«, sagt er ein wenig verbittert. »Nur das Allernotwendigste wird gemacht. So können wir die Wahl nicht gewinnen.« Franz Josef Strauß braucht Verbündete. Volle zwei Stunden diskutieren wir über den richtigen Weg. Dann ist es beschlossene Sache: Eine »Bürgeraktion Demokraten für Strauß« soll aus der Taufe gehoben werden. Franz Josef Strauß ist mit dem Namen einverstanden. Im Dunstkreis des SPD-Vorsitzenden Brandt waren schon etliche Bürgerinitiativen gegen Strauß initiiert worden – aber immer nur »gegen«. »Also« – so Franz Josef Strauß – „machen wir etwas ›dafür‹.“

Über die Aufgabenteilung ist man sich schnell einig. Ludwig Eckes stellt aus seiner Privat-Schatulle das Start-Kapital zur Verfügung, der Mann des CDU-Wirtschaftsrates verspricht Spenden von Strauß-Freunden einzusammeln, um die Arbeit finanzieren zu können, Franz Josef Strauß soll bei CDU-Chef Kohl erreichen, daß das Adenauer-Haus die »Bürgeraktion Demokraten für Strauß« nicht öffentlich als »unerbetenen Wahlhelfer aus der rechtsradikalen Ecke« diffamiert, ein Geschäftsführer wird auserkoren – mir überträgt man die Öffentlichkeitsarbeit der »Bürgeraktion« und eine persönliche Kandidaten-Zeitung für Strauß. Wählerinitiativen – bei der SPD

selbstverständlich. Völlig neu – oder nur äußerst selten – bei der Union.

Bevor wir auseinandergehen, mahnt Franz Josef Strauß: »Vergeßt nicht, daß Brandt der eigentliche Gegner ist, nicht Schmidt. Der ist nur Papp-Kamerad. Lange halten wird der sich sowieso nicht mehr.« Wie recht Franz Josef Strauß mit diesem Hinweis hatte, sollte sich bald zeigen. Noch kurz kommen wir auf ein Rot-Buch der CSU zu sprechen, das die CSU unter Federführung von Franz Josef Strauß gegen Brandt herausgebracht hatte. »Großartig, wenn Sie so etwas ausbauen könnten – in Buchform«, rät mir Strauß. »Die sind doch alle zu feige, um gegen Brandt vorzugehen. Ran an den Feind. Die Geschichte vom David und Goliath ist nicht neu.«

Bald darauf starten die ersten Kampagnen der »Bürgeraktion Demokraten für Strauß«. Mehr als 30.000 Bundesbürger hatten für die Arbeit dieser Wählerinitiative gespendet – ohne steuerlich abzugsfähige Spendenbescheinigung. Aus Idealismus und Überzeugung. Getragen vom »kleinen Mann«, nicht von »millionenschweren Hintermännern« wie die Linken immer behaupteten. Eine großartige Sache. Trotz allem: Franz Josef Strauß konnte die Wahl nicht gewinnen. Noch heute bin ich davon überzeugt, daß Strauß Kanzler geworden wäre, wenn die gesamte CDU – besonders der Apparat um CDU-Generalsekretär Geißler – voll mitgezogen hätte. Immer wieder mußten wir uns damals das Argument anhören: »Die eigenen Leute aus der CDU wollen den Strauß doch gar nicht.« Als ich die Gegner von Strauß aus der CDU bei seiner Beisetzung sah, ballte ich die Fäuste in der Tasche, dachte mit Bitterkeit an die Besprechung im »Kä-

fer«, bei der Strauß von den »besten Wahlkampfhelfern der SPD« gesprochen hatte.

Nach der Wahl war es meine Aufgabe, die Freunde und Förderer aus der »Bürgeraktion Demokraten für Strauß« zu sammeln. Die KONSERVATIVE AKTION wurde dafür in München aus der Taufe gehoben. Dieses Mal gab Franz Josef Strauß das »Start-Kapital«: 1.000 Mark aus der Privat-Schatulle. Ein Danke für seine Helfer im Wahlkampf und ein Zeichen der Verbundenheit. Später kam es zu Zerreißproben in diesem Verein. Bis zum heutigen Verein »DIE DEUTSCHEN KONSERVATIVEN e.V.«, bei dem ich Vorsitzender bin, war es ein langer Weg. Aber der Kampf hat sich gelohnt. Wesentliche Inhalte der Politik von Franz Josef Strauß werden dort noch heute in Ehren gehalten – und vor allem: Man kämpft für sie.

Auch der Kampf gegen Brandt gehört dazu. Franz Josef Strauß hat sich nie gescheut, Brandt öffentlich zu demaskieren. Als Brandt durch kriminelle Machenschaften nach dem Mißtrauensvotum im Deutschen Bundestag wieder zum Kanzler gewählt wurde, verweigerte der CSU-Vorsitzende ihm den Händedruck und damit die Legalisierung der unsauberen Wahl. »Eines wird man doch aber Herrn Brandt fragen dürfen: Was haben Sie zwölf Jahre draußen gemacht? Wir wissen, was wir drinnen gemacht haben.« Diese knallharten Sätze schleuderte Franz Josef Strauß dem Sozialistenführer 1961 entgegen. Franz Josef Strauß war bis zu seinem viel zu frühen Tod immer ein entschiedener Gegner von Brandt. »Ran an den Feind. Die Geschichte von David und Goliath ist nicht neu« – so hatte Franz Josef Strauß mich zum Kampf gegen Brandt ermuntert. Damals – als Strauß Kanzlerkandidat war –

fehlte mir die Zeit, ein Buch über Brandt zu schreiben. Mein »Willy Brandt – das Ende einer Legende« erschien erst Jahre später. Trotzdem behielt Franz Josef Strauß recht: Der Schuß gegen Brandt saß. Nichts hat Brandt seit Jahren politisch härter getroffen als dieses Buch. Ich glaube, das in aller Bescheidenheit sagen zu dürfen. Und auch das: Meinen Kampf gegen Brandt setze ich fort. So lange, bis dieser Mann endgültig von der politischen Bühne verschwunden ist. Ich glaube, daß »Willy Brandt ohne Maske« – das jetzt vorliegende zweite Brandt-Buch von mir – neue Argumente im Kampf gegen den politisch nach wie vor gefährlichen Sozialistenführer liefert, dessen Hauptwunsch in Erfüllung gehen könnte: Eine rot-grüne Regierung in Bonn. Ich bitte alle Leser dieses Buches und alle Freunde der DEUTSCHEN KONSERVATIVEN, das zu verhindern. Eine rot-grüne Regierung in Bonn – initiiert von Willy Brandt – das wäre der Untergang Deutschlands. Berlin ist ein warnendes Beispiel.

Joachim Siegerist

DIE DEUTSCHEN KONSERVATIVEN e.V.

Hamburger Straße 3, 2000 Hamburg 76,

Telefon: 0 40 / 2 29 52 12, Telefax: 0 40 / 2 27 75 92

Bankkonten: DRESDNER BANK Hamburg, BLZ 200 800 00,

Konto: 035 35 35 600

VEREINS- UND WESTBANK, Hamburg, BLZ 200 300 00,

Konto: 39/04711

Postgiro-Konto Hamburg, BLZ 200 100 20,

Konto: 935 14/207

Spenden an DIE DEUTSCHEN KONSERVATIVEN e.V. sind steuerlich abzugsfähig.

Der Tod einer 101jährigen »Kronzeugin«

Langsam gleitet der dunkle Eichenholz-Sarg mit den gold-glänzenden Messing-Beschlägen ins Grab. Vier schwarzgekleidete Totengräber halten ihn an dickgeflochtenem Seemanns-Tau. Hunderte von Menschen drängen sich auf dem kleinen Wald-Friedhof an der B 76. Eine schmale Straße, die Lübeck und Timmendorf mit der schleswig-holsteinischen Landeshauptstadt Kiel verbindet. »Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück. Denn Du bist bei mir.« Letzte Worte von Pastor Max Pfeiffer (61), der seit 1978 die Timmendorfer Gemeinde leitet. Dumpf schlägt die Erde auf das Holz des Sarges. Dann ein Meer von Blumen. Meist rosa. Die Lieblingsfarbe der Toten. Es ist Donnerstag, der 22. Oktober 1987 – kurz nach 13 Uhr. Ein strahlender Herbsttag. Magda Carstens wird zu Grabe getragen – Willy Brandts Stiefmutter. 101 Jahre alt ist sie geworden. Die Beisetzung erinnert an ein kleines Staatsbegräbnis.

Magda Carstens war eine geachtete und bedeutende Frau in dem kleinen Nobel-Badeort Timmendorf an der Ostsee. Resolut, gradlinig – vielleicht ein wenig herrschsüchtig. Im Grunde aber eine herzensgute und hilfsbereite Frau. Wer in den schlechten Jahren der Nachkriegszeit in Not war, ging zu Magda Carstens. Vergeblich kam keiner: Die Witwe des deutsch-nationalen Amtsgerichtsrat Otto Carstens aus Bad Schwartau hatte sich mit Fleiß und unternehmerischem Verstand ein Millionen-Vermögen erarbeitet. Mietshäuser, Hotels, Gaststätten.

Nur langsam verläuft sich die Trauer-Gemeinde. Viele von denen, die Magda Carstens das letzte Geleit gaben, gehen jetzt ins »Landhaus Carstens«, einem Hotel- und

Restaurant-Prunkbau am Timmendorfer Strand. Benannt nach Magda Carstens, die dieses Haus groß und beliebt gemacht hat. Eine weißhaarige Frau, die keiner der übrigen Trauergäste kennt, bleibt noch einmal am Grab der Toten stehen. Sie liest die Namen auf den Kranzschleifen: Die Gemeinde, der Kreis, Landsmannschaften und Vereine. Namen von Politikern, Schauspielern, Wirtschafts-Kapitänen. Frühere Gäste von Magda Carstens. Keiner hat sie vergessen. Nur ein Name fehlt – der ihres Stiefsohnes, der leibliche Sohn ihres 1930 verstorbenen Mannes Otto Carstens: Willy Brandt. Ungläubig schüttelt die alte Frau mit dem Kopf. Dann geht auch sie. Ein Gärtner rückt die Kränze am Grab zusammen. Ich denke zurück an den Tag, an dem ich Magda Carstens das erste Mal gegenüberstand. Es war der Tag, an dem das größte Nachkriegs-Geheimnis der SPD gelüftet wurde; das Geheimnis um den *wirklichen* Vater von Willy Brandt. Über den *angeblichen* Vater Willy Brandts waren abenteuerliche Geschichten verbreitet worden. Aber nicht nur von Klatsch-Gazetten oder politisch Andersdenkenden. Nein. In erster Linie von Sozialdemokraten selber – wenn auch hinter vorgehaltener Hand. Eine gigantische Lügen-Kampagne über Jahrzehnte mit politischer Zielsetzung. Sie sollte Brandt in das Licht rücken, in dem er sich selber gern sieht: Ein makelloser Idealist aus kleinsten Verhältnissen. Ein Mann mit proletarischer Traumvergangenheit für einen Sozialdemokraten. Und über allem die edelmütige Mutter, die das Geheimnis um den Vater ihres Sohnes mit ins Grab nimmt. Natürlich nur, um das Ansehen dieses Mannes auch nicht im Ansatz zu gefährden. Dr. Julius Leber, der von den Nazis im Kon-

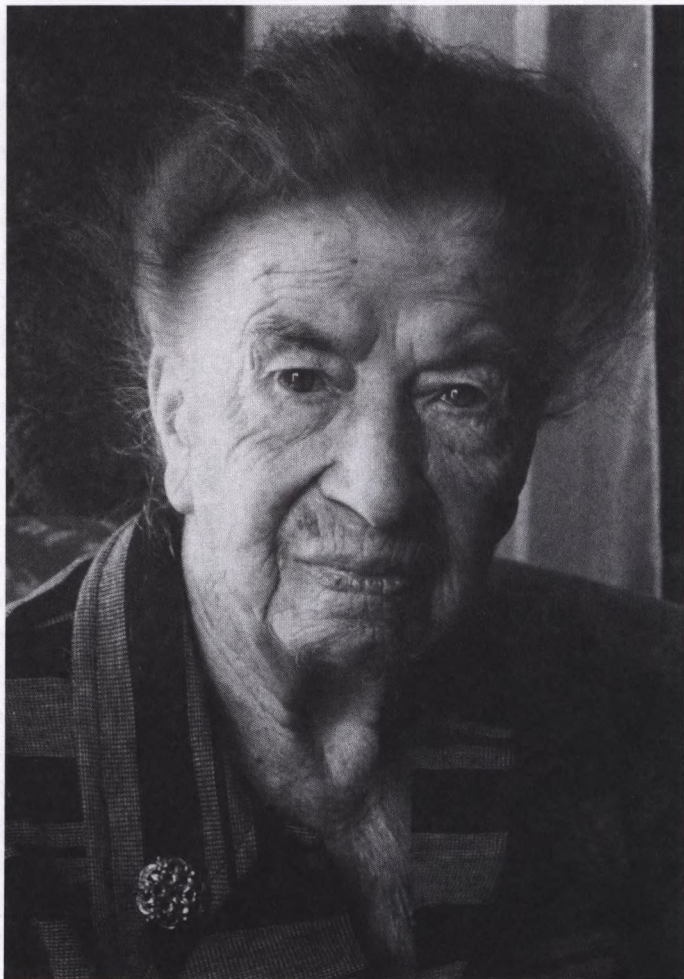
zentrationenlager umgebrachte SPD-Reichtagsabgeordnete aus Lübeck, als Willy Brandts Vater. Das ist die beliebteste Lügengeschichte aus dem sozialistischen Märchenbuch. Detailliert wird sie noch heute von alten Lübecker Sozialdemokraten ausgemalt. Ich selber erinnere mich an ein Gespräch vor gut zwei Jahren mit der damals 87 Jahre alten Lübecker Sozialdemokratin Martha Kock. Ein Gespräch, das der Journalist Michael Stange und der Fotograf Uwe Hempen bezeugen können. Martha Kock: »Willys Mutter war meine beste Freundin. Sie starb 1969. Nach so langer Zeit kann ich reden. Wir sprachen alle davon, daß Martha Frahm, Willys Mutter, ein Verhältnis mit Julius hatte. Nach 1945 gab es eine große Trauerfeier für Julius Leber. Martha Frahm saß in der ersten Reihe. Das war im Stadttheater von Lübeck. Plötzlich wurde sie ohnmächtig. Wir mußten sie heraustragen. Von da an gab es keine Zweifel mehr.«

In einer Gerichtsverhandlung in Sachen Brandt wollte man ausgerechnet Martha Kock später als Zeugin gegen mich aufbieten. Gegnerische Anwälte, die sonst bekannte Hamburger Linksblätter vertreten, drängten den Richter geradezu, Martha Kock vorzulassen. »Die alte Frau kann einiges erzählen«, bohrten sie immer wieder. Aber der Richter hatte den Braten gerochen und verzichtete auf die alte Dame. Ich war gar nicht so glücklich darüber. Martha Kock, die sich gern als die große alte Dame der Lübecker Sozialdemokratie aufspielt, hätte sich dann nämlich auch noch einmal ihr wenig damenhaftes Zitat anhören müssen, das einer 87 Jahre alten Frau nicht sonderlich gut zu Gesicht steht: »Es war doch besser, daß Julius zu Martha ging – und nicht in den Puff. Nein,

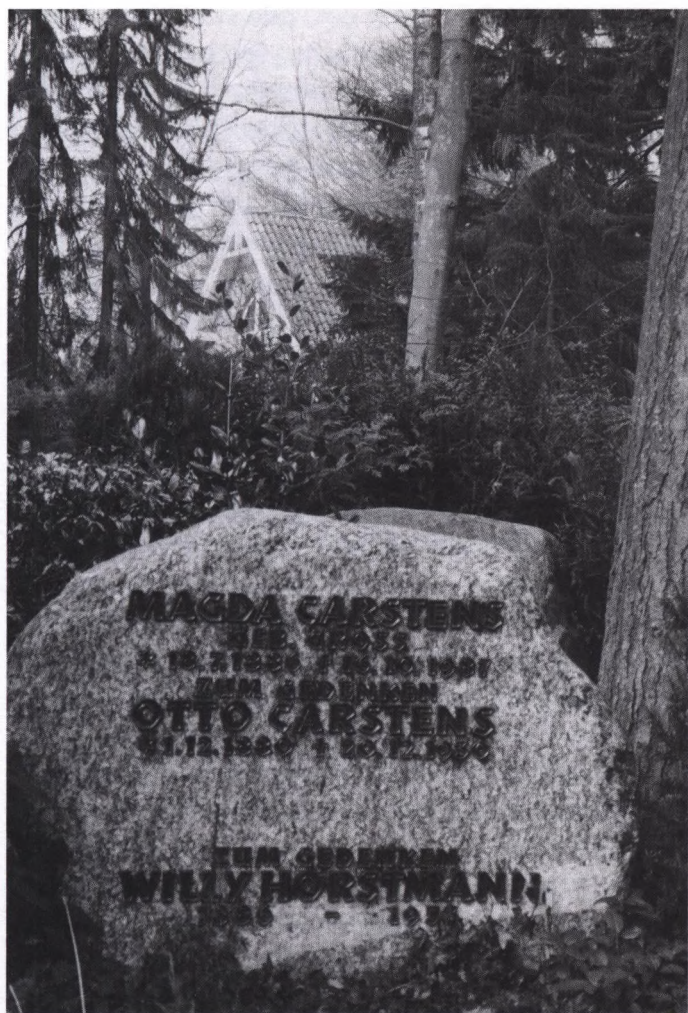
nein – nicht, daß Sie das Falsche denken. Martha, das war keine von diesen Durchgenähten, nicht eine von der billigen Sorte. Es war Liebe.«

Solche Niederungen der deutschen Sprache sind notwendig, um die erbärmliche Verlogenheit und die politischen Hintergründe der Vater-Kampagne deutlich zu machen. Denn an der Version mit Julius Leber stimmt nichts. Auch Brandt selber hat kräftig an mehreren Vater-Versionen mitgestrickt. In seltsam gedrechelter Sprache erklärte er am 3. Oktober 1973 in einem Interview mit der italienischen Journalistin Oriana Fallaci in der Schweizer Zeitung »Weltwoche«: »Den Namen seines Vaters erfuhr der Junge später, weigerte sich jedoch nach dem zweiten Weltkrieg noch, dem Vater zu begegnen.« Ebenso schwülstig schrieb er in seiner wenig bekannten Biographie »Mein Weg nach Berlin« in dritter Person: »Von dem Knaben Herbert Frahm habe ich nur eine sehr unklare Erinnerung behalten. Schattenhaft sind Gestalten und Gesichter, sie tauchen auf, um gleich wieder zu verschwinden. Wie Strandgut auf den Wellen der nordischen See. Ein undurchsichtiger Schleier hängt über diesen Jahren, grau wie der Nebel über dem Lübecker Hafen...«

Über die eigene Mutter äußert sich Willy Brandt (wieder in der dritten Person): »Die Mutter war noch sehr jung, eine tüchtige kleine Verkäuferin im Konsumverein. Den Vater hat er nie gekannt, er wußte nicht einmal, wer er war. Und wollte es auch nie wissen. Er trug den Namen der Mutter, vom Vater wurde daheim nie gesprochen.« Später wollte sich Willy Brandt dann aber doch wieder an seinen Vater erinnern haben. »Ein nordischer Name« war »daheim« ge-



Magda Carstens - Brandts Stiefmutter, 101 Jahre wurde sie alt. Kurz vor ihrem Tode kam ein Notar.



Das Grab von Brandts Stiefmutter
 Der Name Otto Carstens erinnert an seinen Vater

nannt worden. Der Name des Vaters. Als ich vor zwei Jahren diesen ganzen verlogenen Blödsinn von der Vaterschaft Willy Brandts in meinem Buch »Willy Brandt – das Ende einer Legende« aufdeckte, gab es ein wüstes Geschrei bei den Linken. Den Vogel schoß dabei die Hamburger Links-Postille SPIEGEL ab. Sie brachte eine »Buchbesprechung« über diesen Titel – ohne auch nur eine einzige Zeile davon gelesen zu haben. In dem Text wurde aber der Eindruck erweckt, als habe man das Buch gründlich durchgearbeitet. Die Krönung dieser wohl einmaligen »Buchbesprechung«: Der SPIEGEL jubelte mir als eine Art Kronzeugen für die Angaben in meinem Buch den längst verstorbenen Kriminalbeamten Naujock unter, der sich Zeit seines Lebens nicht von der Version abbringen ließ, daß Willy Brandt vor der Machtergreifung der Nazis in Lübeck in der »Hundegasse« (sie heißt in Wirklichkeit Hundestraße) hinterrücks einen Mann erstochen hatte und deswegen aus Deutschland nach Skandinavien flüchten mußte. Naujock als mein Informant – eine reine Erfindung des Hamburger Linksblattes. Der Name Naujock kam in meinem Buch nicht ein einziges Mal vor. Wahrheit – wie der SPIEGEL sie versteht. Auch die Hamburger ZEIT geiferte in einem mehrfach wahrheitswidrigen Artikel über dieses Buch, daß Willy Brandt einen »verdammten hohen Preis« zu zahlen habe, wenn er wegen der Vater-Geschichte gegen mich vorgehen würde. Denn – so die ZEIT – dann müsse der liebe Willy ja wirklich den Namen des Papas nennen, den er doch so gern als sein ganz persönliches Geheimnis (ganz wie die Mama) mit ins Grab nehmen möchte. Tränen der Rührung...

Wer das Tabu-Thema »Der Vater von Willy Brandt« anrührt, der ist entweder ein »elender Schnüffler im Privatleben anderer«, schlicht und einfach »unanständig« oder gar einer, der damit nur auf die uneheliche Geburt Willy Brandts (der eigentlich Herbert Frahm heißt) anspielen will. Mit dieser gut aufgebauten »Abwehrfront« konnte man über Jahrzehnte hinweg politisch einträgliche Sozialisten-Märchen zugunsten Willy Brandts ins Kraut schießen lassen. Wer daran rührte, verbrannte sich die Finger.

Die ganze Erbärmlichkeit und Verlogenheit dieser Kampagne wurde erst im März 1989 deutlich. Willy Brandt kündigte ein eigenes Buch an. In geradezu marktschreierischer Form ließ er seinen Verlag – ausgerechnet bei der sonst so von ihm geschmähten BILD-Zeitung – in der Klatsch-Kolumne verkünden, daß er nun endlich das Geheimnis um seinen Vater lüften würde. Und im »Feindesland« beim AXEL-SPRINGER-Verlag gar, plapperte er geschwätzig im Berliner Presseclub: »Eins sage ich jetzt schon. Ein mecklenburgischer Graf war es nicht.« Dieser feinfühlig Mann – wie unanständig die bösen Journalisten, die sonst dieses Thema nur leise angetippt hatten. Wenn Willy selber die Plauder-Tasche spielt – dann ist das alles in Ordnung und hochanständig. Vor allem, wenn sich die Plauderei gewinnträchtig und meistbietend vermarkten läßt. Willy Brandt hat schon immer gewußt, daß Geld nicht stinkt. Am Rande: Mit seinem Schlenker auf den mecklenburgischen Grafen spielt er auf eine weitere Vater-Version an. Darin heißt es: Ein mecklenburgischer, adliger Guts-Besitzer hat seine kleine Dienstmagd, Martha Frahm, geschwängert und sie

zum Austragen des Kindes nach Lübeck geschickt. Keiner sollte etwas von der »Schande« erfahren.

»Erinnerungen« heißt Willys Buch – nicht etwa »Tatsachen«. Dafür muß man Verständnis haben. Denn wie immer in seinem Leben – dieser Titel läßt Hintertüren offen und entschuldigt im voraus mögliche Unwahrheiten, bei denen er wieder einmal ertappt werden könnte. Der kluge Mann baut vor. Bei der Schilderung seiner Vergangenheit hat Willy Brandt es mit der Wahrheit noch nie besonders genau genommen. Deswegen wird man diese »Erinnerungen« auch getrost im Bücherregal direkt neben »Grimms Märchen« abstellen dürfen.

Eines fällt allerdings auf. Erst nach dem Tode seiner Stiefmutter, Magda Carstens, möchte Willy Brandt sich über seinen Vater äußern, den er doch gar nicht gekannt haben will. Es ist nahezu unmöglich, daß er vom Tod der alten Frau nichts erfahren hat. Da mag die Lust am Fabulieren ihn wieder doppelt gereizt haben, weil er glaubte, daß jetzt auch die letzte Kronzeugin in dieser Frage nicht mehr da sei. Irrtum. Willy Brandt hat die Tochter der alten Frau vergessen – seine Stiefschwester. Auch sie lebt noch und war gemeinsam mit mir bei einem Notar in Lübeck. Dort hinterlegte sie – wie die tote Mutter – eine Eidesstattliche Versicherung, aus der eindeutig hervorgeht, daß der deutsch-nationale Amtsgerichtsrat Otto Carstens der wirkliche Vater ist. Der Mann, der seinen Sohn wegen der ekelhaften roten Hetz-Tiraden aus dem Haus warf. Doch zunächst zurück zu Magda Carstens.

12. Oktober 1986. Im Hause Strandallee 62 am Timmendorfer Strand sitze ich der 100 Jahre alten Magda Ella Elisabeth Carstens gegenüber. Eine geschmackvoll ein-

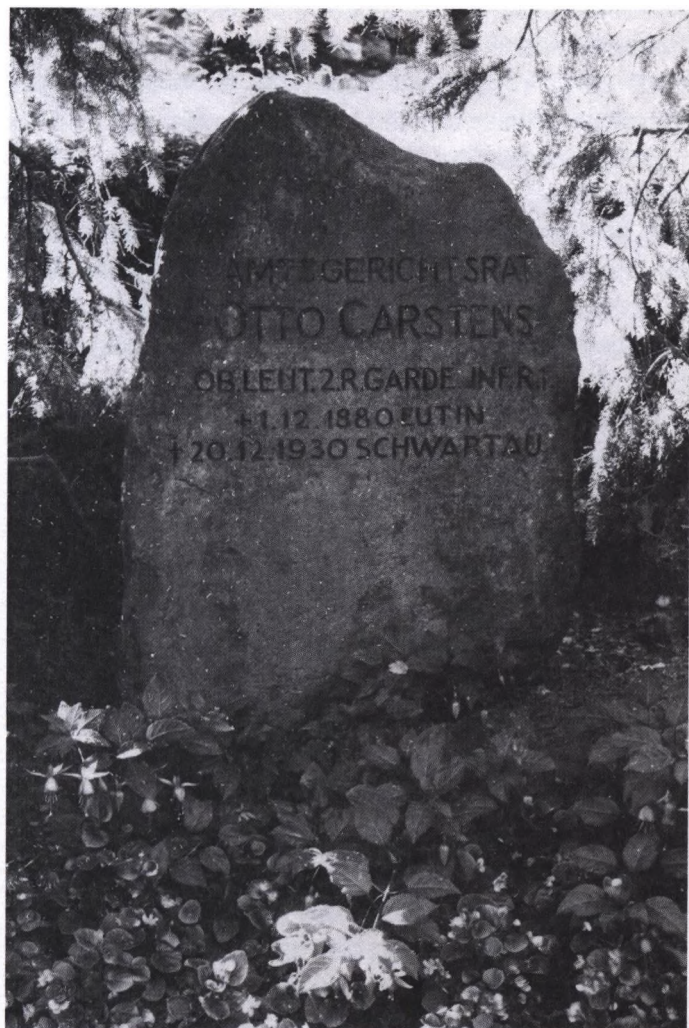
gerichtete Wohnung. Wertvolle Antiquitäten, Silber in Vitrinen, kostbare Ölgemälde an der Wand. In einem vergoldeten Rahmen das Porträt ihres Mannes. Amtsgerichtsrat Otto Carstens aus Bad Schwartau. »Das ist der Vater von Willy Brandt. Eine Jugendsünde meines Mannes.« Schweigen. »Die beiden hatten sich auf einer Kirmes in Lübeck kennengelernt. Ja, und dann ist es halt passiert. Mein späterer Mann war 32 Jahre alt, Martha Frahm ganze 18. 1926 habe ich Otto Carstens geheiratet. Aber vorher hatte er mir gebeichtet, daß er in Lübeck einen unehelichen Sohn hat, Herbert Frahm. Später ging der Kleine bei uns ein und aus. Dem Jungen ging es in Lübeck nicht gut. Ich wollte ihn in die Familie aufnehmen. Das Haus war groß genug. Außerdem spürte ich förmlich, wie der Junge menschliche Wärme suchte. Aber Otto wollte den Jungen nicht. Er lehnte ihn ab, fand nie Kontakt zu ihm.«

Zum endgültigen Bruch zwischen Vater und Sohn kam es im Frühjahr 1930. Otto Carstens haßte die braunen Radikalen und die Roten. Wenn sie in Aufmärschen an seinem Haus in der Elisabethstraße 24 vorbeimarschierten und ihre Kampflieder sangen, knallte er angewidert die Fensterläden zu und schimpfte vor sich hin: »Nie käme mir dieses Pack ins Haus. Die Roten und die Braunen. Das ist der Untergang Deutschlands.«

Der junge Frahm, aufgewachsen in der dunklen Wohnung seiner Mutter und des Großvaters im Lübecker Arbeiterviertel, wünschte sich wohl insgeheim – und das ist verständlich – ein besseres Leben beim leiblichen Vater. Bestimmt auch deswegen, weil sich seine »Stiefmutter« liebevoll um ihn kümmerte. Am gedeckten Tisch durfte



Otto Carstens - Der verschwiegene Vater Brandts. Erstmals ist dieses Bild gedruckt zu sehen. Es war das Lieblingsfoto der Ehefrau, die mit 101 Jahren starb.



Das Grab des Brandts-Vaters in Eutin. War Brandt je da?

der kleine Frahm immer neben ihr sitzen. Der Platz neben Magda Carstens – das war in der Familie wie ein Ehrenplatz. Doch im Frühjahr 1930 kam es zwischen dem 50jährigen Amtsgerichtsrat und dessen Sohn, dem 17jährigen Links-Sozialisten Herbert Frahm, zu einem erregten Wortgefecht. Es ging um Politik. Herbert Frahm griff den Vater an, sprach von der sozialistischen Revolution, die »Gerechtigkeit für alle« schaffen wolle. Ein Wort ergab das andere. Ein Vater, der wenig Verständnis für den Sohn aufbrachte, ein Junge, bei dem sich unendliche Aggressionen aufgestaut hatten und die durch linksradikale Politik kompensiert wurden – das konnte nicht gut gehen. Kurzum: Otto Carstens warf den Jungen aus dem Haus. Vergeblich versuchte die Stiefmutter des Jungen zu vermitteln. Vater und Sohn sahen sich nie wieder. Otto Carstens starb noch im selben Jahr – kurz vor Weihnachten. Der junge Frahm kam nicht zur Beerdigung in Eutin. Jahrzehnte später hielt er als SPD-Politiker in Eutin eine Rede. Tags darauf entdeckte Magda Carstens auf dem Grab ihres Mannes einen großen Kranz. Doch der Kranz trug keinen Namen.

Eine späte und stille Versöhnung des Sohnes mit dem Vater? Vielleicht nur ein einfaches Danke dafür, daß Otto Carstens der jungen Martha Frahm zumindest immer pingelig korrekt 50 Mark pro Monat überwiesen hatte? In dieser Frage wird keiner die Wahrheit erfahren. Schon gar nicht von Willy Brandt.

Wie immer man auch die Rolle des Vaters von Willy Brandt beurteilen mag – eines steht fest: Seine Ehefrau, Magda Carstens, hat wirklich alles getan, um dem kleinen Frahm zu helfen. Oft steckte sie ihm etwas zu, er-

munterte den Ehemann, höhere Geldbeträge an Martha Frahm zu schicken und versuchte immer wieder ihren Mann zu überreden, den eigenen Jungen in die Familie zu nehmen. Sie selber hatte aus erster Ehe drei Kinder. Oft sagte sie ihrem Mann: »Wo drei Kinder groß werden – da kommt es auf ein viertes Kind nicht an.« Traurig mußte sie sich anhören, als der kleine Frahm davon erzählte, daß seine Mutter zu seiner Geburt nur einen kleinen Strauß Veilchen bekam. Eine Anspielung auf die schönen und großen Blumengebinde in der herrlichen Jugendstil-Villa der Carstens. Auch nach dem Streit zwischen Vater und Sohn versuchte Magda Carstens das Verhältnis zu kitten. Aber der Vatter blieb stur – und der Junge meldete sich nie wieder. Bei meinen vielen Gesprächen mit der alten Frau Carstens sagte sie immer wieder den einen Satz: »Hätten wir den Jungen bei uns behalten – vielleicht wäre er später dann nicht so radikal geworden. Seine fanatischen Thesen damals waren reine Komplexe und Aggressionen.«

Magda Carstens hat mit dieser Version vermutlich recht. Tatsache ist, daß sich in dem jungen Herbert Frahm damals ungeheure Aggressionen aufgestaut haben müssen, die sehr bald ihren Niederschlag in ersten Artikeln fanden, die er als junger Sozialist im »Lübecker Volksboten« schrieb, dem Blatt, bei dem Julius Leber Chefredakteur war. Herbert Frahm, nach seinen eigenen Worten »sozusagen in den Sozialismus hineingeboren«, der zu den »Sozialistischen Kinderfreunden«, später zu den »Roten Falken« und dann, mit 15 Jahren, zu den »Roten Pionieren« gegangen war, wörtlich: »Der Jugendliche aus dem vollproletarischen Haushalt sucht Anlehnung. Und

das ist leicht erklärlich, denn im Elternhaus wird er sie meistens nicht finden können. Woher kommt es, daß Jugendliche aus unseren Gruppen ein ganz anderes Leben führen als gleichaltrige Kameraden aus ihrer Straße? Es kommt daher, daß die Jugendbewegung dem Genossen einen Halt gibt, einen Halt, den die Kameraden auf der Straße nicht haben. Die Jugendlichen des vollproletarischen Haushalts werden sich also leicht in die Gemeinschaft einordnen. Das ist für die Bewegung wichtig, wenn wir auch erkennen müssen, daß diese Genossen sich nicht so leicht an Ordnung und Disziplin gewöhnen können. Aber auch das ist erklärlich, denn durch die Zustände der proletarischen Klasse wird sicher nicht das Gefühl für diese Voraussetzungen der Gemeinschaft geschaffen...«

Man muß kein Psychologe sein, um festzustellen, daß diese Zeilen nur ein gefühlsmäßig stark ausgeprägter Junge schreiben konnte, der sich damit ein Emotions-Ventil verschaffte – einen Ersatz für Geborgenheit und Liebe im Kreis einer Familie. Herbert Frahm hat das nie erleben dürfen. Seine Mutter, die oft 12 Stunden am Tag als Verkäuferin im KONSUM arbeitete, konnte sich kaum um ihm kümmern. Die meiste Zeit verbrachte er bei seinem Großvater, dem alten Ludwig Frahm, der eine andere Frau geheiratet hatte, die der Junge nur mit »Tante« ansprach. Es muß für Herbert Frahm der schwerste Schock seines Lebens gewesen sein, als sich der Großvater später das Leben nahm. Die ganzen persönlichen Umstände machten den Jungen immer aggressiver, rissen ihn von Jahr zu Jahr mehr in den Strudel einer fanatischen Politik, der er sich jetzt im Alter – nach eigenen

Aussagen – wieder annähert. Wie so häufig bei alten Menschen, die später zu den »Idealen« ihrer Jugend zurückkehren.

Bei Herbert Frahm war der Wunsch nach einem Familienersatz so extrem ausgeprägt, daß sein Eintreten für den Sozialismus geradezu Religions-Ersatz wurde. Nach dem endgültigen Bruch mit seinem leiblichen Vater, versammelten sich im Sommer 1930 die Roten Falken auf Namedy, einer Insel bei Andernach am Rhein, in einem großen Ferienzeltlager. »Sozialistische Kinderrepublik« nannte sich dieses Zeltlager. Herbert Frahm nahm daran teil und durfte wegen seines Sprachtalents über das Lagerleben im Rundfunk berichten. Über die »Roten Zeltstaaten der Sozialistischen Arbeiterjugend« schrieb Herbert Frahm im Lübecker Volksboten:

»1/2 7 Uhr raus! Alles zum Strand und gewaschen. Dann großer Waldlauf, damit der letzte Rest des Schlafes weggejagt wird. Die Genossen sammeln sich um den Fahnenmast. Unter Trommelwirbel steigt die rote Lagerfahne. Nach einer Freizeit für die Gruppen treten um 10 Uhr alle Dorfgemeinschaften an und kommen zur Pioniersfeierstunde zusammen. Die Hamburger Trommler und Pfeifer leiten ein. Dann das Pionierlied und ein kräftiger Vorspruch. Karl-August Felke spricht einige Worte: Lager sind nicht neu in der Geschichte. Aber früher waren es Lager des Krieges, der Zerstörung. Wir haben ein Lager der Gemeinschaft aufgebaut... Der Höhepunkt des Tages aber wird die Kundgebung in Mölln. Vom Lager geht's in die Stadt, in denen die Spießer stehen und Mund und Ohren aufreißen. 1.000 Jungen und Mädels in Blau mit roten Halstüchern. Alle Kolonnen des Zuges in

bester Disziplin. Viele Gruppen, rote Sturmflaggen über den Häuption und durch den ganzen Zug rote Wimpel, die Sturmflaglein der Gruppen. Bei aller Hitze steigt ein Lied nach dem anderen, bis wir um 15 Uhr auf dem Marktplatz sind. Die Hamburger Fanfarenbläser schmettern ihren Aufruf durch den Ort. Genosse Krause (Mölln) begrüßt die Kundgebung. Die Ansprache hält Max Zelck (Hamburg). Wir wollen freie Menschen sein, wobei Freiheit nicht Schrankenlosigkeit sein soll. Wir wollen das Gesetz der Freiheit, Gerechtigkeit und Schönheit. Als Sozialisten, erfüllt mit dem Geist einer neuen Zeit, stehen wir gegen das politische Rowdytum auf. Wir haben Weg und Ideal vor Augen. Wir sind Revolutionäre: Pioniere der Gemeinschaft, des erlösenden Sozialismus.« Religions- und Familienersatz – anders kann man solche Formulierungen nicht charakterisieren.

Magda Carstens hat den späteren Willy Brandt nie geschätzt, seine Politik verachtet. Aber gehaßt hat sie ihn nicht. Nur eines konnte sie ihm nicht verzeihen: Daß er den eigenen Vater verleugnete, den Mann, den Magda Carstens bis zu ihrem eigenen Tod nicht vergaß und liebte. Als ich damals in meinem Buch »Willy Brandt – das Ende einer Legende« erstmals über Willy Brandts wirklichen Vater berichtete und etliche Fotos von ihm abdruckte, wurde die alte Frau Carstens von linken Journalisten bestürmt. Ein Dementi wollten sie der alten Frau entlocken. Nur einmal den Satz hören: »Es stimmt alles nicht. Siegerist hat die Geschichte erfunden. Mein verstorbener Mann ist überhaupt nicht Willy Brandts Vater.« Aber Magda Carstens dachte überhaupt nicht daran. Sie blieb bei ihrer Version. Die bösen Berichte des SPIEGEL

nahm sie kaum zur Kenntnis. Als ich Anfang April dieses Jahres noch einmal Pastor Max Pfeiffer besuchte, den Geistlichen, der am Grab der Frau die Trauerrede gehalten hatte, sagte er klar und deutlich: »Magda Carstens hat nie willkürliche Dinge behauptet. Trotz ihres hohen Alters war sie im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte. Ihr Denken war tief im Glauben verwurzelt. Ich halte mich aus der Politik heraus und habe auch nie mit ihr über Willy Brandt gesprochen, obwohl in Timmendorf jeder die Geschichte kennt. Warum hätte diese Frau die Unwahrheit sagen sollen?«

Erinnerungen an Brandts Stiefmutter

Der 48 Jahre alte Mediziner und Badearzt, Wulfgang Keß, war seit 1973 der Arzt von Magda Carstens. Er erinnert sich noch an etliche Details. Vor allem an die langen Skatabende mit der alten Dame. »Noch mit 99 Jahren hat sie bis in die Nacht Skat »gekloppt«. Wenn die Tochter schon müde wurde, kam Frau Carstens erst richtig in Form. Erst lange nach Mitternacht fragte sie zaghaft ›Sollten wir jetzt nicht besser aufhören?‹ Aber in Wirklichkeit hätte sie wohl noch gerne bis zum nächsten Morgen weitergespielt. Es war wohl nur eine Höflichkeitsfrage ihren Mitspielern gegenüber.« Schwer krank war Magda Carstens – so erinnert sich ihr Arzt – eigentlich nie. »Ein wenig Eisenmangel, hin und wieder einen kleinen Schnupfen, manchmal harmlose Herzrhythmus-Störungen. Aber nichts Ernsthaftes. Panische Angst hatte sie nur vor Blut-Abnahme. Da sträubte sie sich mit Händen und Füßen, war nur schwer von der Notwendigkeit zu überzeugen.« Auch ihrem Arzt hatte Magda Carstens die

Geschichte mit dem Vater Willy Brandts erzählt. Glaubt er daran? Wulfhard Keß: »Ich habe nicht den geringsten Zweifel. Die alte Dame war geistig unwahrscheinlich rüstig. Und oft ist es so, daß sich ältere Menschen bis in alle Einzelheiten an Dinge erinnern, die Jahrzehnte zurückliegen. Warum sollte Magda Carstens gelogen haben? Das hatte die alte Frau doch überhaupt nicht nötig. Sie war alles andere als eine Aufschneiderin oder eine unbeachtete Frau, die sich durch Ammenmärchen in den Vordergrund drängeln mußte.« Was weder Arzt noch Pfarrer wußten: Magda Carstens wollte es nicht zulassen, daß Willy Brandt nach ihrem Tod weiter ihren Ehemann als seinen Vater verleugnen kann – frei nach dem Motto: Jetzt gibt es keinen Zeugen mehr. Deswegen ließ Magda Carstens in meiner Anwesenheit einen Lübecker Notar zu sich ins Haus kommen und unterschrieb eine lange Eidesstattliche Versicherung, in der sie alle Einzelheiten meiner Berichte über Willy Brandts Vater in meinem Buch »Willy Brandt – Das Ende einer Legende« unterschrieb und den Wahrheitsgehalt bestätigte. »Von Brandt ist nichts Gutes zu erwarten. Vorsicht. Der sinnt auf Rache« – oft genug warnte sie mich mit diesem Satz.

Magda Carstens wird damit gerechnet haben, daß Brandt zu ihrer Beisetzung nicht kommen würde. Dankbarkeit gegenüber nahestehenden Menschen – das ist nicht gerade die größte Tugend des Sozialistenführers. Selbst für die eigene tote Mutter – Martha Frahm – hat er pro Jahr nicht mehr als 132 Mark übrig. Für diesen Betrag läßt er ihr Grab auf dem Lübecker Vorwerk-Friedhof pflegen. Billiger ist nur noch die reine Grabpflege ohne jegliche Bepflanzung, bei der nur Unkraut gejätet und die

Erde ein wenig angehäuelt wird. Als sich schon vor Jahren konservative Blätter empörten, kam die Antwort »Kampagne von Rechtsrädikalen«. Auch als ich in meinem ersten Brandt-Buch über diesen Skandal berichtete und sozialdemokratische Friedhofswärter zitierte, die sich für Brandt schämten und das Grab der Mutter auf eigene Kosten zusätzlich pflegten, gab es keine Reaktion von Brandt selber. Seit Jahren meidet er das Grab der eigenen Mutter. Der Mann, der in Polen als Kanzler vor kommunistischen Ehrenmälern auf den Knien herumrutschte, hat für seine eigene Mutter offenbar kaum etwas übrig. Am 25. Februar 1989 schickte die Gärtnerei Hermann Ulrich die letzte Rechnung an Willy Brandt. Adressiert an: Willy Brandt, Eschenbrender Straße 4, 5463 Unkel. Im August verfällt das Grab – sollte der Vertrag nicht verlängert werden. Willy Brandt sollte sich dafür zutiefst schämen.

Dankbarkeit gegenüber Menschen, denen Willy Brandt selber vieles zu verdanken hat. Das ist ein Kapitel für sich. Da gibt es nur das Beispiel mit dem Grab der Mutter.

Ich muß an Paul Stooß denken, den Travemünder Fischer, der Brandt 1933 über die Ostsee nach Skandinavien gebracht hatte. Bis zu seinem Lebensende wartete er vergeblich auf ein persönliches Dankeschön des inzwischen großen Politikers. Voller Enttäuschung trat der Sozialdemokrat Stooß sogar noch aus der SPD aus. Am Rande: Er war auch verärgert über die Dramatik, mit der Brandt später seine »stürmische« Flucht aus Deutschland beschrieb. Paul Stooß konnte sich noch genau erinnern, wie fast gemütlich und gefahrlos die Überfahrt über die Ostsee war. Als er das in einem Interview klarstellte,

korrigierte sich Brandt denn auch schnell. Wörtlich schrieb er als SPD-Vorsitzender in »Links und frei« (Hoffmann und Campe, 1982): »Die Überfahrt nach Rødbyhavn auf der dänischen Insel Lolland war stürmisch und unangenehm. Jedenfalls hat sie sich mir so eingeprägt. Der Fischer, der mich hinüberbrachte, erinnerte sich anders. Es habe sich um eine ganz ruhige Fahrt gehandelt, erzählte er, meine Seekrankheit sei Einbildung gewesen. Doch wer einmal richtig seekrank war, was bei mir nur in jungen Jahren vorkam, der wird das kaum vergessen. Im übrigen mag gerade ein solch kleines Beispiel – mit einem zugleich eklatanten und banalen Widerspruch – zeigen, was es mit den Schwierigkeiten des Sicherinnerns auf sich hat.«

Wie recht er hat, beweist das Vergessen seiner eigenen Pflegemutter, der schon erwähnten Ehefrau seines Großvaters, Ludwig Frahm. Diese Frau hatte ihn großgezogen. Doch kaum war er aus dem Haus – ließ er sich nie wieder bei ihr sehen. Bei einer Kundgebung von Willy Brandt 1961 auf dem Lübecker Marktplatz war für sie nicht einmal ein Stuhl in der Reihe der Ehrenplätze reserviert. Stattdessen mußte sie unbeachtet in der Zuschauermenge stehen. Der frühere Chefredakteur des »Stern« (ein Blatt, das Brandt sicherlich nicht allzu kritisch gegenüberstand), Peter Koch, schreibt dazu in seinem Buch »Willy Brandt«: »Ihr Stolz auf den Jungen, den sie aufgezogen hatte, mischte sich mit Eifersucht auf die leibliche Mutter, die sich kaum um ihn gekümmert hatte, jetzt aber einen Ehrenplatz vor dem Rednerpult einnahm. Die Frau erlitt Weinkrämpfe, ihre Nichte mußte sie vom Platz führen.« Als die Frau zwei Jahre später mit einem schweren

Schlaganfall im Krankenhaus lag, wartete sie vergeblich auf einen Besuch ihres inzwischen so berühmten Stiefenkels. Später lebte sie von der Sozialhilfe und 210 Mark Rente. Der wohlhabende Sozialist und »Vorkämpfer für kleine Leute«, Willy Brandt, hat sich niemals nach der Frau erkundigt, der er so viel zu verdanken hatte. Auch Leo Bauer, Ex-Kommunist und jahrelang enger Vertrauter von Brandt, wurde schnell vergessen, als er nicht mehr gebraucht wurde. Drei Tage und Nächte hatte der frühere »Stern«-Reporter mit Brandt an dessen erster Regierungserklärung als Bundeskanzler gefeilt. Später gehörte er zu den führenden Köpfen einer vom Kanzleramt geschickt gelenkten Kampagne, um Willy Brandt den Friedensnobelpreis zuzuschustern. Doch als er im Herbst 1972 im Sterben lag, dachte der Kanzler Brandt nicht im Traum daran, seinem alten Weggefährten wenigstens einen Abschiedsbesuch zu machen. Auf dem Sterbebett fragte Leo Bauer fast verzweifelt: »Warum kommt Willy nicht?«.

Willy Brandt als Jesus Christus

Willy kam nicht, weil er schon immer Menschen wie heiße Kartoffeln fallen ließ, wenn sie ihm nicht mehr nutzen konnten. Das haben seine Lebensgefährten, Freundinnen und Ehefrauen ebenso zu spüren bekommen wie politische Freunde. War das der Mann, den viele Journalisten 1972 zur Symbolfigur eines moralischen Politikers hochstilisiert hatten? Bei dem sogar Jesus Christus sein Kreuz auf dem Stimmzettel gemacht hätte – wie ein geschmackloser Wahlslogan behauptete? Mit dem Transparent »Christus würde Willy wählen« fuhr im Norden eine

Wählerinitiative mit einem Bus durch die Gegend. Ohne Rücksicht auf die Gefühle von religiös eingestellten Menschen und ohne einen Funken menschlichen Anstands wurde damals versucht, den Ex-Norweger Brandt/Frahm mit Jesus Christus in eine Reihe zu stellen. In dem 1973 erschienenen »Schein und Wirklichkeit« wird darüber folgendes berichtet: »Raffiniert hatte der Leiter des Pädagogisch-Theologischen Institutes in Kassel, Genosse Vierzig, in eine Materialsammlung für den Religionsunterricht der 12- bis 15jährigen unter dem Titel ›Jesus – Sohn Gottes?‹ keinen Geringeren als Willy Brandt eingebaut. Das in den Verlagen Schroedel und Benzinger erschienene Heft für den Religionsunterricht in der Sekundarstufe I schloß eine Reihe von Christusbildern, zum Teil im Che-Guevara-Stil, mit einem Foto von Willy Brandt ab. Es zeigte den SPD-Vorsitzenden allerdings nicht als zeitgenössischen Heiland verkleidet, sondern in seinem normalen bürgerlichen Habitus.« Brandt, in diesem Heft in die Reihe mit dem Sohn Gottes eingruppiert, war wohl eine der geschmacklosesten Blasphemien, die je vorgekommen sind. In der Broschüre, für die ein Autor Thomas Bruinier verantwortlich zeichnete, waren insgesamt sechs Jesusbilder verschiedener Künstler abgedruckt. Nach acht Seiten Text folgte dann unvermittelt das ganzseitige Foto des Genossen Brandt. Damit zielte man offensichtlich auf die Dummheit jener durch die Massenmedien ohnehin bereits gleichgeschalteten Bundesbürger, die noch religiöse Vorstellungen und Bindungen hatten, welche bisher dem roten Einbruch Einhalt geboten... So wurde, dank einer einmaligen, planmäßig gesteuerten Propaganda, die die Kunst eines Dr.

Joseph Goebbels weit hinter sich ließ, Brandt vom Saulus zum Paulus hochgelobt und damit der eigentliche Wählerwille bewußt manipuliert.«

»Menschlich ist von diesem Mannn nichts zu erwarten«, hatte mir Magda Carstens, seine Stiefmutter, gesagt. Hatte Sie unrecht?

Vielleicht vermittelte der Tod der alten Frau ihm das Gefühl: Jetzt kann ich meine Vergangenheit endgültig vergessen. Ist es ein Zufall, daß die Kampagne für sein Buch »Erinnerungen« erst nach dem Tod der alten Frau begann, daß Brandt erst nach ihrer Beisetzung mit der Vater-Arie in BILD und im AXEL-SPRINGER-Verlag aufwartete? War er sich sicher, daß ihm nun keiner mehr widersprechen könnte? Wie auch immer - Willy Brandt hätte sich dann verkalkuliert. Was er vermutlich nicht gewußt hat: Seine Stiefmutter hinterließ noch eine Tochter, Margot Horstmann, 86 Jahre alt ist sie. Sie kann sich noch genau an den jungen Frahm erinnern, weiß alles über seine Besuche im Hause des Vater Otto Carstens, mit dem ihre Mutter in zweiter Ehe verheiratet war. Ich erinnere mich noch gut an meine gemeinsamen Gespräche zwischen Magda Carstens und ihrer Tochter Margot Horstmann. Vom Alter her hätten die beiden Schwestern sein können. Magda Carstens war kaum 17, als ihre erste Tochter zur Welt kam.

Aber bis zu ihrem Lebensende: Für Magda Carstens war die ebenfalls hochbetagte Tochter immer noch das kleine Mädchen. Herzlich lachen mußte ich über eine Diskussion zwischen Mutter und Tochter, die ich nie vergessen werde. Es ging um ein Weihnachtsfest - einige Jahre nach dem Ersten Weltkrieg. Magda Carstens konnte sich

noch an die Weihnachtsgeschenke für den kleinen Herbert Frahm erinnern. Ein bunter Wollpullover und ein Paar Schuhe. Die Geschenke lagen in festlich verpacktem Papier unter dem Lichterbaum. »Der Junge stand mit strahlenden Augen vor dem Baum und vergaß vor Aufregung, das Paket zu öffnen«, wußte Magda Carstens noch. »Erinnerst du dich nicht?« fragt sie fast vorwurfsvoll ihre Tochter. »Nein«, kommt die schüchterne Antwort »nein - da muß ich wohl nicht zu Hause gewesen sein«. »Typisch«, brummt die alte Frau vor sich hin, »typisch für diese jungen Leute. Wer weiß, wo du dich da wieder rumgetrieben hast«. »Mama«, sagt Margot Horstmann, »wie kannst du nur....«. Dann legt sie ihre Mutter liebevoll eine weiße Serviette auf den Schoß, gießt Tee in eine alte Porzellantasse mit Jagdmotiven und stellt einen Teller mit Keksen daneben.

Seit 30 Jahren sind Mutter und Tochter unzertrennlich. In der Strandallee 62, einem ehemaligen Hotel der Familie, bewohnen die beiden Frauen zwei Wohnungen. Margot Horstmann in der zweiten Etage, die Mutter in der dritten. Aber die Tochter ist fast immer in der Wohnung der Mutter. Sie kocht, macht die Wohnung sauber - selbst nachts sieht Margot Horstmann hin und wieder nach der Mutter. Magda Carstens war schon 99 Jahre alt. Da fuhren Mutter und Tochter immer noch gemeinsam in Urlaub. Margot Horstmann saß dann am Steuer des Wagens. Nach Österreich ging es meist. Gestoppt wurde nur zum Tanken. Magda Carstens wollte immer »alles in einem Rutsch« schaffen. Pausen oder gar Übernachtungen auf dem Urlaubsweg waren für sie »überflüssig und Zeitverschwendung«. Auch nach ihrem 100. Geburtstag

wollte Magda Carstens noch einmal die österreichischen Berge sehen. »Aber nur im Wagen mit Margot«. Aus der Urlaubsreise wurde nichts. Margot hatte ihren Führerschein bei der Polizei abgeben müssen. Warum..... - das behielt sie für sich. Etwa 6 Monate nach ihrem 100. Geburtstag bekam Magda Carstens erste gesundheitliche Probleme. Das Herz und der Kreislauf, schließlich eine Lungenentzündung. Fast zu gleicher Zeit wurde die Tochter krank. Verdacht auf Krebs. Mutter und Tochter kamen ins Krankenhaus. Wie selbstverständlich gab man den beiden Frauen ein Doppelzimmer. Es dauerte nur knappe vier Wochen. Da war Magda Carstens wieder als erste auf den Beinen. »Sieh zu, daß du wieder gesund wirst«, ermunterte sie die Tochter. »Wir wollen hier doch keine Ewigkeiten bleiben.« Aber die alte Frau wollte sich mit diesen Sprüchen wohl auch ein wenig selber Mut machen. Mutter und Tochter hatten nach den Krankheiten die alte Kraft verloren. Nur widerwillig gingen sie in das »Timmendorfer Wohnstift«, ein gepflegtes Altenheim am Ortsrand. Auch dort bekamen die Frauen ein Doppelzimmer. Aber es war nicht mehr so wie früher. Mutter und Tochter wollten es nicht akzeptieren - aber sie waren auf die Hilfe anderer angewiesen. Nur zu ihrem 101. Geburtstag - da wollte Magda Carstens es so haben wie immer. 200 Gäste kamen zu Besuch, viele junge Leute. Magda Carstens hatte sie mit dem Kommentar eingeladen: »Ich will doch nicht nur alte Leute um mich haben.« Vorher hatte sie sich noch den Friseur ins Stift bestellt, eine Dauerwelle einlegen lassen. Zur Feier zog sie ihr Lieblingskleid an, das weiße mit den schwarzen Punkten. Kuchen mit viel Schlagsahne und Himbeeren aß sie - und

zusätzlich frische Nordseekrabben, ihr Leibgericht. Magda Carstens war noch einmal das Oberhaupt der großen Familie. »Nur einer fehlt jetzt noch«, meinte sie nachdenklich zur Tochter. »Nicht, weil ich ihn besonders liebe, aber weil dann vor meinem Tod mit seinem Vater noch alles ins reine käme.« Magda Carstens mußte den Namen des erwünschten Gastes ihrer Tochter nicht nennen. Sie wußte, daß Willy Brandt gemeint war. Mutter wollte es noch erleben, daß Willy Brandt sich offen zu seinem wirklichen Vater bekannte - zu Otto Carstens, ihrem verstorbenen Ehemann.

In mehreren Gesprächen hatte die alte Frau Carstens auch mir immer wieder den einen Satz gesagt: »Ich kann es einfach nicht ertragen, daß ein Sohn seinen eigenen Vater verleugnet. Das hat mein Mann nicht verdient. Außerdem: Wie kann man vom Frieden in der Welt reden - dafür den Friedens-Nobelpreis bekommen - wenn man noch nicht einmal dazu in der Lage ist, mit dem eigenen Vater Frieden zu schließen....« Aber die alte Frau wartete vergeblich. Willy Brandt - ihr Stiefsohn - war zur Beerdigung des eigenen Vaters nicht gekommen. Natürlich kam er auch nicht zur Geburtstagsfeier. Und was Magda Carstens geahnt haben wird: Er würde auch zu ihrer eigenen Beisetzung nicht kommen. Aber konnte man etwas anderes erwarten, von einem Mann, dem seine eigene tote Mutter pro Jahr nicht viel mehr als 100 Mark für die schäbigste Grabpflege wert ist.?

Die Geburtstagsfeier hätte Magda Carstens Auftrieb gegeben. Vielleicht überschätzte sie dadurch ihre eigenen Kräfte. Jedenfalls drängelte sie die Tochter: »Laß uns wieder zurück nach Hause. Ich fühle mich noch zu jung

für ein Altenheim.« Und tatsächlich: Magda Carstens setzte sich noch einmal durch. Mutter und Tochter zogen wieder in ihre Wohnungen in der Strandallee 62 ein. Ein spezielles Krankenbett wollte der Arzt für seine über 101 Jahre alte Patientin aufstellen. Aber wie nicht anders zu erwarten - bei Magda Carstens biß er mit diesem Vorschlag auf Granit. Doch schon nach drei Wochen zeigte sich, daß die von der Krankheit schwer angeschlagene Tochter die Mutter nicht mehr pflegen konnte. Magda Carstens kam zurück ins Wohnstift. Die Tochter bekam keinen Platz mehr. Das Haus war ausgebucht. Magda Carstens realisierte nur langsam, daß es nicht mehr so war wie früher, daß sie bettlägerig war - ein Pflegefall. Die 3.000 Mark Aufenthaltskosten im Heim pro Monat waren für die wohlhabende Magda Carstens leicht zu verschmerzen, aber auf die Hilfe anderer Menschen angewiesen zu sein. Die Frau, die sonst immer nur für andere da war, nie in ihrem Leben um Hilfe bitten mußte.....? Magda Carstens verlor ihren Lebensmut, wollte nicht mehr. Sie war zwar nicht ernsthaft organisch krank, hatte aber kaum noch die Kraft, sich selber aufzurichten. Ihr normales Bett hatte man mit einem Wasserbett vertauscht. So konnte sie sich nicht wundliegen. Die Tochter kam täglich, immer für mehrere Stunden, versuchte, die eigenen Gebrechen vor der Mutter zu verbergen. Noch oft sprachen die beiden Frauen von Willy Brandt. »Ich glaube nicht mehr, daß er kommt«, sagte Magda Carstens drei Tage vor ihrem Tod verbittert zur Tochter. »Getaugt hat er doch noch nie etwas«. Bittere Worte einer Sterbenden, die noch auf dem Totenbett darauf gehofft hatte, daß Willy Brandt seinen Vater, ihren Mann, so et-

was ähnliches wie rehabilitieren, sich zu ihm bekennen würde. In der Nacht vom 15. auf den 16. Oktober schlief Magda Carstens gegen 1 Uhr morgens friedlich ein. Noch fünf Stunden vorher war die Tochter bei ihr gewesen, hatte lange am Bett der Mutter gesessen und mit ihr über den nächsten Tag gesprochen. Magda Carstens wollte sich noch einmal den Friseur kommen lassen. »Man kann sich doch nicht gehenlassen«, meinte sie zu sich selber - fast vorwurfsvoll. Die Tage zuvor hatte sie lange Gespräche mit Pfarrer Pfeiffer geführt. Gespräche, aus denen der evangelische Orts-Geistliche den Eindruck gewann, daß Magda Carstens noch bis zum Schluß im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte war, »eine Frau, die sich zu ihrem Glauben bekannte und darin verwurzelt war«. Und: »Eine Frau, die niemals leichtfertig etwas behauptet hätte.« Eine vorsichtige Anspielung des Pfarrers auf die auch ihm bekannte Geschichte mit dem Vater von Willy Brandt. Ein Thema, über das die beiden aber nie miteinander gesprochen hatten und in das sich Pfarrer Pfeiffer auch nicht »hineinziehen lassen möchte«. Aber zurück zu Margot Horstmann, der inzwischen 86 Jahre alten Tochter Magda Carstens. 5. April 1989, 12.45 Uhr, im Hause Strandallee 62, Fast direkt an der Promenade des Timmendorfer Strandes. Früher war das beigefarbene Mietshaus aus der Jahrhundertwende - genau gegenüber dem Landhaus Carstens - das »erste Hotel am Platz«. Hotel Demori hieß es. Benannt nach seinem Erbauer. Von hier aus kann man das Wellenrauschen der nicht einmal 100 Meter entfernten Ostsee hören. Magda Carstens hatte das Hotel berühmt und groß gemacht. Im Hausinneren erinnert nichts mehr an die Zeit



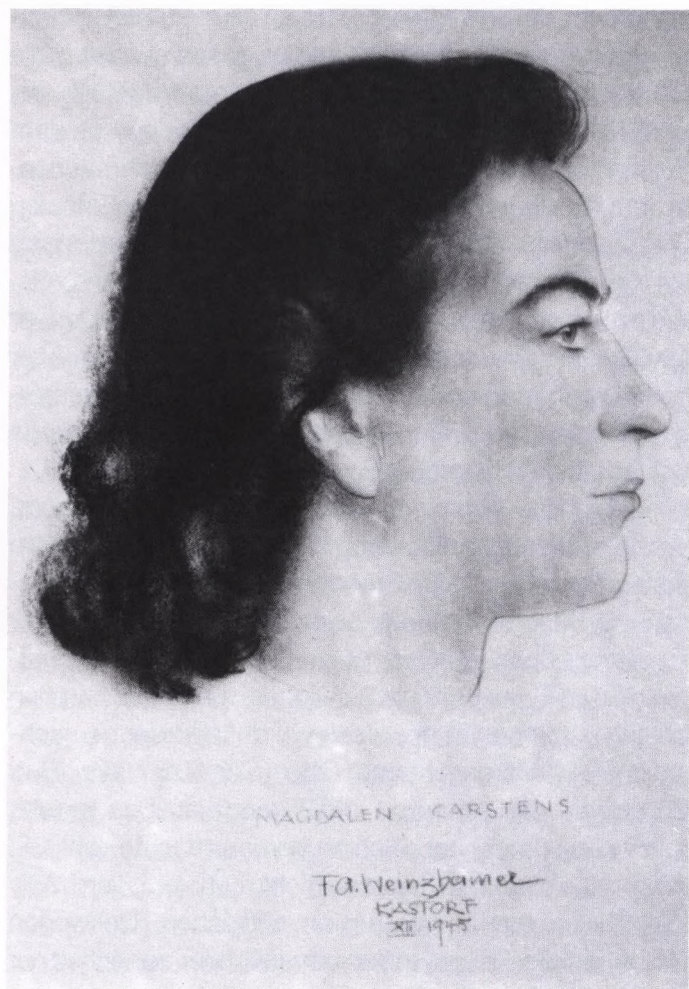
Pfarrer Max Pfeiffer: „Magda Carstens hätte nie etwas leichtfertig behauptet.“ Dieser Mann trug Brandts Stiefmutter zu Grabe.

des Erbauers. Die reich verzierten Türen und Decken sind erst vor wenigen Jahren einer Renovierung zum Opfer gefallen. Das einzig Nostalgische ist der Fahrstuhl im Treppenhaus. Der Fahrkorb bewegt sich noch durch einen offen einsehbaren Metallgitter-Schlauch auf und ab. Dafür riecht es im ganzen Treppenhaus nach Ölschmiere, mit der das Zahnrad eingefettet wird. Im zweiten Stock steht Margot Horstmann vor der Tür. Sie hat nach mehrfachem Summen der Klingel die Tür einen Spalt breit geöffnet. Einen purpurfarbenen Morgenmantel trägt sie. Eine dunkle, große Brille verdeckt das halbe Gesicht. Vermutlich möchte sie damit ein wenig verbergen, daß es ihr gesundheitlich schlecht geht. Die Angst vor einer Krebskrankheit, dann nach dem Tod der Mutter ein Schlaganfall. Durch den Tod der Mutter hat die verwitwete Margot Horstmann ihren Lebensinhalt verloren. Immerhin haben Tochter und Mutter 30 Jahre zusammengelebt. Margot Horstmann ist schmal geworden.

»Danke, daß Sie kommen. Ich fühl mich nicht sehr wohl. Aber es geht schon wieder«, sagt sie und bittet mich ins Wohnzimmer. Eine Etage höher war die Wohnung der Mutter. »Die ist vermietet«, sagt Margot Horstmann nachdenklich. Der Name »Carstens« an der Haustür wurde einfach vergessen. Das Namensschild wurde nicht abmontiert. Im Wohnzimmer erkenne ich die kleine Glasvitrine der Mutter wieder. Voll mit altem Porzellan und Silber. Vor dem Fenster steht der mit rot-goldenem Stoff bezogene Sessel, in dem Magda Carstens bei ihrer Tochter immer gesessen hatte. Hier wurde ihr das Abendessen serviert. Belegte Brote, liebevoll zu kleinen Häppchen geschnitten. Auf den Schoß kam ein buntes

Handtuch als Servietten-Ersatz. »Für meine Kleckereien«, hatte Magda Carstens immer geschmunzelt. »Die anderen Möbel wurden unter den Kindern aufgeteilt«, erklärt Margot Horstmann. Auf dem Fußboden vor dem Schränkchen stehen zwei dunkelbraune Bilderrahmen. In dem einen steckt ein altes, leicht angegilbtes Foto von Otto Carstens. Das andere ist eine Aquarell-Zeichnung mit dem Porträt der Mutter. »Magdalen Carstens, Gs. Weinzbamer Kastor XII. 1945« steht darunter. »Da war sie 59 Jahre alt«, sagt Margot Horstmann. »In dem Alter hatte Brandt gerade die berühmigten Ostverträge unterschrieben«, denke ich. Laienhaft aufgesetzte Verträge des Amateur-Diplomaten Egon Bahr.

Wir sprechen, wie so oft, noch einmal über Willy Brandt. Was die Öffentlichkeit bislang nicht erfuhr: Nach meinem ersten Buch über Willy Brandt (»Das Ende einer Legende«) war Magda Carstens gemeinsam mit ihrer Tochter zu einem Lübecker Notar gegangen. Beide Frauen hatten dort an Eides Statt die Richtigkeit meiner Recherchen bestätigt, mit denen bewiesen wurde, daß der deutsch-nationale Amtsgerichtsrat Otto Carstens aus Bad Schwartau der Vater von Willy Brandt ist. Das ist jetzt rund zwei Jahre her. Schon damals dachte ich mir: »Wenn die alte Frau Carstens nicht mehr lebt, wird Willy Brandt eine neue Vater-Vision auftischen. Deswegen nenne ich als Zeugin in meinen Büchern zunächst nur Magda Carstens. Die Tochter präsentiere ich erst dann, wenn Willy Brandt sich sicher ist, daß es keinen lebenden Zeugen mehr gibt.« Ganz falsch sind diese Überlegungen ja wohl nicht gewesen. Denn es kann kaum noch einer an Zufall glauben, daß Willy Brandt rund ein Jahr nach



Magda Carstens - 1945 wurde dieses Bild von Brandts Stiefmutter gemalt. 101 Jahre alt sollte sie werden.

dem Tod seiner Stiefmutter bei SPRINGER in Berlin und in BILD ankündigte, das Geheimnis um seinen Vater lüften zu wollen.

Margot Horstmann, eigentlich seine Stiefschwester, steht noch heute in vollem Umfang zu dieser Eidesstattlichen Versicherung. Kein Wort davon würde sie zurücknehmen oder ändern. »Ich erinnere mich viel zu genau an den jungen Frahm. Ich habe noch das Notizbuch, in dem Otto Carstens pingelig-korrekt die Alimentenzahlungen an Willy Brandts Mutter, Martha Frahm, verzeichnet hat. Es gibt nicht den geringsten Zweifel. Wenn Willy Brandt jetzt ankündigt, daß er den Namen des Vaters nennen will, hoffentlich sagt er dann die Wahrheit und tischt nicht eine neue Version auf.« Margot Horstmann ist keine ängstliche Frau. Aber sie fürchtet sich ein wenig vor Brandt. Vielleicht ist es übertrieben, wenn sie sagt: »Ich bin der letzte Zeuge, der mit eigenen Augen von den vielen Begegnungen zwischen Willy Brandt und seinem leiblichen Vater berichten kann. Ich weiß alle Einzelheiten, kann jedes Wort bezeugen. Nur Willy Brandt und ich - wir sind die einzigen Überlebenden. Aber ich bin eine alte und kranke Frau. Willy Brandt ist ein mächtiger Mann. Er muß meine Familie hassen, hat nicht gewußt, daß ich noch lebe. Wenn er jetzt selber über seinen Vater sprechen will und möglicherweise den Unsinn vom angeblichen Julius Leber als Vater auftischt, dann stehe ich im Wege. Nein, nein, ich phantasie nicht. Jedenfalls werde ich künftig vorsichtig sein, meine Türen besser absichern.«

Was immer man von diesen Äußerungen der alten Frau halten mag: Ganz unbegründet ist ihre Furcht sicherlich

nicht. Brandt selber war zwar Zeit seines Lebens mimosenhaft empfindlich und wehleidig, wenn er angegriffen wurde, aber rabiat und wenig rücksichtsvoll im Umgang mit Menschen, die ihm schaden könnten. Ich selber werde künftig häufiger die alte Frau besuchen und nach ihr sehen. Nach einer guten Stunde verabschiede ich mich bei ihr. Margot Horstmann ist sichtlich erschöpft. »Sie können sich auf mich verlassen«, sagt sie zum Abschied. »Ich bleibe bei der Wahrheit. Schon wegen meiner Mutter. Vielleicht erlebe ich es noch, daß Willy Brandt offen zugeben wird, daß Otto Carstens sein Vater ist.«

Noch einmal will ich das Grab von Magda Carstens sehen, Willy Brandts Stiefmutter. »Waldfriedhof« - ein weißes Holzschild mit altdeutschen Buchstaben an der Bundesstraße 76 deutet den Weg. Der Eingang zum Friedhof besteht aus einer alten, schon angegrünzten Jägerzaunpforte. Davor führt ein Reitweg in das angrenzende Wäldchen. Hinter verrosteten Fahrradständern erinnert die Friedhofsordnung an die Würde des Ortes: »Der Friedhof ist die Stätte, auf der unsere Verstorbenen zur letzten Ruhe gebettet werden.« »Zweiter Gang links«, so hatte mich Margot Horstmann an das Grab der Mutter erinnert. 30 Schritte brauche ich, dann sehe ich die großen schwarzbraunen Kupferbuchstaben auf dem Stein: »Magda Carstens, geb. Gross, 18.7.1886 + 16.10.1987«. An ihren in Eutin ruhenden Ehemann, Willy Brandts Vater, wird erinnert: »Zum Gedenken Otto Carstens 1.12.1880 + 20.12.1930«. Hinter dem etwa 120 Zentimeter hohen Granit-Grabstein ragt eine mächtige Fichte in den Himmel. Kniehohe Tannenbäumchen umrahmen das Grab, auf dem noch die Winterabdeckung liegt. Zaghafte Son-

nenstrahlen zeigen auf die vielleicht 100 Meter entfernt liegende Trauer-Kapelle. Abgerundete bunte Fensterchen, roter Ziegel. Vom Grab aus kann man durch die Tannen gerade noch den Backsteingiebel und das weiße Holzkreuz auf der Dachspitze sehen. Durch die Grabreihen zieht ein kräftiger Wind von der Ostsee herüber. Im Hintergrund lärmten die auf der Schnellstraße vorbeirauschenden Autos. Nur eine dünne Tannenreihe verdeckte den direkten Blick auf die Straße. Ein vorbeikommender Gärtner bleibt neben mir stehen: »Ja, ja«, sagt er, »Magda Carstens, die kannten wir alle.« Dann schlurft er weiter zum Eingang und öffnet die Pforte für einen Leichenwagen, der langsam auf die Kapelle zurollt.

Magda Carstens hat ein würdiges Grab. Ich denke an das schäbige Armengrab von Martha Frahm, der Mutter Willy Brandts. Womit hat sie das verdient? Aber - wie gesagt - Dankbarkeit gegenüber engsten Freunden, Mitarbeitern oder auch gegenüber den eigenen Angehörigen, die starke Seite Willy Brandts war das noch nie. Da wird zum Beispiel immer wieder behauptet, daß der alte sozialdemokratische Führer im Umgang mit Frauen viel Herz und menschliche Wärme zeigen würde. Das Gegenteil ist der Fall. Frauen waren für Brandt/Frahm wie Einwegflaschen. Ex und hopp. Sie wurden benutzt - ausgenutzt. Danach: Weg damit. Hier nur wenige Beispiele von seinen vielen Liebschaften, »Freundschaften« und Ehen.

Willys unrühmliche Frauengeschichten

Da war zum Beispiel Gertrud Grewe, seine erste Freundin aus Lübeck. Der junge Herbert Frahm hatte sie in der so-

zialistischen Jugendbewegung in Lübeck kennengelernt. Das 19jährige Mädchen himmelte ihn an. Als Brandt 1933 fluchtartig Deutschland verließ und nach Norwegen ging, folgte dieses naive Mädchen ihm schon einen Monat später. Sie half Brandt an allen Ecken und Kanten. Schnell hatte das gutaussehende und sympathische Mädchen in Norwegen Freunde gefunden, von denen sie Tips und Ratschläge bekam, die Herbert gut gebrauchen konnte. Aber bald brauchte der junge Frahm die Hilfe dieser Frau nicht mehr. Der Name eines neuen Mädchens tauchte auf: Hilde Walter. Auch schwärmte Brandt zunehmend von dem »lebenslustigen Pflaster« in Prag. 1939 ging Gertrud schwer enttäuscht in die Vereinigten Staaten. Willy Brandt hatte sie »abgehakt«. Er brauchte sie nicht mehr - überflüssig.

Nummer 2 – ein Mädel, dessen Namen Brandt nicht nannte, hatte er schon auf seiner seltsamen »Flucht« aus Deutschland nach Norwegen kennengelernt. Auf einer Schiffsfahrt von Kopenhagen nach Oslo. Eine Norwegerin. Im elterlichen Haus des Mädchens, der Vater war Chefredakteur einer liberalen Zeitung, konnte er die ersten Wochen nach seiner Ankunft wohnen. Originalton Brandt, der nicht typischer sein kann und kennzeichnend ist für seinen Umgang mit Frauen: »Man muß sich einzuordnen wissen.« Aber die kurze Liebelei war nicht von Dauer. Gertrud Grewe stand damals ja noch »auf der Matte«.

Dann Nummer 3: Carlota Thorkildsen. Zwar neun Jahre älter als er – aber Sekretärin beim bedeutenden Institut für vergleichende Kulturforschung. Eine weltgewandte junge Frau – wendiger, einflußreicher und intelligenter als

Gertrud Grewe – trotzdem treu ergeben. Sie studierte Sprachen und Soziologie in Paris, später Volkswirtschaft in Oslo. Der Vater norwegischer Ingenieur. Carlota ebnete ihrem Geliebtem fast alle Wege in Norwegen. Brandt hatte sich schnell in der elterlichen Wohnung einquartiert. Am 30. Oktober bekam Carlota ein Kind. Ninja hieß das Mädchen. Brandt, der seine eigene uneheliche Geburt ja immer als besonders belastend empfunden haben will, hatte sich zu der Zeit nach Stockholm abgesetzt. Geheiratet hatte er Carlota noch nicht. Das holte er am 30. Juni 1941 nach. Aber nur zwei Jahre später zog Carlota aus der gemeinsamen Wohnung aus. Brandt hatte die 16 Jahre jüngere Rut Bergaust kennengelernt. Carlota konnte gehen. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan...

Nummer 4: Rut Bergaust, geborene Hansen. Schon während seiner Ehe mit Carlota hatte Brandt Rut kennengelernt. 30 Jahre alt war er damals. Aber Rut war noch verheiratet. Ihr Mann war schwer lungenkrank, lebte in einer schwedischen Heilstätte. Auch Brandt war noch mit Carlota verheiratet. 1946 starb Ruts Ehemann einsam und verlassen während der Weihnachtstage. Jetzt stand nur noch Carlota einer neuen Heirat im Wege. Aber erst im Januar 1948 willigte sie in die Scheidung ein. Wenig später heiratete Brandt das sozialistische Mädchen Rut. Ende Oktober 1948 kam Sohn Peter zur Welt.

Schon wenige Jahre nach der Eheschließung mit Rut, Nummer 5. Vermutlich die einzige Frau, die Brandt nicht so schnell vergessen wird – Susanne Sievers.

Unter dem Autorennamen »Claire Mortensen« erschien Anfang der Siebziger Jahre im »HUMBOLDT-Verlag« ein Buch unter dem Titel »...da war auch ein Mädchen«. We-

nig später wurde der Inhalt des gleichen Buches in einem anderen Verlag unter dem Titel »Willy Brandt ohne Heiligenschein« nachgedruckt. Beide Bücher fanden nur eine geringe Verbreitung und wurden der Öffentlichkeit kaum bekannt, obwohl der Inhalt geradezu sensationell und bezeichnend für den Charakter Willy Brandts war. Hier der stark gekürzte Buchtext:

»Anfang 1951 begegnete Willy Brandt in Bonn jener Frau, die ihm nach seinen eigenen Worten »mehr wurde als nur eine Liebelei«.

Susanne Sievers, seit kurzem erst als Sekretärin aus dem ersten Deutschen Bundestag ausgeschieden und nun Redaktionsassistentin der »Westfälischen Rundschau« in Bonn, war dem Willy Brandt schon länger aufgefallen. Doch seine Bemühungen, sie persönlich kennenzulernen, scheiterten, bis der Zufall ihm dann half.

Es war an einem verregneten, feuchtkalten und nebligen Winterabend in Bonn. Das große weiße Gebäude des Bundestages versank grau in der Dunkelheit. Das blaue, aufdringliche Neonlicht war in den meisten Räumen des Hauses längst erloschen. Der Lichtschein einzelner Schreibtischlampen stach aus den Zimmern der oberen Etagen wie Finger in die Schwärze der Nacht. Die Letzten trennten sich von ihren Schreibtischen, an denen sie bis jetzt durch Fleiß, Strebertum oder mit eigenen Plänen beschäftigt und gefesselt waren. Das scharrende Geräusch eines zurückgeschobenen Stuhles, das harte Echo einer zufallenden Tür drang fast störend in die Stille der langen mattglänzenden Gänge, die nur notdürftig zu so später Stunde erhellt waren. Doppelt laut schallten vereinzelte



Susanne Sievers. Sie war Brandts Geliebte - saß seinetwegen vier Jahre im Zuchthaus.

Schritte und ließen sich bis zum Ausgang verfolgen. Von den weitgeöffneten Türen des Plenarsaales wurde der Blick vorübereilender Menschen wie magnetisch angezogen, löste sich von den bizarren Schatten der Blätterpflanzen in der Halle und glitt über das leere, von den Abgeordneten verlassene Gestühl. Matt schimmerte weit in der Tiefe des Saales das Symbol der Republik. Der Adler – ein gutmütiges Tier ohne Krallen – breitete seine Fittiche gleichgültig über Rechts wie Links und ganz Links aus. Hochmütig blickte er auf die Glaswände zu seiner rechten Seite, an denen vereinzelte Nebelschwaden vom nahegelegenen Rhein in feuchten Spuren abwärts liefen.

Zahllose, vom Boden leuchtende Papierfetzen – bedeckt mit Notizen und Figürchen der Langeweile – lagen greifbar nahe für den Neugierigen, der dennoch nicht wagte, sich ihrer zu bemächtigen. Das Heer der Putzfrauen würde sie am frühen Morgen einfach einfegen und vernichten.

Durch die Vorhänge des Restaurants fällt vom letzten Viertel ein Lichtschatten auf die Terrasse. Der jugendliche Pächter, Paul La Roche, verabschiedet seine späten Gäste, die sich trotz der tristen und nüchternkalten Umgebung nicht eher trennen konnten. Aus den tiefgelegenen Restauranträumen kommend, wird auf der Treppe noch ein letzter Versuch unternommen, den Gesprächspartner des Abends von der eigenen und zweifelsohne besseren Ansicht zu überzeugen. Neue Diskussionen werden wach und schieben um Minuten den Abbruch auf. Journalisten machen sich eifrig die letzten Notizen über Wortfetzen, Hinweise, politische Details und Termine.

Ideen der anderen werden als eigene registriert und eingeplant.

Von der schwarzen Tafel in der Vorhalle stehen – wie kleine brave Schüler – Abgeordnete, die mit einem besorgten Blick den Stundenplan des folgenden Tages beäugen, bevor sie das Gebäude verlassen. Das nasse Katzenkopfpflaster der Straße erweckt auch hinter dem Schutz der großen Glastür noch Abscheu. Noch kann sich niemand entschließen, nach draußen zu gehen.

Der Pförtner hockt verschlafen in seinem Glaskasten. Mürrisch erfüllt er die letzten Wünsche für heute. Ein wenig schadenfroh räkelt er sich in der Wärme seines Käfigs und blinzelt auf die nur zögernd nach draußen tretenden Gestalten, die fröstelnd die Schultern heben, noch ehe sie die feuchtkalte Nachtluft trifft. Vereinzelte heisere Schiffssirenen vom Rhein vermischen sich mit dem ungeduldigen Hupen des letzten Omnibusses, der leise ratternd in der kleinen Seitenstraße steht; bereit, die restlichen Nachzügler noch aufzunehmen – nicht aber bereit, noch länger zu warten. Müde Gesichter gleiten wie Schemen vorbei – tauchen draußen kurz noch einmal auf und verschwinden endgültig.

Eine letzte Gruppe ballte sich plaudernd und lachend am Ausgang und verspernte den Weg. Menschen, die mit zufriedenen Gesichtern noch ein Wort wechseln wollen; andere, die nichts mit sich anzufangen wußten, nachdem der Arbeitsrhythmus aufgehört hatte und nun jede Gelegenheit noch wahrnehmen, sich an der imaginären Wärme des Nächsten zu klammern, ehe sie lustlos in ihre gemieteten Kammern und einsamen Betten verschwinden mußten.

Abgeordnete, die durch die Wagen der Fahrbereitschaft in ihr Quartier oder in eine der kleinen Bonner Weinstuben gebracht werden wollten, um am Ende eines langen Arbeitstages mit einem Schoppen Abstand zu gewinnen vom Ärger und dem übrigen Alltagskram eines Parlamentariers.

Auch in den Pressebaracken auf der gegenüberliegenden Straßenseite – ein Provisorium unter alten Bäumen – verlöschte nun das Licht. Neues ist nicht mehr zu erwarten. Wenigstens nicht mehr in der Umgebung des Parlamentes. Die Fernschreiber schweigen schon seit Stunden. Jetzt gibt es keine Neuigkeiten mehr aus Bonn zu melden. Die Welt hat ihrerseits das Interesse an Bonn verloren. Auch die Journalisten sind froh, die Baracken verlassen zu können und gesellen sich zu den Wartenden am Ausgang des großen Gebäudes – immer noch neugierig, aber noch durstiger und bereit, sich auch dem Letzten anzuschließen, denn immerhin könnte gerade der Letzte die Spalten von morgen füllen«.

Dann wird in den Büchern die schicksalhafte Begegnung so geschildert: »Hier vor dem Fenster der Pförtnerloge trafen sich Willy Brandt und Susanne Sievers. Sie kamen zum ersten Mal in ein Gespräch. Er wollte mit einem Bundestagswagen in eine kleine Kneipe der Innenstadt fahren, um dort den Abend zu beenden und die Nacht zu verkürzen. Susanne wollte in die, für Bundestagsabgeordnete und Presseleute vorgesehene Spätvorstellung in die »Stern«-Lichtspiele. Dankbar nahm sie Brandts Angebot, mit ihm in dem inzwischen vorgefahrenen Wagen nach hineinzufahren, an. Im Wagen entschloß sich Willy Brandt dann, die Gelegenheit beim Schopf zu fassen und

vorerst auf den Alkohol zu verzichten und mit Susanne den Film zu besuchen, in der Hoffnung, daß das Ende der Vorstellung nicht auch das Ende des Abends sein würde. Der Film: »So grün war mein Tal« war ihm bereits im Originaltext bekannt. So benutzte er lieber die Dunkelheit des Raumes und das vertrauliche Nahebeieinander, um seine Nachbarin – die vom Film gefesselt schien – zu beobachten. Sie gefiel ihm immer besser, und er wäre gern mit ihr allein gewesen.

Susanne, obgleich der Leinwand zugekehrt, fühlte instinktiv, daß Willy Brandt sich mit ihr beschäftigte. Sie warfen sich kurze Blicke zu und lächelten sich an. Als er plötzlich für einen Moment seine Hand auf ihren Arm legte, bekam sie Herzklopfen, über das sie zwar später lachen mußte – aber im Moment war es einfach da und kaum zu verbergen.

Doch beim Verlassen des Lichtspieltheaters war das schon fast vergessen. Ein Abgeordneter, der gerade mit einer Parlamentariergruppe aus den USA zurückgekommen war, wartete draußen auf sie. Mitten in dem Knäuel der aus dem Kino drängenden Menschen – die von Halbwüchsigen, die draußen herumlungerten, aufgehalten wurden – drang die Bitte Willy Brandts an das Ohr von Susanne, mit ihm doch noch eine Flasche Wein zu trinken. Er wollte den Abend zu zweit auskosten und beenden. Er fand nicht viel Gegenliebe. Susanne zögerte zwar einen Moment, als sie sah, daß er ein wenig traurig den Kopf hängen ließ, aber andererseits lockten doch die frisch aus Amerika importierten Stories, die sie gewiß zu hören bekommen würde und die sich vielleicht später zu Papier bringen ließen. So stieg sie mit einem »tut mir sehr

leid – vielleicht ein anderes Mal« ins Auto von August Martin Euler, dessen Fahrer sie zu »Meyer« am Kaiserplatz brachte.

Susanne Sievers war 30 Jahre alt, geschieden, und hatte zwei Kinder, die bei den Großeltern lebten, um tagsüber nicht allein zu sein. Groß, schlank, mit graugrünen Augen und einem geschickt dazu gewählten roten Haarton, wirkte sie sehr attraktiv, ohne jedoch schön zu sein. Sie besaß aber sehr viel Charme – und sie wußte das auch. Bereits als Sekretärin im Deutschen Bundestag war sie unter den zahlreichen Damen des Sekretariats angenehm aufgefallen, und ihre Arbeitskraft wurde von den Abgeordneten nicht gering eingeschätzt.

Diesem Arbeitseinsatz und der ihr eigenen Selbständigkeit verdankte sie dann, daß Dr. Kalveram sie dem Ausschuß-Assistenten des neugegründeten sogenannten »Spiegel-Ausschusses« zur Unterstützung zuteilte.

Herausgerissen aus dem Schema der Kanzlei, sah sie sich plötzlich im Lichte der Öffentlichkeit und im Kreise der juristisch routinierten Abgeordneten der CDU, FDP und SPD, die alle Mitglieder dieses Ausschusses waren.« Weiter heißt es dann über Susanne Sievers: »Die ihr völlig neue Atmosphäre dieses Ausschusses nahm Susanne gefangen. Interessiert stürzte sie sich auf das unbekannte Arbeitsgebiet, reagierte schnell und wußte sich geschickt anzupassen. Sie schaffte es, innerhalb weniger Tage im Ausschuß und beim Publikum beliebt zu werden. Sie war äußerst aufmerksam in den Sitzungen des Ausschusses und hatte die Akten im Kopf. In den kurzen Sitzungspausen umsorgte sie »ihre« Abgeordneten mit hausfraulichem Geschick. Sie hatte ein Gespür dafür,

wenn Bescheidenheit am Platze war und wußte energisch aufzutreten, wenn es galt, den Ausschuß vor unangebrachter Neugier zu schützen.

Man spürte, es war nicht Strebertum, was sie dazu trieb, mehr zu tun, als man schlechthin von einer Sekretärin erwarten konnte. Die ganze Arbeit machte ihr einfach viel Freude.

Der Bundesratssaal im Bundeshaus war lange Zeit – im Gegensatz zum Plenum – die besuchteste Arena in Bonn, in der politische Gladiatoren zum Kampfe antreten mußten.

Aufgabe des Ausschusses war es, Klarheit zu schaffen, ob die im »Spiegel« erhobenen Vorwürfe, es seien Bestechungsgelder an Abgeordnete gezahlt worden, die bereit waren, zugunsten Bonns ihre Stimme abzugeben, zu recht bestünden.

Die Männer, die im Zeugenstuhl Platz nehmen mußten, wünschten sich gewiß manchmal, wenn die Fragen wie Bohrer in ihnen wühlten, weit weg zu sein. Wer den Blick, den Ton der Stimme, die Bewegung der Hände mancher dieser Zeugen beobachtete, konnte schnell feststellen, wem der Sorgenstuhl, auf dem jeder auszuharren hatte, nur ein Zeugenstuhl war oder zur Anklagebank wurde.

Journalisten, deren Steinwürfe empfindliches Glas getroffen hatten, wanden sich stammelnd und verrieten, von der grandseigneurialen Beherrschtheit des CDU-Abgeordneten Gerd Schröder in die Enge getrieben, ihre Informanten. Rudolf Augstein, der mit dem Artikel den Akzent auf den Inhalt aller weiteren Ausgaben seiner Zeitschrift gesetzt hatte, verdanke dem Ausschuß zwar eine kometenhafte Auflage des »Spiegels«, sein persönliches

Auftreten war aber das eines bösen Schulbuben, der von der Lehrerkonferenz wegen mutwillig eingeschlagener Fensterscheiben zur Rechenschaft gezogen wird.

Anton Donhauser, ein bayerischer Zweimetermann mit treuherzig dreinschauenden blauen Augen – Schlüsselfigur der im Ausschuß-Mittelpunkt stehenden Bayern-Partei – den sein figurenreicher Wortschatz zum charmanten Plauderer stempelte, gelang es, die Sympathien aller zu erringen. Nur zögernd versuchte man, ihn in die Enge zu treiben, und wenn die väterlich mahnende Fragemethode des FDP-Abgeordneten Dr. Neumaier und die bei aller Strenge in der Form spürbare Güte des Vorsitzenden, Dr. Semler, ihm goldene Brücken gebaut hatten, auf denen er bübisch herumturnte, atmeten die Zuhörer befriedigt auf.

Der CSU-Abgeordnete Franz Josef Strauß, von seinen Freunden nur Josef gerufen, verdiente sich durch seine fröhliche Schlagfertigkeit als Zeuge das Wohlwollen der Zuhörer und seine ersten Erfolge als Rhetoriker. Man schmunzelte über seine Geschicklichkeit, manch ernstgemeinte Angriffe bereits im Keim zu ersticken.

Dem Ausschuß-Mitglied der SPD, Walter Seuffert, zu meist eine Hand auf dem Tisch, den anderen auf dem Nachbarstuhl, war nur durch ein kleines Aufblitzen hinter den Brillengläsern anzumerken, wenn er im Begriff stand, das Netz seiner Fragen über einen Zeugen zu werfen, der dann bald zu zappeln anfang.

Der Ausschuß, der in internen Sitzungen aus politischen Gründen längst nicht immer einer Meinung sein konnte, war sich in der Meinung über die Ausschuß-Sekretärin völlig einig. Das stellte sich heraus, als eines Tages der

Direktor des Bundestages der Sievers verbot, weiter im und für den Ausschuß zu arbeiten und sie zurück in die Kanzlei schickte. Damit verlor er vorübergehend die Gunst der Ausschußmitglieder, die er weder informiert, noch gefragt hatte. Eine vorangegangene Kontroverse zwischen ihm und der Sievers – deren Ursprung dummes Geschwätz des jungen Geschäftsführers im Bundeshausrestaurant, Walter Zens, und der Sekretärin von Professor Carlo Schmid, Gretel Finkbeiner, war – fiel zuungunsten der Ausschuß-Sekretärin aus.

Zwar hatten Direktor Troßmann und Susanne Sievers schon oft am Stammtisch des Paul La Roche – der ständig um Sympathien warb, die er als junger Pächter dringend benötigte – mit anderen das Glas erhoben. Auch gehörte Susanne eine Zeitlang zu jenem Kreis, der in einem der unteren Büroräume am Eingang bei »Sonderveranstaltungen« teilnahm, aber hier stand die Vertraute von Carlo Schmidt – dem Vizepräsidenten des Bundestages – eine Stufe höher, und ihre Aussage hatte mehr Gewicht, auch wenn sie persönlich als befangen gelten mußte (sie heiratete den Geschäftsführer und ließ sich nach kurzer Zeit wieder scheiden).

Aber diese Vorgänge interessierten die Herren vom Ausschuß nicht. Direktor Troßmann mußte es dulden, daß Susanne Sievers wenige Stunden nach dem ergangenen Befehl – zwar mit rotgeweinten Augen, aber glücklich – wieder in ihren geliebten Ausschuß einzog. Ein zufriedenes Schmunzeln und Blinzeln der Abgeordneten begrüßte sie.

Dr. Arndt, der Jurist der Sozialdemokraten, versäumte nicht, einer Kollegin gegenüber noch einmal extra zu be-

tonen, daß die Sievers eine gute und korrekte Sekretärin sei, die sein Vertrauen besäße. Das wollte bei der Zugenköpfftheit dieses Mannes schon etwas heißen. Das konnte auch nicht von ungefähr kommen.

Eigentlich war es nur der SPD-Mann Heiland, im Ausschuß ganz unter an den in Hufeisenform aufgestellten Tischen sitzend, kein Jurist und selten das Wort ergreifend, der die Sekretärin nicht mochte. Er ließ, wenn er sich bei Freunden glaubte, bissige Bemerkungen fallen. Aber diese galten mehr der attraktiven Frau und waren als typisch männliche Reaktion anzusehen und zu verstehen, meinten diese Freunde und lächelten sehr sarkastisch über den Abgeordneten Heiland.

Bis in das Jahr 1951 hinein tagte der Ausschuß weiter, und neben einer Fülle von Arbeit fand Susanne Sievers immer noch Zeit, Kontakte anzuknüpfen und sie auszubauen, was ihr später bei ihrem Wechsel zur Presse zugute kommen sollte.

Die Arbeit des Ausschusses brachte keine Schecks und Scheine zutage, mit denen die Stimmen zugunsten Bonns bezahlt worden waren. Es fand sich auch keine Quittung mit dem Vermerk: »Als freundlicher Dank für die Stimmabgabe vom 3. November 1949«.

Mangels nicht zu erbringender Beweise wurden die Untersuchungen eingestellt und der Ausschuß aufgelöst.

Schatten von vielleicht geleisteten Meineiden blieben zwischen den Aktendeckeln liegen. Aber der Staub von Archiven wird sie in Vergessenheit bringen.

Der tödlich verlaufene Autounfall eines der umstrittensten Zeugen der Bayern-Partei – wenige Stunden nach sei-

nem Eid im Zeugenstuhl – war wohl der einzige Augenblick, der den Atem stocken ließ.

Die zarte, blonde Sekretärin dieses Mannes, als Zeugin seinetwegen arg in Bedrängnis gebracht, kam mit dem Leben davon. So gerecht konnte das Schicksal sein!« Weiter über Susanne Sievers: »Niemand wunderte sich darüber, daß Susanne Sievers – um viele Erfahrungen reicher, informierter und gewitzter, als sie den Aktendekretel des Ausschusses 44 schloß – nicht mehr in das stupide Sekretariat im Dachgeschoß des Bundeshauses zurückkehren wollte, um mit ihren Kolleginnen auf »Abruf« zum Diktat zu warten.

Vielleicht war aber auch ihr Erlebnis mit einem der Sicherungsbeamten im Bundeshaus – der sie mit einem Kollegen aus dem Wirtschaftsministerium dazu gewinnen wollte, ins BMW zu gehen, um Sonderaufgaben zu erfüllen – maßgebend für ihren Entschluß, die relativ gesicherte und bequeme Stelle im Bundeshause aufzugeben und zur Presse überzuwechseln.

Vielleicht aber reizte sie es auch nur, ein freies und unabhängiges Leben zu führen und journalistisch tätig zu werden. Sicher hatte sie sich im ersten Überschwang alles leichter vorgestellt. Monatelang von den Journalisten als Ausschuß-Sekretärin belagert, von der man Informationen erhalten wollte, dachte sie, die gleiche Begeisterung anzutreffen bei dem Versuch, Aufnahme in diesem Kreis zu finden.

In den »Gründerjahren« gab es in Bonn zwei Kategorien von Journalisten und Redakteuren.

Die, die maßlos stolz auf ihre einst im Ullstein-Verlag in Berlin oder in einer sonstigen attraktiven Zeitung ver-

brachten Jahre und erworbene Kenntnisse waren und nicht aufhören konnten, damit zu renommieren. Das waren die eigentlichen Snobs, die niemanden mit einer anderen Vergangenheit zu akzeptieren bereit waren. Die anderen waren jene, die sich als Kriegsberichtserstatter die Sporen verdient hatten, damit zwar nicht renommieren konnten, aber fest zusammenhielten und insgeheim von dem »Dreck« schwärmten, in dem sie einmal gelegen und gearbeitet hatten. Dazwischen lebten die nicht ganz ernst genommenen Neulinge, die eifrig dabei waren, von den Meistern zu lernen und die, die vermeinten, auch ohne Lehre bei Ullstein oder der »Frankfurter« es gleich den »Alten« zu können, zumindest die dicksten Rosinen fanden und absolut nicht beliebt waren.

Der Vertrag als Redaktions-Assistentin, den Susanne von dem Bonner Vertreter der »Westfälischen Rundschau« angeboten bekam, war verlockend und blendete sie, so daß sie ihn ohne Zögern den anderen Angeboten vorzog und annahm. Es dauerte Wochen, bis sie erkannte, daß die in dem Vertrag festgelegten Sicherheiten und Zusicherungen auch nicht in etwa realisiert werden konnten und sie von Peter Hinterholzer mehr als nur geblufft worden war.

Er war nicht gerade das Beispiel, nach dem zu streben sich seine Schülerin vorgenommen hatte, obwohl auch Hinterholzer beim Vertragsabschluß betont auf seine Tätigkeit im Ullstein-Verlag hingewiesen hatte. Aber es lag mehr im Menschlichen und weniger im Journalistischen begründet.

So kam es bald, wie es kommen mußte.

Der einzige, der Susanne Sievers Verständnis entgegen-

brachte, war Dr. Fritz Brühl. Er hatte sein Büro über dem der »Westfälischen Rundschau« und daher wohl manchmal Gelegenheit, Dispute aus dem unteren Stockwerk mit anzuhören.

Er selbst hatte oft genug Gelegenheit, das Zwielfichtige und Zwiegesichtige Hinterholzers kennenzulernen, der auch für den Wirtschaftsteil seiner Zeitung arbeitete.

Susanne Sievers fand in dem ruhigen und klugen Fritz Brühl, der die »Süddeutsche Zeitung« in Bonn mit einer größeren Redaktion verantwortlich leitete, den besten und aufrichtigsten Ratgeber. Sie schloß sich ihm enger an, und die entstandene Freundschaft war wohl die fruchtbarste für ihre journalistische Entwicklung.

Fritz Brühl, ein dunkler, etwas zur Fülle neigender Mann, dem der Humor aus kleinen verschmitzten, braunen Augen blitzte, konnte aber auch ein fröhlicher Kumpan sein. Seine sangesfreudige Kehle reizte ihn oft im Überschwang einer nächtlichen Laune – egal, ob Schläfer erwachten oder müde Kellner zur späten Stunde im Bundesrestaurant erschrecken – ein lustiges Lied aus seiner alten »herrlichen Burschenzeit« anzustimmen. »Mein Vater war ein Schuhmachermeister, von ihm habe ich die Sangeslust«, wußte er seinen munter tönenden Bariton in Schutz zu nehmen.

Im ganzen gesehen war das Leben, das Susanne führte, ein buntes und abwechslungsreiches, in dem sie sich trotz allen Ärgers und aller Intrigen wohlfühlte.

Es gab Abgeordnete, die bei dem Wechsel zur Presse Verständnis für sie bewiesen hatten und auch weiterhin guten Kontakt zu ihr hielten. Sie hörte aber auch Vorwür-

fe, die weniger dem eigentlichen »Abwandern« oder der jetzigen Arbeit galten, sondern mehr ihrer Tätigkeit bei einer sozialdemokratischen Zeitung.

Unter den Kritikern war Peter Nellen von der CDU der eifrigste Wortführer, der ihr sehr ernstliche Vorhaltungen über ihre »Untreue« machte.

Peter Nellen hatte Susanne im »Spiegel-Ausschuß« kennengelernt, dem er als Mitglied angehörte. Er schätzte sie, und es war ihm arg, sie im Lager der Opposition zu wissen. Aber Susanne beteuerte immer wieder, alles das habe doch nichts mit ihrer grundsätzlichen Einstellung zu tun. Sie beabsichtigte, zunächst nur zu lernen, um bald frei und unabhängig innerhalb der Presse arbeiten zu können. Peter Nellen war dann auch beruhigt und gehörte bis zum Tage, an dem Susanne plötzlich aus Bonn verschwand, zu dem Freundeskreis, der die von ihr veranstalteten Parties in der Reuterstraße lieben lernte.

Die ersten journalistischen Versuche, die Susanne unternahm, verliefen nicht ohne Ärgernis. Sie hatte die Absicht, sich auf Kommentare und Glossen aus Bonn einzustellen – nicht in der Art gewichtiger Leitartikler – sondern humorvoll-spritzige Randbemerkungen zum politischen Tagesgeschehen beizusteuern.« Dann wird über ersten Ärger mit Susanne berichtet. »Unklugerweise bot sie ihren ersten Artikel der »Westfälischen Rundschau« für die Frauenseite an. Er wurde auch gedruckt. Susanne gab ihrem Aufsatz die Überschrift: »Eine Frau sieht den Politiker von 50«, die Redaktion machte daraus: »Eine Frau sieht den Abgeordneten von 50«, womit die ganze Geschichte einen anderen Akzent erhielt.

Als die Frauen der SPD-Abgeordneten am sonntäglichen

Frühstückstisch – nach einer Woche der Trennung endlich wieder mit ihren Männern vereint – in »ihrer« Zeitung, der »Westfälischen Rundschau«, herumblättern, sprang ihnen dieser Artikel auf der Frauenseite fettgedruckt ins Auge.

Der erste Satz: *»Man darf es laut und deutlich sagen: nur die 50jährigen besitzen den Sex-Appeal des Alters!«* veranlaßte die Damen, vorsichtig über den Zeitungsrand hinweg ihr Gegenüber zu mustern.

Dann aber lasen sie weiter und fanden Stellen, die nicht wortlos hingenommen werden konnten; sie verdarben den Sonntag restlos. –

»Die Generation der 50jährigen spielt im Bundestag die entscheidende Rolle. Sie hat die vorbildlichsten Parlamentarier gestellt, die unausgesetzt im Stande der politischen Bewährung leben... Sie sind keine geschulten Taktiker, die schon 1933 glaubten, eine politische Rolle zu spielen. Sie sind aber auch nicht ganz so unerfahren und nicht von jenem steifgefrorenen Hochmut wie die Allerjüngsten, die 1933 noch Kinder waren und heute Parteidogmatiker und Abgeordnete sein wollen. ...Sie lehnen es ab, sich als Kriegsgeneration zu bezeichnen – aber sie verstehen sich über Parteien hinweg ausgezeichnet. Sie sind die geraden, harten und nüchternen Politiker der Zukunft. ...Sie wissen, daß Politik das Leben verkürzt und – daß Medizin das Leben verlängert. ...Sie stehen auf jener Schwelle, an der die Jugend endet, das Alter aber noch nicht begonnen hat, an der sich Vaterkomplexe und Romeogefühle so großartig ergänzen. ...Aber weil sie wie muntere Fischlein auch im Wasser des Alltags und der charmanten Gelegenheiten herumzuschwimmen verste-

hen, besitzen sie, wie gesagt, den Sex-Appeal des Alters.«

Es gab einige Aufregungen. Erst innerhalb der Familien und dann in der SPD-Fraktion, weil der Verleger der »Westfälischen Rundschau« – ebenfalls Bundestagsabgeordneter – doch dafür zuständig war, daß so »unseriöse« Artikel nicht gerade in der Frauenbeilage der »Westfälischen Rundschau« veröffentlicht wurden.

Susanne wurde in den nächsten Wochen entweder ganz geschnitten von denen, die einen sehr wortreichen Sonntag zu Hause erlebt hatten, oder bekam ernste Vorwürfe zu hören. Wenn sie wahrscheinlich auch nicht unbegründet über »Sex-Appeal« und die »munteren Fischlein« schrieb, so dürfte sie das aber doch nicht, meinten die Herren und waren sehr ungehalten. Karl Bielig, Abgeordneter der SPD und Redakteur der »Westfälischen Rundschau« in Dortmund, gab ihr den Rat: »Du hast ein bemerkenswertes Talent, aber Du mißbrauchst es, in dem Du nichtgefällige Themen wählst. Laß das sein! Und stell Dich auf die rein parlamentarische Berichterstattung um.« Dann berichten die Bücher über weitere Treffen mit Brandt: »In den Wochen nach der Filmaufführung, die Willy Brandt und Susanne gemeinsam besucht hatten, trafen sie sich noch oft im Bonner Raum. Aber immer war Susanne in Begleitung und Willy stets allein. Mit einem Cognacglas in der Hand saß er grüblerisch in irgendeiner Ecke, und man sah ihm an, daß er sich mit seinen Sorgen auf seine Art beschäftigte.

In Bonn hatte man damals noch weniger Gelegenheit als heute, sich zu amüsieren. Den anderen dabei aus dem

Wege zu gehen, war einfach nicht möglich. Einige kleine Weinstuben, ein paar Barbetriebe stellten das berühmte Bonner Nachtleben dar, über das es dann ja auch zahllose Witze und Anekdoten gab.

In jeder Bar – in jeder Weinstube – kam es zu einem Wiedersehen mit denen, die man gerade woanders wünschte. Fast alle »Zugereisten« in Bonn waren – nur in einem möblierten Zimmer beheimatet – auf die Gaststuben der Wirte und auf das gute Verhältnis zum anderen an der Bar angewiesen. Es war die Zeit, wo alle sich noch bemühten, freundlich zueinander zu sein. Wo Vorschläge und Diskussionen, die auf parlamentarischem Boden unterbrochen oder kein Ende gefunden hatten, unter gelockerten Umständen fortgeführt werden konnten und mitunter ein besseres Echo fanden. Wo Abgeordnete aller Parteien sich nicht streng nach der Fraktionszugehörigkeit separat und isoliert dem anderen gegenüber verhielten, sondern mancher fröhliche Umtrunk dafür sorgte, daß die folgende Plenarsitzung die tiefe Kluft zwischen Rechts und Links nicht so deutlich machte.

Auch für die Journalisten war es noch ein wesentlich einfacheres und fruchtbareres Arbeiten. Es gab noch keine offiziellen und keine Fraktionsgesetze, die der Mitteilsamkeit einen Riegel vorschoben. Die Presse verhielt sich dem politischen Bereich gegenüber toleranter, und die Kritik war so, daß sie noch keinen »Maulkorb« benötigte. Der sogenannte »Rufmord« grassierte noch nicht in Bonner Gassen und füllte noch keine Spalten offizieller und offiziöser Publikationen.

In einer Nacht – etwa vier Wochen nach dem ersten Kontakt – trafen sich Willy Brandt und Susanne an der

»Kranzler«-Bar wieder. Er hatte in Günther Karweiner vom NWDR einen verständnisvollen Zuhörer und Zechkumpfan für die Nacht gefunden. Sie, im Kreise einiger Kollegen, sprühte vor guter Laune. Man begrüßte sich – plötzlich auf dem Barhocker nebeneinander sitzend – mit lautem und großem »Hallo!«.

Es wurde eine lange Nacht, in deren Verlauf es Willy gelang, in das Notizbuch von Susanne einen Termin einzuschmuggeln, an dem er sie wiedersehen wollte. »Es war die Pfeife«, sagte Susanne später, ich mag Männer, die Pfeife rauchen«. Doch es wird auch wohl noch etwas mehr gewesen sein, was aus den Zufällen dann eine ernstzunehmende Angelegenheit machte.« Jetzt berichteten die Bücher über das enger werdende Verhältnis der Sievers mit Brandt. »Susanne hatte inzwischen schon einiges über den »jungen Mann« Reuters erfahren; in politischer Richtung mehr, als über den »Mann« Brandt. Sie interessierte sich für ihn!

Obwohl nicht im Journalismus aufgewachsen, aber routiniert wie einer der alten Fachhasen, wußte sie blitzschnell zu reagieren, wenn es darum ging, Kontakte aufzunehmen, die nicht uninteressant schienen. Dazu kam natürlich der Charme und die gewinnende Art von Willy Brandt, der es versteht, jede Frau zu gewinnen, auf die er es abgesehen hat. Und auf Susanne hatte er es abgesehen! Es hätte also gar nicht einer nochmaligen telefonischen Nachfrage von Brandt – Stunden vor der verabredeten Zeit – bedurft. Susanne hatte nicht vor, abzusa-gen.

Sie trafen sich im »Adler« in Bad Godesberg, weil Susanne dieses alte Weinhaus mit seinen stilvollen und kultivier-

ten Räumen durch ihre Freunde bei der CDU und FDP – die hier ständig zu Gast waren – kennen und schätzen gelernt hatte.

Es ließ sich im »Adler« nicht nur gut speisen, auch die Weinkarte versprach einen Gaumengenuß. Man fühlte sich in der intimen Atmosphäre behaglich und gut aufgehoben. Die altfränkische, aufmerksame Fürsorge des Oberkellners, der noch ein Mann der »alten Schule« war, paßte gut zu dem Rahmen der geschmackvollen Aufmachung. Man konnte sich der Gesamtwirkung nicht entziehen – sie zog die Gäste immer wieder neu an.

Es waren wie immer die gleichen Gesichter, unter ihnen beiderseits bekannte Kollegen, die Willy Brandt und Susanne an diesem Abend im »Adler« trafen. Das »neue« Paar wurde etwas erstaunt zur Kenntnis genommen, doch dann wandte man sich wieder den lukullischen Genüssen, die allenthalben serviert wurden, zu, und beide konnten ungestört einen passenden Platz suchen. Sie fanden ihn im hintersten Raum in einer gemütlichen Ecke. Die anfängliche Fremdheit war bald überwunden – Lachen erklang, und eine anregende Unterhaltung ließ sie die Umgebung fast vergessen. Gesprächsthemen fanden sich genug aus ihrer parlamentarischen und journalistischen Arbeit. Willy scheute darüber hinaus keine Mühe und Kosten, um den Abend festlich zu gestalten. In den Gläsern funkelte ein guter Wein und später auch Sekt. Was auf den Tellern lag, schmeckte beiden ausgezeichnet, und die Stimmung hob sich im Laufe des Abends immer mehr.

Willy wußte so bestrickend und gewinnend aufzutreten und sein jugenhaftes Naturell wie die damit verbundene

Schüchternheit so liebenswert in den Vordergrund zu spielen, daß keine Frau – und Susanne war auch eine – ihm lange widerstehen konnte. Das wußte Willy auch – aus seiner Erfahrung mit Frauen.

Beim Alkohol verlor er seine Komplexe

Der Alkohol versetzte ihn immer mehr in Erobererstim-mung und ließ Komplexe – mit denen er hin und wieder zu kämpfen hatte – gar nicht erst aufkommen. Das gleiche Gefühl, daß ihn schon damals im Kino – als er dicht neben ihr saß – beherrschte, flammte wieder auf, wenn auch die ganze Tischbreite vorerst noch zwischen ihnen war. Er spürte immer deutlicher, daß ihm diese Frau mehr würde, als seine bisherigen Spielereien neben der Ehe mit Rut. Susanne sollte denn ja auch ein weiterer Meilenstein in seinem sehr vielseitigen Leben werden!

Von Willy Brandt war Susanne begeistert. Immer wieder mußte sie in sein Gesicht schauen, das vom Lachen so verändert und bubenhaft gemacht wurde. Das braune Funkeln aus den Augenschlitzen und die beiderseitigen Grübchen, die wie tiefe Furchen bis zu den zahllosen Krähenfüßchen seiner Augen liefen, veranlaßten sie zu der Bemerkung: »Du siehst aus wie ein lachender Bär und stellst Dich auch genauso an.«

Damit war bereits am ersten Abend sein künftiger Name geprägt und geboren. Susanne nannte ihn nur noch »Bär«. Sie mochte den Namen Willy sowieso nicht und fand ihn auch gar nicht passend. Brandt versuchte auch nicht, ihr den Namen oder gar »Karl-Herbert« schmackhafter zu machen. Er fand »Bär« bezaubernd und dachte dabei an die Frau, die vor Jahren einmal seine Gefährtin gewesen

war in einer sehr glücklichen Zeit. Die Erinnerung an diese alte Liebe, die ihm einstmals sehr unter die Haut gegangen war, mochte mit dazu beitragen, daß er sich immer heftiger in Susanne verliebte. Sie lachten oft an diesem Abend, und eine unbeschwerte Fröhlichkeit lag zwischen ihnen, die im Laufe der langen Nacht – die sie erleben sollten – zu einem immer größeren Vertrautsein führte.

Sie verließen am späten Abend den »Adler«, den Willy nicht mehr für den geeigneten Ort hielt, um das Beisammensein zu verlängern und intimer zu gestalten. Außerdem verspürte er schon seit Stunden das Verlangen nach kräftigeren Getränken, die seiner Kehle vertraut waren und ihm letzte Hemmungen nehmen sollten. So fuhr man in blendender Laune mit einem Taxi in die Innenstadt von Bonn und landete in der »Carlton«-Bar.

Erst war Susanne etwas pikiert, als man ihren Begleiter mit einem lauten »Hallo Willy« an der Bar begrüßte. Er war also kein unbekannter Gast, stellte Susanne fest. Er erzählte ihr dann, daß auch er nur so viel Kontakt zu der blonden Bardame habe, wie alle anderen, die ihre Nähe auffallend oft suchten. Sie war die Frau eines ehemaligen hohen Nazi, der Staatsrat in der Reichskulturkammer gewesen war. Anziehungskraft also genug, um Neugier, Mitleid und Ressentiments zu befriedigen und Anita eine feste Stammkundschaft zu sichern.

Der Kampf um die »unbewältigte Vergangenheit«, der bei vielen Plenarsitzungen häufig mit persönlichen Angriffen verbunden war, wurde hier an der »Carlton«-Bar etwas menschenfreundlicher und verständnisvoller fortgesetzt. Bewacht vom bärtigen Barkeeper Charly stand die Bardame – durchaus als Dame respektiert – im Mittelpunkt

der Unterhaltung. Sie wußte aus der Vergangenheit so eindrucksvoll zu erzählen, daß viele glänzende Augen bekamen, und manch fröhliches Lied erscholl in frühen Morgenstunden, wenn »Hinkelchen« ihr geschultes Organ ertönen ließ und alle begeistert einfielen. Das Geschäft florierte – denn Erinnerungen machen durstig. Und so kam denn jeder auf seine Kosten.

Zum ersten Male erkletterten also Willy und Susanne gemeinsam den Barhocker in der »Carlton«-Bar und schlossen sich der allgemeinen Stimmung an. Es wurde allerseits heftig getrunken, und Susanne sah mit Staunen und Respekt, welche Mengen der »Bär« zu schlucken wußte.

Was ihr weniger gefiel war, daß er nicht gerne tanzte und sich sehr tolpatschig dabei anstellte.« Fast plump-vertraulich schildern die Bücher dann weiter: »Nun, das werde ich Dir noch beibringen«, meinte sie zu Willy. Es wurde alles in allem eine lange, fröhliche und aufschlußreiche Nacht. Als sie sich am frühen Morgen trennen mußten, stand es für beide fest: wir gehören – wenigstens vorläufig – zusammen. Willy bekannte ihr, daß es nicht seine Art sei, Gefühle jedem zu zeigen, dennoch hoffe er, ihr gezeigt zu haben, wie intensiv er verliebt sei.

Sie waren auch von dieser Nacht an nicht mehr zu trennen, und jede Gelegenheit, die sich bot, wurde ausgenutzt, um zusammen zu sein. Wenn die Plenarsitzungen – was oft der Fall war – bis in die Nacht dauerten und Willy gezwungen war, auszuhalten, dann wußte er, daß Susanne nicht weit weg von ihm war. Sie saß in der ersten Reihe auf der Pressetribüne – still ausharrend und auf ihn wartend. Nur mit halbem Ohr lauschte sie den Ausführ-

rungen des Präsidenten und der Abgeordneten. Es war längst Redaktionsschluß für die »Westfälische Rundschau« und kein Anlaß mehr, für die nächste Ausgabe Notizen zu machen. Immer grüßte ihn ihr Lächeln, wenn er sich unauffällig umdrehte. Es war fast unbegreiflich, daß ihre Umgebung die Sehnsucht, die auf ihren Gesichtern lag, und ihre enge Verbundenheit nicht erkannten. Wenn sie im Bundeshausrestaurant mit anderen an einem Tisch saßen, wußten sie so geschickt ihre eigentlichen Gefühle zu verbergen, daß es noch Wochen dauerte, bis ein bestimmter Freundeskreis über ihre Gefühle orientiert war.

Der Frühling im Jahre 1951 war schön und setzte frühzeitig ein. Das von allen so gehaßte Bonner Klima wurde erträglicher, und man benutzte die langen Abende gern, um am Rhein zu sitzen, bevor man in der Innenstadt vor Anker ging.

Willy und Susanne verbrachten ihre Abende im »Kranzler«, im »Carlton« oder in einer der kleinen Weinstuben in Bonn. Susanne lernte unter Willys Führung »härtere« Alkoholicas lieben, und er überwand ihr zuliebe seine bisherige Abneigung und tanzte eifrig mit ihr.

Nachdem sie sich gemeinsam den Film »Der Reigen« angesehen hatten, der ihm besonders gut gefiel, wurde die gleichnamige Melodie von Oscar Strauss »ihre« Melodie, die über aller Liebe und Zärtlichkeit, die sie verband und erfüllte, schwebte.

Susanne hatte inzwischen auf der Reuterstraße eine kleine Wohnung durch ihren Mitarbeiter – der sie ihr weitervermietete – bekommen. Hier verlebten sie die schönsten Stunden ungestört und ganz alleine.

Das war zu der Zeit, als es sich langsam in Bonn und vor allem in der Umgebung des Bundeshauses herumgesprochen hatte, beide seien enger liiert. Willy fürchtete wohl, daß diese Gerüchte nach Berlin dringen könnten und hoffte, sie ließen sich noch eine Zeit unterdrücken, wenn man sich weniger der Öffentlichkeit zeigte.

Susanne war durchaus damit einverstanden, sie konnte ihm keine Bitte abschlagen. Wenn Willy mit seiner heiseren Stimme (die ihm den Ruf eines Alkoholikers einbrachte) sie zärtlich »mein Mädchen« nannte und seine Hand auf ihren Nacken legte, dann gab es wohl nichts, was sie für ihn nicht bereit gewesen wäre zu tun.

Susanne erlebte in der Zusammenarbeit mit Peter Hinterholzer immer mehr Schwierigkeiten. Launisch und zänkisch veranlagt und jeden Erfolg, den Susanne für sich verbuchen konnte, mißgünstig verfolgend, wenn er nicht teilhaben konnte, wurde das Leben in der Redaktion selbst für sie fast unerträglich. Dazu kam, daß sie sich gegen die Intrigen und Verleumdungen, die nur innerhalb der Redaktion geboren wurden, nicht zur Wehr setzen konnte, weil sie die Zusammenhänge lange Zeit nicht erkannte.

Sie beschloß, dem unerquicklichen Zustand ein Ende zu machen und den Versuch zu unternehmen, sich von dem Vertrag, der sie an Hinterholzer band, zu lösen.

Sie besprach sich mit Willy Brandt darüber. Er gab ihr den Rat, ihre Kenntnisse und Informationen, die er selbst gut einzuschätzen wußte, in einem Dienst zu verankern, der sich bestimmt rentieren würde.

Hinterholzer gab sie frei unter der Bedingung, mitmachen zu können. Er hatte längst die guten Beziehungen und

Verbindungen, die Susanne besaß, richtig und für sich ersprießlich einzuschätzen gelernt.

So gründete also Susanne Sievers vorerst nur mit wenigen Exemplaren, die noch auf der Maschine geschrieben wurden die »Vertraulichen Informationen aus der Bundeskanzlei und den Bundesministerien«.

Sie war ganz überrascht, wie gefragt diese Informationen in Bonn waren und wie schnell sich der Bezieherkreis erweiterte und vergrößerte. Sie war stolz auf ihren Erfolg, wenn er auch manchen Neid bei Kollegen erweckte, die sich mit gleichen Plänen befaßten.

»Bart«-Schulz, damals noch Redakteur des »Parlamentarisch Politischen Pressedienst«, eines offiziösen Organs der SPD, versuchte alles, um Minen zu legen, die seine persönlichen Vorhaben hätten fördern können. Er wurde dann, als er PPP verließ, ihr härtester Konkurrent, der mit wesentlich anderen Voraussetzungen seinen privaten Dienst »Wirtschafts- und Sozialpolitik« zu gründen verstand; vorerst aber keinen größeren Erfolg erzielte, bis sich gewisse Hände spendabel für ihn öffneten.

Mit Intrigen und Gerüchten über die fragwürdige Herkunft der Informationen versuchte man Susanne zu zwingen, den Dienst wieder einzustellen. Doch in Industrie- und Abgeordnetenkreisen wurden ihre Informationen inzwischen gern gelesen und gut dotiert.

Als im Juli 1951 das Parlament in Sommerurlaub ging, war sie mitten im Aufbau ihrer Redaktion, die sie ganz in ihre Wohnung verlegt hatte. Die bevorstehende längere Trennung von Willy Brandt machte ihr Kummer, die Arbeit schenkte ihr aber Ablenkung und die Gewißheit, die Zeit der Trennung leichter zu überstehen. Beinahe aber

wäre dieser nur für einige Wochen bestimmte Abschied ein endgültiger geworden.

In den Frühsommerwochen hatte Susanne bei Willy eine merkwürdige Verlegenheit festgestellt, deren Grund sie einfach nicht entdecken konnte. Ihre Fragen an ihn: »Warum?«, blieben unbeantwortet oder fanden nur ausweichende Antworten.« Wir zitieren weiter aus den genannten Büchern: »Willy bat sie dann, den letzten Abend mit ihm zu verbringen, bevor er die Stadt für den Sommer verließ. Eigentlich hätte er zwar zu seinen skandinavischen Freunden gehen müssen, deren Einladung er bereits angenommen hatte. Susanne sagte zu.

Sie machten einen kleinen Spaziergang am Rhein entlang. Als sie dann aber auf der Uferpromenade allzuvielen Bekannte aus dem Bundeshaus trafen, flüchteten sie auf das Promenadendeck des »Knurrhahn«, ein Hotelschiff, das am Ufer, nicht weit von der Bastei, verankert lag.

Es war schön, dort oben zu sitzen und die kühle Abendbrise nach dem heißen Sommertag zu spüren. Nur wenige Menschen saßen in so früher Abendstunde in den bunten Stühlen an Deck, und so konnten sie sich ungestört unterhalten und wohlfühlen.

Susanne, die viele Eigenarten von Willy Brandt inzwischen kennengelernt hatte – und nicht alle der ihm eigenen Gesten liebte – merkte, daß er nervös immer wieder auf sein linkes Handgelenk schaute, an der er die Uhr verkehrt mit dem Zifferblatt am Puls trug. Sie konnte sich seine Nervosität einfach nicht erklären und brachte sie in Zusammenhang mit dem Abschied und der Trennung, die ihnen bevorstand und für sie keine Möglichkeit auf-

wies, während des Sommers in Verbindung zu bleiben. Susanne hatte zu Hause noch kein Telefon, und Briefe konnten aus begreiflichen Gründen zumindest von ihr nicht an ihn geschrieben werden. Er hatte ihr das klargemacht, sie hatte es – was blieb ihr auch anderes übrig – akzeptiert.

Wehmütig sprachen sie davon, daß es Herbst würde, bevor es ein Wiedersehen geben könnte. Ihre Gedanken kreisten noch einmal um alle Stunden, die sie in den letzten Monaten verbracht hatten. Ob Willy Brandt gewartet hatte, bis sie sich auf einem neutralen Boden befanden, der Susanne bei allem – was sie auch zu hören bekommen sollte – zwang, ruhig, wenn nicht gar lächelnd sitzen zu bleiben oder ob es so etwas wie »Anständigseinwollen« beiden Frauen gegenüber, die er im Moment liebte, war, bleibt dahingestellt.

Willy sprach zum ersten Mal von seinem Familienzuwachs, der in den letzten Wochen eingetroffen war, und Susanne hörte zum ersten Mal von dem zweiten Sohn, der Lars hieß und dessen Vater Willy war.

Sie wurde sehr schweigsam, und die folgenden Stunden, die ohnehin schon beschattet waren, wurden noch trüber.

Als sie dann in der kleinen Wohnung von Susanne waren, löste die Überraschung und der damit verbundene Schmerz eine Tränenflut aus. Schluckend und schluchzend lag sie in seinen Armen und dachte, das Ende von allem sei gekommen. Willy hielt sie lange umschlungen, tröstete sie, bis sie ruhiger wurde und seinen Vorstellungen zugänglicher. Sie glaubte ihm dann, daß auch dieses

Ereignis – dessen Ursprung vor ihrer Zeit lag – sich nicht störend oder hindernd auf ihre Verbindung auswirken könnte. Doch sie blieb sehr still und bedrückt, und die Trennung an diesem Morgen fiel beiden schwer.

Am Vormittag kam sie noch einmal in sein Büro im Bundeshaus, das er mit Berliner Kollegen teilte, die aber noch in der Fraktion waren. Verlegen, wie sie ihn nie gesehen hatte und von einer echten Schüchternheit – nicht die von ihm sonst so gern gespielte – befangen, hielt Willy zumeist den Blick zu Boden gesenkt und sah sie nur immer blitzschnell von der Seite an. Sie wollten noch einen kleinen Spaziergang machen, da er bald nach Wahn fahren mußte. Susanne traf ihn dann hinter der Terrasse des Bundeshausrestaurants, und sie setzten sich auf eine Bank am Rheinufer.

Willy brachte ihr ein kleines Buch »Liebesgeschichten« mit und redete auf sie ein, sie solle alles nicht so tragisch nehmen und am besten den Abend und seine Bekenntnisse vergessen. Es stünde nichts, gar nichts zwischen ihnen, und er könne sich eine Zukunft ohne sie überhaupt nicht mehr denken.

Sie nahmen endgültig Abschied voneinander, und Willy flog zurück nach Berlin.

Unbekannte, sensationelle »Privat«-Briefe Brandts

Susanne schrieb ihm – trotz der Vereinbarung, keine Briefe zu schicken – nach einigen Tagen: »Ich denke, daß ich doch die Frau bin, die zu Dir paßt. Ich werde Verständnis und Geduld haben, auch wenn es mir nicht immer leicht fallen wird. Es wird das einzige Mal bleiben,

daß ich die Haltung verloren habe.« Dann drucken die von der SPD geschmähten Anti-Brandt-Bücher folgende Brandt-Briefe (handschriftlich) ab:

Willy antwortete Ende Juli 1951:

Liebe Susann!

Hab Dank für Deine lieben Grüße. Vor allem aber laß mich herzlich – und hoffentlich nicht verspätet – zum Geburtstag gratulieren. Vielleicht hast Du auch meinen Blumengruß erhalten – gern hätte ich ihn von einem heißen Geburtstagskuß begleiten lassen und Dir ganz in Deiner Nähe viel Gutes gewünscht.

Ich denke viel an Dich, Susann. Im übrigen aber – nimm mir's nicht übel und versteh es nicht falsch – halte ich nicht viel davon, daß wir uns Briefe schreiben. Du willst mir einfach nicht aus dem Kopf. Ich freue mich auch, von Dir zu hören. Aber es ist besser, einfach einen Gedankenstrich zu setzen.

Zum Ausruhen bin ich bisher kaum gekommen – zuviel Kleinkram. Hoffentlich hast Du nicht zuviel Ärger und stattdessen Erfolg in der Arbeit. Wenn das Wetter dort besser ist als hier, wünsche ich Dir auch ein bißchen Freude am schönen Rhein.

In der 1. Septemberwoche bin ich, wenn nicht alle Stränge reißen, wieder in Bonn. Wenn Du dann auch da bist, melde ich mich, und wenn Du für Bären noch was übrig hast, wirst Du es mich hoffentlich wissen lassen.

Laß Dir's gut gehen, Puma. Vergiß nicht ganz Deinen

Bär

Für Susanne verlief der Sommer 1951 verhältnismäßig ruhig. Nur ihre Kinder, die dann in Ferien nach Hause kamen, brachten zeitweise eine muntere Abwechslung.

Sonst war sie mit dem Ausbau des Informationsdienstes beschäftigt. Sie stellte einen Werbeplan auf, der ihr neue Leser für den Dienst gewinnen sollte. Am 28. Juli 1951 erschien in der »Quick« ihr Bild im Zusammenhang mit einer Reportage über sogenannte »Lobbyisten«. Neben dem Industrie-Finanzier Heinrichsbauer, den Susanne bereits im sogenannten »Spiegel«-Ausschuß kennengelernt hatte und anderen sah sie sich vor die Tatsache gestellt, zumindest zu dem Kreis der Lobbyisten – denen der Vorwurf gemacht wurde, sie wüßten aus der Politik Geschäfte zu machen – gerechnet zu werden. »Quick« schrieb: *Sie (Susanne) würde sich wehren, als ›Lobbyist‹ bezeichnet zu werden. Aber die VERTRAULICHEN INFORMATIONEN der charmanten Susann Sievers stehen bei einzelnen Abgeordneten in gutem Ansehen. Sie behauptet, ihr Material diene nur als ergänzender ›Hintergrund‹ und nicht der Propagandaauswertung.*«

Neuer Ärger kam so auf sie zu. Er wurde von anderen gesteuert, in der Absicht, den Dienst zur Liquidation zu bringen. Die Bildreportage blieb auch an höchster Stelle nicht unbeachtet. Kritiken aus dem Bundeskanzleramt erreichten sie. Der Staatssekretär bat sie, einen neuen Titel für ihren Informationsdienst zu wählen, da der alte, der den Untertitel »aus der Bundeskanzlei und den Bundesministerien« führte, zu Mißdeutungen führen könnte.

Staatssekretär Otto Lenz, der sich vordringlich um die Koordinierung der Informations- und Meinungsbildungsmittel der Regierung bemühte, stand auch zu den im Bonner Raum herausgegebenen Informationsdiensten in gutem Kontakt.

Ein Informationsministerium der Regierung war zwar geplant, lag aber noch in weiter Ferne. Vorerst war die Presse zumeist auf die Unterrichtung durch das Bundeskanzleramt angewiesen, wenn sie über die Arbeit der Exekutive etwas erfahren wollte. Hierdurch entstanden dann die ersten Kompetenzschwierigkeiten zwischen Staatssekretär Otto Lenz und Ministerialdirektor Herbert Blankenhorn.

Herbert Blankenhorn, der als Generalsekretär der CDU lange mit Dr. Adenauer in der britischen Zone politisch zusammengearbeitet hatte, war zum persönlichen Referenten des Präsidenten vom Parlamentarischen Rat – der Vorinstitution des Parlamentes – avanciert und dann vom Bundeskanzler Adenauer als Ministerialdirigent ins Bundeskanzleramt geholt worden. Er war mit der Leitung der Verbindungsstelle zur alliierten Hohen Kommission beauftragt worden.

Im Frühjahr 1950 wurde er dann Ministerialdirektor und Leiter der Dienststelle für Auswärtige Angelegenheiten. Blankenhorn hatte nicht vor, seine starke Position im Bundeskanzleramt von Otto Lenz beeinträchtigen zu lassen. Er war allgemein in Bonn als der härteste Antagonist von Otto Lenz bekannt, dessen Erfolg und Einfluß beim Bundeskanzler ihm abträglich für seine eigene Gunst erschien.

Herbert Blankenhorn versuchte, über seinen Freundeskreis einen Informationsdienst aufzuziehen, der von ihm aus dem Hintergrund hätte gelenkt werden können. Ein guter Bekannter von ihm war Gary Lewy, der sich frühzeitig in Bonn niedergelassen hatte und sich ein Büro einrichtete im gleichen Haus, in dem auch Dr. Hermann

Pünder, der frühere Oberdirektor des Frankfurter Wirtschaftsrates und jetzige CDU-Bundestagsabgeordnete, ein Büro unterhielt, das die Abwicklung dieser ehemaligen bizonalen Dienststelle durchzuführen hatte.

Die Funktion des Büros Lewy war nicht für alle klar ersichtlich. Er vertrat angeblich bestimmte jüdische Kreise und ihre Interessen hinsichtlich einer Wiedergutmachung durch die Bundesrepublik. Lewy fuhr oft zu Blankenhorn nach Honnef, wo dieser am Menzenberg ein sehr hübsches Haus bewohnte.

Susanne, die Lewy über dessen Tochter Anita kennengelernt hatte, erfuhr von dem geplanten Unternehmen, einen Informationsdienst zu gründen und herauszugeben und versuchte, mit ihrem eigenen Dienst dort einzusteigen, um allen weiteren Anfeindungen mit einem kräftigen Rückhalt entgegentreten zu können.

Durch die Indiskretion ihres Mitarbeiters Hinterholzer, den sie in weiser Voraussicht sowieso nur andeutungsweise unterrichtet hatte, wurde dieser Plan nicht nur falsch, sondern auch noch in der als sozialdemokratisch bekannten Zeitung »Westfälische Rundschau« publiziert. Die Folge war, daß alle von Susanne geführten Gespräche und Verhandlungen wie auch das Unternehmen selbst ins Wasser fielen.

Sie mußte sich also nach einer anderen Hilfe umsehen, die ihren Dienst festigen und ausbauen sollte. Sie bemühte sich also, mit Otto Lenz ins Gespräch zu kommen, um über ihn Subventionen zu erhalten, die vielen ähnlichen Unternehmungen bereits gewährt wurden. Vorerst änderte sie wunschgemäß den Titel des Dienstes und nannte ihn »Bonner Informations Briefe« (BIB).

Am 30. August 1951 schreibt Willy Brandt an Suanne:

Berlin, den 30–8–51

Liebe Susann!

Ein Bär grüßt und teilt in aller Form mit, daß er den Sommerschlaf abubrechen und am kommenden Montag am Rhein für ein paar Tage aufzukreuzen gedenkt: 16.00 ab hier nach Wahn, in ein Büro, in dem einige Unordnung zu herrschen scheint: Dein Brief (mit Bild) vom 15. Juli ist hier glücklich am Montag dieser Woche gelandet.

Es wäre nett, wenn Du Zeit und Lust hättest, dem Bären Montagabend bei einer Flasche Wein Gesellschaft zu leisten. Falls ja, bin ich 21 Uhr an bekannter Stelle in Godesberg.

Aber wirklich nur, wenn Du magst. Bis, hoffentlich, Montag sehr herzlich

Dein Bär

Ein kleines Geschenk, ein Berliner Bär, als Maskottchen gedacht, trifft ebenfalls in Bonn ein. Doch der Plüschbär, wie später auch der »Willybär«, treffen Susanne nicht in Bonn an. Sie war zur Leipziger Messe gefahren und hatte seinen Brief und das Anbringsel nicht erhalten.

Willy wartet am von ihm vorgeschlagen Ort vergeblich auf sie und erfährt später – nachdem er sich in ihrem Büro unauffällig erkundigt hat – wo sie sich zur Zeit befindet.

Am 5. September kommt sein nächster Brief aus Berlin:

Meine liebe Susann!

5/9-51

Tatsache: Bonn ist – war diesmal – viel trister als ich gedacht hätte.

Mein Hauptgedanke: daß Dir nichts Unangenehmes zugestoßen sein möge! Im übrigen: bei Streng habe ich von

9 bis 1 die Stellung gehalten – was blieb mir übrig, als mich langsam aber gründlich volllaufen zu lassen?

Und schließlich: Sonntag komme ich, wenn nicht alle Stränge reißen, wieder. 10.45 Uhr an Düsseldorf. Ab 14 oder 15 Uhr Sitzung in Bonn, von der ich nicht weiß, wie lange sie dauern wird. Aber wie wäre es mit Sonntag 21 Uhr bei Streng? Falls meine Sitzung dann noch dauert, komme ich jedenfalls vorbei und gebe Bescheid.

Herzlichst Dein Bär

Sie treffen sich am Sonntag bereits vor »Streng« auf der Straße und fallen sich vor Freude in die Arme. Als sie dann im Lokal sitzen, sprudelt Susanne über vor Neuigkeiten. Sie erzählt alles, was sie inzwischen in Bonn erlebt und welche Sehnsucht sie nach ihm gehabt habe. Dann schildert sie lachend ihr Abenteuer, das sie in Leipzig erlebt hat. Durch einen der üblichen Tricks, der extra für die Messe in Leipzig verstärkt amtierenden Sicherheitsdienstleuten der Zone, war sie mit ihrem westdeutschen Begleiter zu einer Vernehmung geführt worden, um Rechenschaft abzulegen, was der Grund ihres Aufenthaltes in Leipzig sei. Susanne, ahnungslos und unverzeihlich dumm handelnd, war sich der Gefahr, die hinter ihr stand, nicht bewußt. Vom Sicherheitsdienst, wie von den grausamen und oft fingierten Verhaftungen, Verschleppungen und Verurteilungen in der Zone hatte sie bisher nur am Rande der Bonner politischen Ereignisse gehört. Da sie selbst keine Angehörigen unter der sowjetischen Besatzungsmacht in der Zone wohnen hatte, war sie, wie so viele Westdeutsche, über das schwere Schicksal der Menschen in der Zone nur mangelhaft informiert. Daß es

dort nach dem Kriege noch die gleichen KZs gegeben hatte wie unter Hitler, die dann zwar 1950 aufgelöst, aber die Opfer dieses Terrors statt nach Haus in die berüchtigten Zuchthäuser der Zone geworfen wurden, wo sie nun unter der Knute von zumeist sächsischen Bütteln weiter-schmachten mußten, war ihr nicht bekannt.

Als es in ihrem törichtem Kopf langsam dämmerte und sie sich der Gefahr, in der sie schwebte, bewußt wurde, reagierte sie vorsichtiger. Sie erklärte sich einverstanden, ein Abonnement mit einer »Wirtschafts-Organisation« auf Lieferung der »Bonner Informations-Briefe« abzuschließen und diese an eine Adresse in Westberlin zu liefern. Unerfahren mit den Methoden der kommunistischen Taktik und in der Überzeugung, nichts Unrechtes zu tun, da ja auch die im Deutschen Bundestag vertretenen KP-Mitglieder die gleichen Möglichkeiten hatten wie sie selbst, die Informationen zu erhalten, erkannte sie nicht die Fußangeln, die man ihr mit dieser vorerst noch harmlosen Abmachung gelegt hatte.

Willy Brandt, der durch seine jahrzehntelange Tätigkeit in der Konspiration und den damit verbundenen Erfahrungen besser unterrichtet sein mußte, schwieg und warnte Susanne nicht – ja, er glaubte ihr nicht so recht, dieses »Abenteuer« erlebt zu haben.

Sie führten in den vergangenen Monaten – und sollten es noch verstärkt in der künftigen Zeit tun – viele politische Gespräche. Mittelpunkt dieser Unterhaltungen aber waren ständig die parteiinternen Auseinandersetzungen, mit denen Willy zu kämpfen hatte und die sozialdemokratische Politik schlechthin.« Und weiter wird über Susanne Dienst geschrieben: »Zweiter Gesprächsstoff war der

Ausbau und die Vervollkommnung von Susannes Dienst und ihre Informationssammlungen. Sie kannten keine Geheimnisse voneinander und erzählten sich auch offen ihre Wünsche, Pläne und Ziele. Nur so ist es auch zu verstehen, daß im Frühjahr 1952 die »Bonner Informations Briefe« während der Senatskrise in Berlin meldeten, Willy Brandt sei der vorgesehene und fähigste Nachfolger Ernst Reuters als »Regierender Bürgermeister« von Berlin.

Der Herbst 1951 brachte für Willy bis in den Winter hinein verstärkte Angriffe innerhalb der Bonner Parteizentrale. Auch die gleichzeitige Verhärtung der Berliner SPD-Angriffe wurde spürbar. Willy war in diesen Wochen von einer kaum noch auszuhaltenden Reizbarkeit. Die ständige Abwehrstellung, in der er sich befand, rieb ihn fast auf. Er klagte einmal Susanne gegenüber, daß er das Gefühl habe, auf einem Teppich zu stehen, den ihm noch unbekannte Hände bereits unter den Füßen wegzuziehen versuchten.

Seine Augenlieder waren meist hektisch gerötet und die Stimme noch belegter und kaum verständlich. Der Mund, verkniffen und verbittert herabgezogen. Seine Stirn von einer Falte gefurcht, die die Augenbrauen als spitze Winkel in seinem Gesicht stehen ließen. Wenn er sich unbeobachtet glaubte, schaute er verbissen und grimmig vor sich hin. Im Plenum rutschte er noch tiefer in seinen Stuhl, und man merkte sein Desinteresse an den Dingen, die um ihn herum vor sich gingen. Noch intensiver hielt er die Augen gesenkt, wenn er mit anderen sprach und versuchte mit den Blicken unruhig einen nichtvorhandenen Gegenstand auf dem Boden, so, als

ob er Angst hätte, das Spiegelbild seiner Gedanken wäre in ihnen zu finden.

Hastig und verfahren wiederholte sich in stupider Gleichförmigkeit die Geste, auf die von ihm umgekehrt getragene Uhr zu schauen. Diese »markierte« und »sehr leicht mißverständliche« Angewohnheit, das Zifferblatt der Armbanduhr auf der Innenseite des Handgelenks zu tragen, hat Willy Brandt schon manchen sarkastischen Seitenhieb und Spott eingebracht. Es war auch ein ständiger Kummer von Susanne, die von irgendeinem der vielen Gerüchte um Brandt aus der Emigration gehört hatte und daher immer wieder versuchte, ihm das Versprechen abzurufen, die Uhr richtig zu tragen und damit den Mißdeutungen aus dem Wege zu gehen. Natürlich hielt er nie sein Versprechen oder nur für wenige Stunden; dann lag das Zifferblatt wieder an der alten Stelle. Eine ihm seit der »losen« Zeit der Emigration liebgewordene Angelegenheit.

Jäher Stimmungswechsel und eine körperliche Verkrampfung waren die Zeichen seines Tiefstandes. Das stereotype Lächeln, das er aufzusetzen mußte, sobald er sich beobachtet glaubte, konnte zumindest Susanne nicht täuschen. Die Stunden, die sie zusammen verbrachten, wurden oft zur Qual und bestanden eigentlich nur aus Trinken, weil er sie zwang, mitzuhalten. Willy stand in dieser Zeit sozusagen mit dem Korkenzieher auf und sein Atem roch ständig nach Alkohol und den hastig inhalierten zahllosen Zigaretten, die er halb aufgeraucht wegwarf und durch eine neue ersetzte. Seine Zähne nahmen nun auch noch eine häßliche gelbe Färbung an und der gleiche Nikotinbelag ließ seine Hände ungepflegt er-

scheinen. Es war ihm alles gleichgültig. Er fand aus dem Labyrinth seiner Verzweiflung nicht mehr heraus. »Du bist fertig«, beschimpfte ihn Susanne, die aufgebracht darüber war, daß er nicht mehr kämpfen wollte.

Vergebens bemühte sie sich, an die eigentlichen Ursachen dieser Niedergeschlagenheit, die sie sich einfach nicht erklären konnte, heranzukommen. Doch seine Versuche, ihr seine Vergangenheit, die im wesentlichen Ansatzpunkt für seine Gegner geworden war, zu erzählen, blieb bald stecken. »Ich brauch was zu trinken, mein Mädchen!« waren oft die einzigen Worte, mit denen er sie begrüßte, wenn er kam und mit denen er auch in Schlaf sank. Susanne, die sich vor jedem anderen Mann geekelt haben würde, wenn er nur halb soviel getrunken hätte, beschwor ihn immer wieder, vernünftig zu sein. In ihren Augen blieb Willy Brandt, auch wenn er sich noch so betrank, immer noch vollkommen und liebenswert. Die Zwiespälte und Widersprüche im Wesen dieses Mannes richteten in ihrem Gemüt und in ihrer Liebe zu ihm keine Verwirrung an. Sie meinte ihn besser zu verstehen als alle anderen und war davon überzeugt, daß man ihm Unrecht tat. Deshalb wurde sie von den gleichen feindlichen Gefühlen beeinflußt, die auch ihn beherrschten. Nur konnte er sie geschickter verbergen, und sie schaffte sich viele Feinde im Parlament, wenn sie tagsüber bissige und - nach ihrer Meinung – berechtigte Kritik gegenüber bestimmten Kreisen äußerte.

Die Gründe, die zu der Krisis führten, in der sich Willy Brandt seit Monaten befand, waren in den harten parteiinternen Auseinandersetzungen in der Berliner SPD zu suchen.

Reuter und mit ihm seine politischen Freunde standen im Mittelpunkt heftiger Kritiken wegen der Fragen Bund-Berlin und einer Weiterführung der »Großen Koalition« in Berlin. Reuter drohte gegenüber Bonn mit seinem Rücktritt und seiner Partei gegenüber mit unmißverständlichen Worten.

Die erheblichen Schwierigkeiten, mit denen Reuter in seiner Partei zu kämpfen hatte, waren jedoch nur zum Teil durch sachliche Meinungsverschiedenheiten bestimmt. Weitgehend beruhten sie auf der chronischen Spannung zwischen Reuters Persönlichkeit und dem parteiorganisatorischen Betrieb. Auf dem Ende Oktober stattfindenden Parteitag gelingt es dann Ernst Reuter mit überzeugenden Argumenten eine klare Entscheidung zu seinen Gunsten zu erzielen: Man spricht ihm das Vertrauen aus. Die Angriffe und das Parteiengekläff aus sozialdemokratischen Kreisen gegenüber Ernst Reuter wurden zwar nicht eingestellt, aber vorerst nicht mehr so offen ausgetragen. Um so mehr stürzte man sich auf den Freundeskreis um Reuter. Willy Brandt geriet in das Sperrfeuer erneuter Polemik. Seine Rivalität zu Franz Neumann, dem es längst deutlich geworden war, mit welcher Zielstrebigkeit Willy Brandt ihm seine »Star-Position« innerhalb der Berliner SPD abzujagen trachtete, setzte ihn auch in Bonn weiter aufs Eis. Während der Streitigkeiten innerhalb der Berliner SPD um die Bundespolitik hatte sich Dr. Schumacher an die Seite Reuters gestellt ohne damit aber auch Willy Brandt näher heranzuziehen oder gar zum Kontaktmann zwischen ihm und Reuter zu dulden. Im Gegenteil! Er schloß ihn so offensichtlich aus den Besprechungen und Verhandlungen mit Reuter, die dieser

persönlich in Bonn führte, aus, daß diese Brüskierung noch verletzender als alles bisherige für Willy Brandt war. Brandt war darüber um so betroffener, als er sich doch jahrelang seiner Ansicht nach als Berliner Verbindungsmann zum Parteivorstand bestens bewährt zu haben glaubte.

Kurt Schumachers Einstellung ihm gegenüber aber blieb hart und unversöhnlich. Brandts Gegnern war es gelungen, das Ohr des Parteivorsitzenden zu finden. Franz Neumann, der treueste Gefolgsmann Schumachers aus den parteiinternen Kämpfen um 1945/46 - als es galt, den Bestrebungen nach einer Verschmelzung der SPD mit der KPD entgegenzutreten - war »der« Berliner Mann für Schumacher. Wer Neumann angriff, hatte mit seinem starken Willen und der Konsequenz einer Isolierung durch Schumacher zu rechnen.« Dann wieder ein Brief von Brandt

Am 3. Januar 1952 schreibt Willy Brandt an Susanne:

»Meine liebe Susann!

3/1 – 52

Ich weiß nicht, ob Du diesen Brief überhaupt noch lesen willst, nachdem ich mich solange ausgeschwiegen habe. Tatsache ist, daß ich nicht wußte, was mit Dir sei – ob Du vielleicht überhaupt nicht heil aus Düsseldorf nach Bonn zurückgekommen seist.

Grund zu diesem Rätselraten? Du hattest mir einen Brief zum Geburtstag angekündigt. Aber es kam keiner, nicht vor Weihnachten und nicht nach Weihnachten. Weiteres, in einer Sitzung brachte man mir Dein Paket, über das ich mich wirklich sehr gefreut habe, das mich aber auch etwas beschämt hat.

Weiß Gott, welcher Freund, das Paket solange zurück-

gehalten hat. Am Sonnabend vor Weihnachten hatte ich übrigens noch versucht, Dich telefonisch zu erreichen. Aber es kam keine Verbindung zustande. Da ging es also wie schon mal zuvor, daß ich mir alle möglichen Sorgen um Dich machte – Sorgen, die – wie ich nun hoffen darf – keine eigentliche Berechtigung hatten.

Meinerseits habe ich allerdings noch andere echte Sorgen gehabt. Wir müssen darüber sprechen. Hoffentlich werde ich Dich nicht traurig stimmen.

Bevor wir uns sehen, möchte ich Dir aber schon auf diesem Wege sehr, sehr herzlichen Dank für Deine Geschenke sagen. Ich möchte Dir lieber mal, wenn Du es gar nicht erwartest, eine Überraschung bereiten. Bevor ich Dich wiedersehe, möchte ich Dir aus – wie es sich so gehört, ich habe einige Tage lang fast nichts anderes getan! – nochmals alles Gute und viel Glück im neuen Jahr wünschen.

Ich schreibe diese Zeilen während einer Sitzung des Abgeordnetenhauses – nachdem ich eine schlechte Rede gehalten habe, während ich auf eine gute vorbereitet war. So kann's gehen.

Jedenfalls hat mich nichts daran hindern können, immer wieder an Dich zu denken und Dir viele gute Gedanken zu widmen.

Wenn der Wettergott es will, komme ich am 8. vormittags nach Düsseldorf, bleibe aber nur bis Donnerstagnachmittag in Bonn. Es wäre schön, wenn wir uns am Dienstag sehen könnten. Jedenfalls werde ich gegen 19 Uhr in meinem Büro sein.

Bis dahin viele Grüße und noch etwas mehr!

Dein Bär

Susanne hatte sich im vergangenen Herbst einen kleinen grünen Personenwagen gekauft, der ihr die Möglichkeit gab, nun auch Willy Brandt ständig vom Flughafen in Köln/Wahn abzuholen wie auch hinzubringen, wenn er wieder nach Berlin zurückflog. Wenn das mitunter auch sehr umständlich und zeitraubend war, da die Berliner Maschine oft wegen Nebel und Landeschwierigkeiten Verspätung hatte, so war sie doch davon nicht abzuhalten. Sie wollte ihn bereits in den ersten Minuten seines Eintreffens im Bonner Raum begrüßen. Wahrscheinlich einem inneren Bedürfnis folgend, jede Minute bei ihm zu sein und wenn es auch bloß für eine kurze Autofahrt zwischen dem Flughafen und Bonn war.

Ernst Reuter, der im Frühjahr 1952 oft gezwungen war, nach Bonn zu fliegen, benutzte häufig die gleiche Maschine wie Willy Brandt. Das führte dazu, daß ihm Susanne und ihr »Abholdienst« längst bekannt waren. Susanne wartete im Wagen – den sie vor dem Flugzeug parkte – auf Brandt, weil sie ihn nicht unnötigen Fragen seiner Berliner Kollegen ausgesetzt sehen wollte. Von Willy hörte sie dann aber immer wieder, daß Reuter sie bereits aus dem Flugplatz entdeckt hatte und Willy darauf aufmerksam machte, daß das »gelbe Mützchen« wieder auf ihn warte. Susanne trug zu der Zeit mit Vorliebe eine kleine gelbe Strickkappe – wohl, weil sie wußte, daß die Mütze ihr gut stand. Das brachte ihr dann den Spottnamen von Reuter ein. Aber es störte sie nicht. Sie bewunderte die Person Ernst Reuter und war von seiner Haltung so beeindruckt, daß der Spott dieses Mannes für sie eine Ehre war, weil er überhaupt von ihr Notiz nahm.

Das Verhältnis zwischen Brandt und Susanne war immer inniger und fester geworden. Zwangsläufig kamen sie in ihren Gesprächen auch auf die Zukunft und seine Ehe mit Rut zu sprechen.

Willy hatte ihr einmal ein Bild von Rut mit den beiden Jungen gezeigt, das aufgenommen wurde, als der jüngste erst einige Wochen alt war. Als Susanne sagte: »Ich habe mir Rut eigentlich ganz anders vorgestellt«, meinte er, es wäre eigentlich von ihm nicht ganz fair, gerade diese Aufnahme zu zeigen, da Rut nicht besonders gut getroffen sei.

Es liegt wohl in der Natur jeder Frau, neugierig zu sein. Mit Susanne war das nicht anders. Sie fragte ihn über Rut und auch seine früheren Liebesaffären aus. Zum ersten Mal hörte sie, daß Willy schon einmal verheiratet und vorher lange mit einer anderen Frau in der Emigration zusammengelebt hatte, die ebenfalls allgemein als seine Frau angesehen worden war.

Er erzählte ihr von seiner Tochter Ninja, die bei Carlota, seiner früheren Frau in Oslo lebte: »Meine erste und meine zweite Frau waren Freundinnen und haben sich in Stockholm kennengelernt«, erklärte ihr Willy; »sonst habe ich wohl zahllos oft geglaubt, verliebt zu sein und es war dann doch nur ein triebhaftes Gefühl, das aufflammte und nach der Erfüllung wieder verlösch«, wußte er alle anderen Episoden zu erklären und entschuldigen.

Das war wohl der Augenblick, wo auch Susanne etwas Angst um die Zukunft bekam und ihn fragte: »und wann legst Du mich ab?« Aber seine Antwort: »Ich kann mir eine Zukunft ohne Dich nicht mehr vorstellen«, beruhigte sie wieder und lachend frozzelte sie ihn mit seinen frühe-

ren Erlebnissen: »alle Männer sind wie kleine prahlende Jungen, wenn sie von ihren Eroberungen erzählen.« Sie verspürte keine Eifersucht mehr auf die Vergangenheit, weil er ihr glaubhaft zu machen verstand, daß sie nun der einzige Mensch war, dem er sich enger verbunden fühlte, den er aufrichtig liebe.

»Ist Rut eifersüchtig?« wollte sie noch wissen. »Ich lasse ihr selbst viele Freiheiten, und das mildert wohl meine Ablehnung, sie mit nach Bonn zu nehmen, was sie oft möchte«, antwortete Willy.

Tatsächlich brachte er in all den Monaten, die er mit Susanne bisher verbracht hatte, seine Frau Rut nicht einmal mit nach Bonn. Viele Frauen der Abgeordneten interessierten sich dafür, wo und wie die Männer lebten und waren bemüht, wenigstens an dem gesellschaftlichen Leben – das langsam in Bonn aufblühte – teilzunehmen, das ihnen aufgrund des Bundestags-Mandates Eingang in alle Kreise verschaffte.

»Wenn ich Berlin verlasse, ist es für mich so, als ob ich auch meine Ehe mit Rut hinter mir lasse. Sobald ich Dich in Bonn wiederhabe, gibt es nur eine Frau für mich, das bist Du, Puma!«

Willy wußte, mit welcher Liebe Susanne an ihm hing. Was er als gebundener Mann dafür geben konnte, war nicht viel. So sollte sie wenigstens nicht auch noch durch die Gegenwart Ruts in Bonn gefühlsmäßig bedrängt werden. Deshalb blieb Willy Brandt auch dem Presseball, der zum ersten Mal im Kurhaus in Bad Neuenahr stattfand, fern. Ohne Rut konnte er nicht kommen, weil sie sich den Ball niemals hätte entgehen lassen wollen. Mit ihr zusammen in der Gesellschaft Susanne zu begegnen, wäre ihm

nach seinen eigenen Worten denn doch zu arg geworden. Vielleicht fürchtete er aber auch die Randbemerkungen bestimmter Freunde, die dieser »pikanten« Begegnung gewiß viel Aufmerksamkeit geschenkt hätten.

Es konnte auch nicht ausbleiben, daß Brandt mit der Zeit immer offener über seine Schwierigkeiten mit Rut sprach. Bestimmte Ereignisse in seinem Privatleben fanden ihren Niederschlag auf sein Verhalten in Bonn. Er war oft veränderlich wie das Wetter. Er konnte so voll Charme und Zärtlichkeit stecken, um dann wieder mit plötzlicher Gleichgültigkeit Susanne aufs tiefste zu verletzen und zu kränken.

Immer wenn es in Berlin zu Reibereien gekommen war – und nach seinen Worten war Rut eine sehr temperamentvolle Frau – flüchtete er in die kleine Wohnung von Susanne. »Es tut gut, bei Dir zu sein. Hier ist alles friedlich und Deine Anständigkeit habe ich habe ich eigentlich nicht verdient«, sagte er dann.

Trotzdem konnte er Versuchungen, die in bestimmten Richtungen lagen, genau so wenig widerstehen wie früher.

Als Susanne einmal für einige Tage nach Hamburg gefahren war und Willy die Tage allein in Bonn verbringen mußte, schreibt er später:

Frankfurt, 24. II.

Liebe Susann!

Du wirst staunen, von mir aus Frankfurt zu hören: Ich wär bis Freitagmittag in Bonn, habe abends in Baden-Baden gesprochen und fliege heute abend, so der Wettergott es will, zurück.

Es war in der Tat traurig, von Dir nur Geschriebenes in Bonn anzutreffen. Der Brief der Vorwoche war übrigens zunächst gar nicht aufzufinden. Armes Puma, das vergebens im Kino wartete! Ich bemühte mich – zunächst nur mit Teilerfolg – die Erkältung loszuwerden, die inzwischen in Fieber ausgeartet war. Aber von etwas Ernstem konnte nicht die Rede sein.

Hoffentlich ist es Dir in Hamburg gutgegangen. Ich habe in Bonn vorgehabt, viel Zeit zum Ausschlafen zu verwenden. Aber Donnerstag wurde daraus dann doch ein Bummel mit meinem norwegischen Freund, mit Frühlandung im Carlton, wo ich natürlich wieder auf Euler und Kerweine stieß. Du hattest recht mit Deiner Vermutung: in der kommenden Woche ist Plenar. Ich rechne damit, daß ich am 4. mittags wieder nach Bonn komme. Es wäre schön, von Dir ein Lebenszeichen vorzufinden. Aber Du weißt: Hundertprozentige Gewißheiten gibt es bei meinen Reiseplänen nie.

Was Du mir geschrieben hast, hat mich erfreut. Was meine Antwort ist, werde ich Dir hoffentlich bald sagen können. Heute nur als Zwischenbescheid: Ich denke noch immer eine »Masse« an Dich und habe Dich, glaube ich, etwas zu gern. Gerade jetzt erfüllen mich nur schöne Gedanken, ich möchte Dir gerne einen Kuß geben – nein, nicht nur einen.

Laß Dir's gut gehen, liebe Susann, auf Wiedersehen, und denke mal an

Deinen Bär

Der norwegische Freund war Susannes beste Freundin gewesen. Das stellte sich aber erst viel später heraus und

die Nacht war nach dem »Carlton« auch noch nicht zu Ende gewesen! –

Willy, der oft davon sprach, Susanne mit zu seinen skandinavischen Freunden in Godesberg zu nehmen, fand bei ihr nicht viel Entgegenkommen. »Ich bin lieber bei Dir alleine, da muß ich mich doch nur verstellen und das mag ich nicht.«

Auch zu seinen amerikanischen Freunden ging sie nicht mit. Ein direkter Grund für diese ablehnende Haltung war eigentlich nicht vorhanden. Nur konnte sie sich nicht seiner Meinung anschließen, daß während dieser Besuche der konventionelle Zwang eingehalten werden müsse.

Willy hatte Gründe, seine Liebe vor anderen zu verbergen und seine Gefühle für sich selbst zu behalten. Susanne dagegen gehörte zu jenen Frauen, die stets wünschen, sich offen zu ihrer Liebe zu bekennen – auch wenn dies in der Gesellschaft oft Mißfallen erregte. Sie lehnte jede Verstellung ab. Dann wollte sie lieber mit ihm ganz alleine bleiben.

So zogen sie es auch weiterhin vor, lieber in der Wohnung von Susanne allein zu sein oder möglichst Lokale in der Umgebung von Bonn aufzusuchen, in denen nur bestimmte Freunde – wenn überhaupt – anzutreffen waren, die ihre Verbindung längst erkannt hatten und tolerierten. Im Januar beschlossen sie an einem besonders heiteren und zärtlichen Abend eine kleine Reise zu unternehmen, womit der größte Wunsch von Susanne in Erfüllung gehen sollte. Aber der Plan konnte nicht verwirklicht werden. Zeitmangel war bei Willy der eine Grund, der andere war, daß er telefonisch erreichbar bleiben mußte. Er konnte es nicht so einrichten, daß sein Aufenthalt in dem

von ihnen vorgesehenen Schwarzwald durch eine offizielle Begründung ermöglicht wurde.

Um Susanne zu trösten, die sehr traurig über das Scheitern dieser Reise war, wollten sie wenigstens einmal 24 Stunden außerhalb Bonns gemeinsam verleben. Sie beschlossen also eine neue Reise – ebenfalls ins Gebirge – in das vier Kilometer von Bonn entfernte Siebengebirge. Susanne freute sich wie ein Kind und packte, um das Gefühl zu haben, eine richtige große und lange Reise zu unternehmen, den Koffer. Sie erhofften sich von diesem Ausflug viel Spaß.

Der Beginn der Eintage-Reise war allerdings dann etwas trübe. Susanne holte Willy am Abend im Bundeshaus ab. Er mußte von seinem Büro aus noch einmal mit Berlin telefonieren. Sie gingen deshalb auf die obere Etage des Seitenflügels, in dem sein Zimmer lag. Sie waren allein. Willy telefonierte mit Rut und dabei sprach er norwegisch. Susanne, die neben seinem Schreibtisch saß, nahm ihm das sehr übel in der Annahme, daß es sich um »Bettgeflüster« handelte, das nicht für ihre Ohren bestimmt sein sollte. »So ein Unsinn!«, sagte Willy beschwörend zu ihr, »wir sprechen nur norwegisch zu Hause und es war alles andere als Freundlichkeiten, die ich Rut sagte.«

Susanne erschien es unmöglich, daß das Ehepaar Bandt nur norwegisch sprechen sollte, wenn man allein zu Hause war. Und sie ging mit gekrauster Stirn zum Wagen. Willy war es dann, der während der Fahrt nach Mehlem, wo man die Fähre nach Königswinter nehmen wollte, Susannes Einsilbigkeit mit eigenen lebhaften Erzählungen zu überbrücken dachte, trotzdem es ihm aus anderen Gründen gerade jetzt schwerfiel, lebhaft zu sein.

Als Susanne am frühen Morgen Willy in Wahn von der Berliner Maschine abgeholt hatte, stellte sie fest, daß er ziemlich mitgenommen aussah. Auf ihre spöttischen Bemerkungen, ob er zum Ausschlafen nach einem anscheinend sehr anstrengenden Wochenende in Berlin jetzt nach Bonn gekommen sei, wies Willy auf die hinter ihm liegenden turbulenten Sitzungen des Berliner Abgeordnetenhauses hin. Nun, auf der Fahrt in den »Tag zu Zweit« dachte er, sie mit Einzelheiten aus diesen Sitzungen wieder in die frühere gute Laune zurückzusetzen. Er schilderte ihr die immer deutlicher werdenden Gegensätze innerhalb der SPD in Berlin und die Machtkämpfe, die sich im Untergrund abspielten. Er erweckte auch jetzt wie immer ihr lebhaftes Interesse, weil sie sich für alle Geschehnisse, die in Zusammenhang mit ihm standen, erwärmen konnte. Sie war selber ehrgeizig genug, um auch für seinen sehr stark entwickelten Hang in der Richtung das nötige Verständnis zu haben.

So waren sie, als die Fähre in Königswinter landete, doch bereits wieder in einer sehr angeregten Unterhaltung.« Weiter heißt es in den erwähnten Büchern: »Die erste Reiseunterbrechung erfolgte am »Tubak«, einem alten rheinischen Wirtshaus in Königswinter, das sie schon öfters besucht hatten, um in der gemütlichen Enge der holzgetäfelten Stube Steinhäger mit Schinken zu trinken und zu essen und dabei die anderen Gäste zu beäugen, was ihnen viel Spaß gemacht hatte. Nun tranken sie schnell einen Steinhäger und schluckten mit den eiskalten Tropfen auch die restlichen Schatten, die noch zwischen ihnen lagen, herunter. Willy genehmigte sich im Herausgehen schnell noch ein Glas und weiter ging's in Serpentina

den Weg hinauf zu der Höhe, auf der der »Margarethenhof« lag, wo »Herr und Frau Sievers« angemeldet waren und bleiben wollten.

Es war kein Licht mehr zu sehen, als sie in tiefer Dunkelheit den Wagen auf dem Parkplatz des Hotels abstellten und sie hatten schon Bedenken, ob sich die Türe des Hotels noch für die späten Gäste öffnen würde.

Willy gähnte zum ersten Mal, als er in Ermangelung eines Hausdieners das Gepäck selber tragen mußte. Auf mehrere Koffer hatte Susanne bestanden. Sie wollte den Eindruck einer »Durchreise« erwecken und sich selbst damit die Illusion vorgaukeln, nach diesem Tag würden noch andere Reisetage folgen.

Der Januar, wenn er keinen Schnee bringt, ist für die Hotels im Siebengebirge eine tote Zeit. Zumeist verschlossen oder nur teilweise geöffnet, warten sie auf die ersten sonnigen Frühlingstage, die auch den ersten Besucherstrom brachten.

Sie standen aber nicht allzu lange am Office, bis sich ein Hausgeist einfand und sie begrüßte. Nach den üblichen Formalitäten brachte er sie in ihr Zimmer. Doch sie wollten noch nicht schlafen gehen. Sie wollten noch essen und Willy hatte Durst. Die zwei Steinhäger hatten Appetit auf mehr gemacht und er fühlte sich auch sehr abgespannt und wollte sich auffrischen. Sie waren die einzigen Gäste im Hotel. Die Küche hatte bereits geschlossen. Es gab nichts mehr zu essen – es gab nur noch eine Flasche Wein, die im Salon von einem müden Oberkellner serviert wurde, dem sie die Nachtruhe wegnahmen. Wenigstens stand das auf seinem vorwurfsvollen Gesicht geschrieben.

Sie hätten also doch noch im »Tubak« essen sollen und mit der nötigen Bettschwere in die Höhe zum »Margarethenhof« fahren sollen, meinte Willy mißmutig, als es für ihn nichts Besseres mehr zu trinken gab. »Ich hätte doch daran denken sollen und selbst etwas einpacken«, klagte Susanne und machte sich Vorwürfe. Sie wußte, wie abhängig Brandt von bestimmten Dingen war, wenn er ein unterhaltsamer und charmanter Partner sein wollte.

Der Ober gähnte erst noch versteckt, dann immer offener, und Willy schlief fast in seinem Sessel ein.

»Mit Dir zu verreisen, das macht keinen Spaß«, stellte Susanne enttäuscht am frühen Morgen fest, als Willy aus seinem tiefen Schlaf erwachte. Mit roten Ohren murmelte er etwas von der Höhenluft, die ihm anscheinend nicht bekommen wäre.

Resigniert packte man die Koffer und fuhr wieder nach Bonn zurück, ohne den Tag im »Margarethenhof« zu Ende zu bringen, wie es eigentlich noch geplant war.

Willys Eitelkeit mag an dem Tag etwas gelitten haben, denn Wochen später, am 13. März, schreibt er ihr:

Liebe Susann,

heute morgen kam Dein zweiter Brief.

Gestern abend hatte ich, bevor ich nach Godesberg fuhr, versucht, Dich telefonisch zu erreichen. Du warst leider nicht zu Hause, aber ich hoffe, daß Du meinen Gruß erhalten hast.

Schade, daß Dich das gute Wetter im Stich läßt. Hier ist es auch ziemlich mies.

Ich hatte Dir wohl schon erzählt, daß ich mich am Montag mit Otto-Heinrich und anderen »Sachverständigen« auf eine Sektreise begeben. Sie fängt in Mainz an. Schade,

daß Du nicht dabei bist. Aber ich werde bestimmt an Dich denken. Übrigens, als ich am Dienstag mit dem Wagen von Frankfurt kam, zwang sich mir auch eine putzige Erinnerung auf. Wir passierten den Margarethen-Hof. Es fehlte nicht viel, und ich hätte mir wegen Übermüdung gleich ein Zimmer genommen.

Die Berliner Krise wird wohl doch noch mal beigelegt werden. Die »Welt« zitiert mich heute im Leitartikel mit der despektierlichen Bemerkung: »Unzulänglichkeiten aller Parteien veruneinigt euch.« – Apropos: »Hättest Du der RIAS-Übertragung der Vertreter vom Abgeordnetenhaus noch etwas länger gelauscht, würdest Du mich auch gehört haben. Man sagt, ich sei sogar in guter Form gewesen.

Ich freue mich auf Post von Dir, wenn ich Montagabend oder Dienstagfrüh wieder in Bonn sein werde. Alles Gute und viele liebe Grüße!

Dein Bär

Weiter wird über Susanne Parties berichtet: »Zur Karnevalszeit, am 17. Februar, gab Susanne wieder eine ihrer beliebten Parties, die dieses Mal besonders nett zu werden versprach.

Sie scheute keine Mühe. Die Räume ihrer Wohnung wurden zu einem bunten Faschingszelt umgebaut, und die verschickten bunten Einladungskarten waren so vielversprechend und reizend ausgefallen, daß bereits im Plenum die eingeladenen Abgeordneten mit den Karten bejahend zu Susanne, die auf der Presstribüne saß, hinaufwedelten. Es wurde dann auch sehr lustig. Die Parlamentarier, die gekommen waren, begrüßten die Kollegen der

eigenen Fraktion genauso freudig gestimmt, wie die von der anderen »Fakultät«. Es war immer so bei Susanne. Die unterschiedlichen Meinungen in politischer Hinsicht waren für die Gäste entweder eine gute Diskussionsgrundlage bei weniger lustigen Abenden oder spielten überhaupt keine Rolle bei so munteren Festen, wie an diesem Abend.

Man wollte ein paar Stunden tanzen, trinken und Spaß erleben. Sollte dazwischen auch politisch ein wenig gerauft werden, so erhöhte das nur die allgemeine Stimmung.

Der Zweimeter-Superbayer Donhauser, als leicht lädierter Engel aus den Fängen des »Spiegel-Ausschusses« entlassen, riß zwar erst einmal die Hälfte der bunten Dekoration von der Decke ab, aber die Stimmung stieg wie eine Rakete. Die weiblichen Gäste waren genauso reizend wie passend kostümiert, und die Herren bekamen gleich an der Garderobe Pappnase, Bärtchen und Fes nach Wahl ausgehändigt.

Die beste Rolle in diesem Trubel, der die Nachbarschaft nicht schlafen ließ, spielte vorerst Otto Heinrich Grewe, Rechtsanwalt und SPD-Abgeordneter. In der Größe ein wenig zu kurz ausgefallen, wies er mit seinem sehr bedeutenden Umfang eine stattliche Breite auf. Mit seinem schlohweißen Haar, das einen mächtigen Kopf krönte und appetitlich mit seiner rosigen Gesichtshaut kontrastierte, wirkte er so gewinnend, daß der Erfolg nicht ausbleiben konnte und sein Fes eine gewisse Berechtigung in der Symbolisierung fand. Seine in einer klaren, intensiven Bläue funkelnden Augen blitzten genießerisch hinter starken Brillengläsern. Er entwickelte ein Temperament,

das alle – ob er in seinen kleinen Händchen die Flasche schwang oder auf seinen ebenso kleinen Füßen herumtanzte – mitriß.

Peter Nellen, dem die von ihm ausgewählte Pappnase melancholisch ins Gesicht hing, vertauschte schnell seine Nase mit einem Fes, als er die reizende Sekretärin vom BBC kennenlernte, die er dann auch nicht mehr aus den Augen ließ. Statt August Martin Euler traf ein Telegramm von ihm ein: »Mein Blinddarm hinderte mich, Indianer zu spielen«. Er war tags zuvor operiert worden, ohne daß es bekanntgeworden war. Trotz der Komplikation seiner Operation vergaß er nicht, die Grüße zu schicken, und das wurde dann auch gebührend begossen. Euler wurde schnell wieder gesund, und später tauchte das Gerücht auf, dazu hätten ihm nur die Mengen Alkohol, die auf seine Gesundheit getrunken worden waren, verholten.

Willy Brandt spielte den Charmeur, den nur die Anwesenheit der Gastgeberin vorerst daran hinderte, alle Frauen in Beschlag zu nehmen. Er war aber so in Stimmung, daß er sogar beim Klang des »Reigens« vergaß, mit Susanne zu tanzen. Er hatte eine Partnerin im Arm, die ihn beim Tanz fesselte.

Als letzter Gast, als die ersten bereits an Aufbruch dachten, kam noch Franz Josef Strauß, dem seine nächtliche Rundfahrt durch Bonn eine reiche Beute an Blechorden von Karnevalsgesellschaften eingebracht hatte. Klirrend schleppte er pfundweise Blech auf der Brust mit sich herum. Es sollte ihn, so meinte er, vor ernstlichen Verwundungen weiblicherseits schützen.

Der umworbene Junggeselle mit aussichtsreicher Karriere war auf den Bonner Festen immer ein beliebter Gast. Auch bei Susanne gab es heiratswütige Damen, die ihn sofort in Beschlag legten. Rosemarie war sogar zur Selbstaufopferung bereit, um seine Gunst zu erringen, die möglichst über die drei tollen Faschingstage anhalten sollte. »Na, i moag dös net, dös Madl is vuil z'temperamentvoll«, mit diesen Worten flüchtete Josef und brachte seinen blechernen Harnisch zwischen sich und alle weiteren weiblichen Angriffe.

Anita, die umworbenste Frau des Abends, brillierte in Solotänzen. Sie hatte einen geschmeidigen Körper, schwarzes Haar und Augen, die wie Kohlen in ihrem weißen Gesicht glühten. Ihr ganzer Körper lockte wie die Sünde, wenn sie tanzte. Sie war ungeheuer stolz darauf, Jüdin zu sein und betonte es immer wieder.

Es gab eigentlich in der ganzen langen Nacht für Susanne neben ihrer Fürsorge um die Gäste nur zwei kritische Momente, die sie fast aus der Fassung brachten.

Otto Heinrich Grewe, der seinen Fahrer vermißte und ihn als gestohlen oder ermordet von der Polizei – an die er sich über den Notruf wandte – zurückerhalten wollte, gab den einen Grund. Die Uniform der herbeigeeilten Hüter des Gesetzes erschienen Susanne in froher Sektlaune so fabelhaft echt wirkend, daß sie mit Begeisterung die nun allerletzten Faschingsgäste begrüßen und einfach nicht glauben wollte, daß es wirkliche Polizisten waren. Das war schon eine Gaudi. Vor allem, als sich dann noch herausstellte, daß der Fahrer ruhig in der Fahrbereitschaft des Bundeshauses schlief und auf Abruf wartete.

Es war ein Glück, daß der Polizeipräsident ein Freund von

Otto Heinrich Grewe war, der Spaß verstand. Sonst hätte es wohl noch ein Nachspiel gegeben.

Der andere kritische Moment war der, als Susanne ihren Freund Willy nur mit einem sehr harten Schlag ins Gesicht davor bewahren konnte, im Alkoholrausch eine Situation herbeizuführen, die für alle noch Anwesenden mehr als peinlich gewesen wäre.

Aber Anita zog eben die Männer an, wie der Zucker die Fliegen. Jahre später schickte sie Willy Brandt bei einem seiner Englandbesuche noch Blumen in sein Londoner Hotel. Auch sie hatte ihn nicht vergessen!

Sonst aber war es ein wohlgelungenes Fest, das mit Würstchen und kräftiger Hühnerbrühe seinen Abschluß in der Morgendämmerung fand. Es gab keine Glasscherben. Nur Otto Heinrich Grewe hatte eine Beule am Kopf und wußte nicht woher.

Eigentlich war es Peter Nellen, der in den folgenden Mittagsstunden – immer noch unrasiert aus dem Plenum kommend – die herzlichsten Dankesworte für Susanne fand. Wenn er auch etwas mitgenommen ausschaute, so war für ihn die Nacht einfach herrlich gewesen, und »BBC« blieb ihm vorerst unvergessen.

Echte Scherben gab es aber anscheinend nach dieser Partie bei Willy Brandt und Susanne Sievers.

Sie trafen sich zu einer ernsten Aussprache, die von Willy einige Tage später noch einmal brieflich kommentiert wurde.« Wieder drucken die zitierten Bücher den Brief handschriftlich ab:

24. Februar 1952

»Liebe Susann!

Es fällt mir schwer, Dir zu schreiben. Aber ich muß, nicht,

weil ich es am Telefon versprochen hatte, sondern weil es nicht anders geht.

Ich weiß genau, daß ich mich schlecht benommen habe und daß Du das nicht verdient hattest. Ich bitte Dich aufrichtig um Verzeihung.

Damit ist nicht gesagt, daß Du letztens mit Deinen Vermutungen auch nur andeutungsweise recht gehabt hättest. Aber darum geht es wohl eigentlich nicht. Wenn ich mir Vorwürfe zu machen habe, dann liegen die Ursachen tiefer – sie liegen auch länger zurück. Und sie liegen außerhalb unseres eigentlichen Bereiches.

Aber hat es viel Sinn, das jetzt analysieren zu wollen?

Der Abschied im Wagen an der Hausdorffstraße war sehr traurig. Du sprachst mit großem Ernst und trotz einer momentanen Erregung nicht aus der Laune des Augenblicks. Und ich? Hörte mir das an, widersprach kaum, akzeptierte das Urteil.

Das war wohl so etwas wie ein Schlußstrich. Und ich halte wenig von der Kunst des Kleisterns.

Etwas aber sollst Du wissen – ich bin sogar kühn genug zu meinen, daß Du es weißt: nichts wird die gute Erinnerung an Dich und uns bei mir je trüben können (außer vielleicht mein eigenes »schlechtes Gewissen«). Vielleicht hätte ich mich zu dem, was ich jetzt die gute Erinnerung nenne, klarer bekennen, vielleicht hätte ich Dir offener zeigen und sagen sollen, wie froh ich war, Dich getroffen zu haben. Aber das ist wohl an sich nicht meine Art, und außerdem hatte ich vielleicht ein bißchen Angst davor, daß der Trennungsstrich dann eines Tages noch mehr schmerzen würde. Oh, diese verfluchten Fesseln, die

man sich selbst anlegt und die einen hindern, ganz sich selbst zu sein!

So bleibt dann nur die Hoffnung, daß Du irgendwo trotz allem auch mir unaufmerksamen und undankbaren Jungen ein kleines Stückchen freundlicher Erinnerung bewahrst.

Ich weiß nicht, ob wir uns in dieser Woche sehen werden. Wenn nicht, möchte ich Dir schon jetzt eine gute Erholung viel Ski-Spaß wünschen.

Wenn es Dir in der Folge so gut gehen sollte, wie es Dir gebührt, müßte es Dir eines Tages schrecklich gut gehen. Ich hoffe, daß Dir zumindest allzuviel überflüssige Sorgen erspart bleiben mögen.

Wer weiß, wann, wo und wie wir uns wiedersehen? Du magst entscheiden, ob Du gelegentlich mit einem guten Freund eine Tasse Kaffee oder ein Glas Wein trinken willst.

Von Herzen alles Gute, liebes Puma, von Deinem trotz entgegengesetzter Kalenderentwicklung in den Winterschlaf zurückkehrenden

Bär

Auf die Vorwürfe eingehend, die ihm Susanne offenbar gemacht hatte, behauptet er: »Damit ist nicht gesagt, daß Du mit Deinen Vermutungen auch nur andeutungsweise recht gehabt hättest. Aber darum geht es wohl eigentlich nicht. Wenn ich mir Vorwürfe zu machen habe, dann liegen die Ursachen tiefer – sie liegen auch länger zurück. Und sie liegen außerhalb unseres eigentlichen Bereiches. Der Abschied in der Hausdorffstraße war sehr traurig. Du sprachst mit großem Ernst und trotz einer mo-

mentanen Erregung nicht aus der Laune des Augenblicks. Und ich? Hörte mir das an, widersprach kaum und akzeptierte das Urteil.«

Willy Brandt muß wohl die Überzeugung gehabt haben, daß er Susanne verloren hatte, denn seine Worte: »Etwas aber sollst Du wissen – ich bin sogar kühn genug zu meinen, daß Du es weißt: Nichts wird die gute Erinnerung an Dich und uns bei mir je trüben können, außer vielleicht mein eigenes schlechtes Gewissen. Vielleicht hätte ich mich zu dem, was ich jetzt die gute Erinnerung nenne, klarer bekennen, vielleicht hätte ich Dir offener zeigen und sagen sollen, wie froh ich war, Dich getroffen zu haben. Aber das ist wohl nicht meine Art, und außerdem hatte ich vielleicht ein bißchen Angst davor, daß der Trennungsstrich dann eines Tages noch mehr schmerzen würde. – Oh – diese verfluchten Fesseln, die man sich selbst anlegt, und die einen hindern, ganz sich selbst zu sein!«, lassen keine andere Deutung zu. Resigniert schließt er den Brief, den er wohl in einer, bei ihm selten anzutreffenden Selbstkritik schrieb: »So bleibt mir nur die Hoffnung, daß Du irgendwo trotz allem auch mir unaufmerksamen und undankbaren Jungen ein kleines Stückchen freundliche Erinnerung bewahrst.«

Nachdem er den Brief geschrieben hat, fährt er in die Stadt und bummelt durch die Bars. Nachts um 1 Uhr ruft er Susanne in ihrer Wohnung an: »Bitte hol mich bei ›Meyers‹ ab, ich kann nicht mehr.«

»Was um Gotteswillen kann geschehen sein«, denkt Susanne und fährt in ihrem Wagen im größtem Tempo über die Reuterstraße und den Bonner Talweg zum Kaiserplatz. Sie findet ihn in einer Ecke, gleich hinter der Tür sit-

zend. Nicht mehr fähig, gerade zu stehen, fällt ihm das Sprechen genauso schwer und er lallt: »Ich kann ohne Dich nicht sein«. Der Ober, der sie beide von ihren wiederholten Besuchen kennt, meint, er habe doch sehr, sehr viel getrunken und gehöre jetzt ins Bett.

Sie bringt ihn in ihre Wohnung und verspricht ihm alles, um ihn zu beruhigen. Er schläft ein, ihre Hand in der seinen, als ob er sie nie mehr loslassen wollte.

Nüchtern geworden, erzählt er ihr am anderen Morgen, daß ihn die Vorstellung, sie verloren zu haben, einfach zum Trinken gezwungen habe und er zuletzt nur noch den Gedanken hatte, sie telefonisch zu rufen.

Sie bringt ihn zum Flughafen Wahn, damit er die Maschine nach Berlin noch erreicht. Susanne ist längst bereit, alles zu verzeihen, glaubt aber, daß es für ihn heilsamer ist, noch etwas im Ungewissen zu bleiben.

Susanne fährt für Wochen zum Wintersport ins Allgäu und sieht Willy Brandt vorerst nicht mehr.

Sie schreiben sich Briefe, die seinerseits von einer überschwenglichen Sehnsucht und Gefühlsanballung erfüllt sind.

»Vielleicht wird Dir diese, aus meiner Feder stammende Plauderei ein Lächeln abzwängen, falls Du nicht vor sittlicher Entrüstung errötest.«

»Alle Vernunft spricht dagegen, daß ich Dir auch nur andeute, wie lieb ich Dich habe, und es ist fast grotesk, wie häufig meine Gedanken zu Dir eilen.« –

Am 18. März schrieb Willy an Susanne:

Wiesbaden, 18–3

Liebe Susann,

gestern war also ein Tag, der sich durch eine recht ange-

nehme Art der Pflichterfüllung auszeichnete. Abends landeten wir in Wiesbaden und ein paar von uns haben hier übernachtet, um heute, renoviert in Bonn aufkreuzen zu können.

Ich bin großartig ausgeschlafen, und gleich geht es mit der Bahn rheinabwärts.

Dies heute nur als Gruß – ich lasse morgen nochmal von mir hören. Weiter alles Gute, viel Sonne und nicht zu viel Schnaps.

Viele liebe Grüße von einem, über den auch gestern abend eine Kapelle spielte, daß er vom Norden her käme – und der sich inzwischen sogar angewöhnt hat, der Melodie des Reigen andachtsvoll zu lauschen.

Bär«

Peinlich - aber in fast allen Briefen Brandts an Susanne ist von Schnaps, Wein und Saufereien zu lesen. Brandt hat allen Grund, Susanne in Bonn und in seinem Leben zu vermissen. Jetzt, wo er vielleicht erkennt, was sie ihm bedeutet, wird das Alleinsein in Bonn um so schmerzlicher und trister für ihn.

Eine kleine Sektreise für »Sachverständige« aus dem Bonner Parlament, arrangiert von einer rheinischen Sekt-kellerei, bringt ihm etwas Abwechslung. Doch auch hier vermißt er sie. Er schreibt ihr: »Schade, daß Du nicht dabei bist. Aber ich werde bestimmt an Dich denken....« und er findet trotz dieser anstrengenden Tour, die ihn und andere Teilnehmer in Wiesbaden zur Übernachtung zwingt, damit sie wieder »renoviert« in Bonn erscheinen können, Zeit, ihr eine Karte mit feuchtfrohlichen Grüßen zu schicken, die von Otto Heinrich Grewe, seinem

Freund – der auch als Sachverständiger gilt – unterschrieben wird.

Die Berliner Senatskrise – im März 1952, die ernsteste aller bisherigen – veranlaßt »Die Welt« am 13. März zu einem scharfen Leitartikel, in dem auch Willy Brandt zitiert wird mit der despektierlichen Bemerkung: »Unzulänglichkeiten aller Parteien veruneinigt Euch!«

Susanne liest im kleinen Walsertal und weiß, daß er also wieder sehr aktiv an den politischen Auseinandersetzungen teilnimmt. Wenn Ernst Reuter tatsächlich sein Amt als »Regierender von Berlin« niederlegen würde, käme es vielleicht auch zu einschneidenden Änderungen in Willys Leben, fürchtet Susanne und macht sich Sorgen um ihn. Reuter hatte am 6. März erklärt, er sei als Bürgermeister an einem Punkt angelangt, »wo ich mir und auch dem Abgeordnetenhaus die Frage vorlegen muß, ob eine Weiterführung der Regierungsgeschäfte durch mich und den Senat in seiner heutigen Zusammensetzung politisch noch möglich ist.«

Am 19. März schreibt Willy an Susanne:

19–3–52

Liebe Susann,

es war nett, mit Dir gestern abend ein paar Minuten plaudern zu können – wenn auch nur per Telefon. Vielen Dank für Deine beiden Briefe – den zweiten, besonders gefühlvollen und gedankenüberwogenden, erhielt ich heute früh.

Gestern abend bis ich bummeln gegangen und in der »Melody« gelandet. Heute morgen bin ich natürlich wieder mal nicht ausgeschlafen. Dabei war es stinklangwei-

lig. Allein war ich auch. Aber es fällt so schwer, rechtzeitig nach Hause zu gehen.

Wirklich leid tut es mir, daß Du während Deines Urlaubs mit praktischen Sorgen geplagt worden bist und daß Dich so schwierige Probleme erwarten, wenn Du nächste Woche wieder in Bonn aufkreuzt.

Wie ich Dir schon sagte, fahre ich heute nachmittag wieder weg. Am Abend habe ich eine Versammlung und morgen ist Sitzung des Abgeordnetenhauses. Kommen den Dienstag scheint es eine Sondersitzung zu geben, obgleich alles darauf hindeutet, daß die Scherben um Reuter noch einmal gekittet werden. Wahrscheinlich werde ich also am Mittwoch in Bonn sein und jedenfalls ein paar Tage bleiben. Laß' bitte brieflich oder telefonisch von Dir hören, wenn Du wieder im Lande bist. Vielleicht reflektierst Du sogar auf meinen seinerzeitigen großzügigen Vorschlag, »gelegentlich« eine Flasche Wein mit mir leerzumachen. Ich freue mich jedenfalls darauf.

Alle Vernunft spricht dagegen, daß ich Dir auch nur andeute, wie lieb ich Dich habe und es ist fast grotesk, wie häufig meine Gedanken zu Dir ziehen. So ist es jedoch nun mal. Vielleicht wird sich das aber doch noch ändern? Also, der langen Rede kurzer Sinn: »Laß' es Dir auch in den letzten Tagen in den Bergen noch gutgehen. Pump Dich richtig voll mit Luft und Sonne und bleib' das prächtige, liebe, wilde Puma –

Dein Bär

Als dann Susanne, braungebrannt und vollgepumpt mit guter Laune und neuer Kraft, nach Bonn zurückkehrt, stellen beide fest, daß die Trennung nach der vergange-

nen Krise ihnen die Erkenntnis brachte, daß sie mehr als je zusammengehören und sich das Gefühl zwischen ihnen noch verstärkt hat. Eigentlich ist es aber dann doch mehr Susanne, die von der Möglichkeit einer gemeinsamen Zukunft wieder spricht und auf die alten Vorstellungen von Willy zurückgreift. Sie schätzt zwar alles realistisch ein, aber ihre Hoffnung in der Richtung kann auch Willy deutlich spüren.

Sie kennt aber seine Sprunghaftigkeit und seine veränderlichen Stimmungen zu gut, um sich an etwas zu klammern oder etwas bewußt mit Zuhilfenahme von Versprechungen zu erreichen. Sie grübelt zwar oft über seinen Brief nach, in dem er von seinem »schlechten Gewissen« ihr gegenüber spricht, das »außerhalb des eigentlichen persönlichen Bereiches liegt«. Sie kommt aber zu keinem Ergebnis und er weicht bei Fragen aus. So legt sie diesen Brief zu allen anderen, obwohl er sie zum Nachdenken zwang.

Der Berliner Landesparteitag der SPD im Mai 1952 brachte noch einmal harte Auseinandersetzungen. Erst einen Monat vorher war die Fraktion im Abgeordnetenhaus auseinandergefallen, und der Landesvorsitzende Franz Neumann – Willys stärkster Rivale – stand auf der Seite der Opponenten. Willy Brandt kandidiert mit Einverständnis Reuters gegen Neumann für den Berliner Landesvorsitz. Aber es war noch zu früh. Er bekam nur ein Drittel der Delegiertenstimmen und fiel durch. Seine Stimmung war nicht die beste, als er in Bonn ankam. Er hatte vor, noch einmal einen Vorstoß bei Dr. Schumacher, der seit Monaten ernstlich erkrankt war und dem Parlament fernbleiben mußte, zu unternehmen.

Über Annemarie Renger, die Sekretärin von Dr. Schumacher, erreichte er eine Einladung in Schumachers Haus am Venusberg. Voller Hoffnung auf diese Aussprache, ließ sich Brandt von Susanne zum Venusberg fahren.

Brandt beim sterbenden Schumacher

Es war eine warme und liebliche Mainacht, die es Dr. Schumacher erlaubte, Willy Brandt in seinem Garten zu begrüßen und mit ihm auf der Terrasse sitzen zu bleiben. Als Annemarie Renger auch das Glas Willy Brandts mit der bereitgestellten Maibowle füllen wollte, protestierte Dr. Schumacher und meinte – zwar spöttisch, doch überraschend lebenswürdig – daß dies wohl nicht das richtige Getränk für Brandts rauhe Kehle sei, Annemarie solle ihm doch lieber etwas »härteren« Alkohol einschenken.

Brandt kam aus dem Staunen nicht mehr heraus. Kurt Schumacher zeigte sich ihm gegenüber von einer ganz neuen Seite. Er brachte ihm sogar ein gewisses Verständnis entgegen für seine eigenwilligen politischen Ansichten.

Trotz der zeitweise sehr lebhaften Unterhaltung waren aber die Augen des bereits vom Tode gezeichneten Oppositionsführers ständig und fast wehmütig auf den blühenden Garten gerichtet. Fühlte Schumacher sein Ende nahen?

Brandt, von Schumacher kommend, erzählte Susanne: »Ein merkwürdiger, beinahe pathetischer Widerspruch zeigte sich in manchen seiner Ausführungen. Er nimmt Abschied von seinem Leben und fühlt wohl, daß es der letzte Frühling ist, den ihm das Schicksal schenkt. Die

meisten seiner Pläne werden keine Erfüllung mehr finden. Deshalb ist er wohl auch den Menschen gegenüber grundsätzlich versöhnlicher gestimmt, die sich so lange unter seinem harten Willen zu beugen hatten. Wir sind nicht als Freunde geschieden, es kam aber auch kein Gegensatz an diesem Tage auf, und so brauchte auch keiner nachzugeben«.

Willy Brandt blieb sehr schweigsam in dieser Nacht. Vielleicht hatte Dr. Schumacher ihm doch Dinge gesagt, die in seinem Kopf herumspukten und über die er nicht sprechen wollte und konnte. Vielleicht aber verglich er auch das Leben Kurt Schumachers – dem sein politisches Bekenntnis eine fast unmenschliche und schier unerträgliche Last an Leiden auferlegte – mit seinem eigenen Leben, dem wirklich Gefahren, Entbehnungen und Leiden fremd waren. Die Größe dieses Mannes mag ihn beeindruckt, wenn nicht gar beschämt haben.

Anfang Juni muß Susanne ins Krankenhaus. Willy besucht sie einmal kurz und schickt später über eine Freundin Rosen. Kranke Frauen mag er nicht. – Außerdem gibt es für ihn eine Fülle von Arbeit. Er schreibt ihr: »Es tut mir wirklich leid, daß ich Dich nicht besuchen kann, aber glaube mir, daß ich unter furchtbarem Druck stehe – und – falls es nicht zu den Ferien kommt, ernstlich mit einem Kollaps rechnen muß.«

Willy Brandt klappert zu dieser Zeit, um seine Niederlage vom Landesparteitag der SPD im Mai wettzumachen, geduldig, aber auch zähe, die Betriebsgruppen und Kreisvorstände der SPD ab und macht seinen Genossen in langen Reden und Diskussionen klar, daß nicht Neu-

manns, sondern seine, Brandts, Sicht der Dinge richtig sei.

Brandt hatte den Schwerpunkt seiner Werbung auf die Mitgliedschaft verlegt. Er wollte sich seine »Star-Position« auf der untersten Ebene aufbauen und ein solides Fundament schaffen, um dann dem Führungskopf der SPD mit harten Forderungen für seine Person entgegenzutreten zu können.

Daß sein Plan richtig war, beweist seine seit dieser Zeit steil in die Höhe schießende Karriere, die allerdings erst – nachdem der starke Wille Schumachers verlöscht war – ihren Anfang nehmen konnte.

Susanne fährt zwei Tage, nachdem sie aus dem Viktoria-Hospital entlassen wurde, nach Berlin und sollte nicht mehr nach Bonn zurückkehren.

Sie schenkt der Sekretärin, Fräulein Harms, als ob trübe Vorahnungen sie erfaßt hätten, einen Blumenstrauß mit den Worten: »Wenn die verblüht sind, bin ich wieder zurück.«

4 Jahre wegen Brandt im SED-Zuchthaus

Es sollten über vier Jahre vergehen, bis es zu einer Heimkehr kam; viele Blumen waren inzwischen verblüht, Fräulein Harms längst auf einer anderen Stelle, und alles, was Susanne sich in mühseliger Arbeit aufgebaut hatte, verloren und vernichtet.« Dann berichten die zitierten Bücher über die beginnende Katastrophe im Leben Susanne Sievers: »Susanne fährt nach Berlin und verliert am Zonenkontrollpunkt Berlin-Babelsberg auf unerklärliche Weise ihre Handtasche. Sie vermißt sie aber erst, als sie im »Roxy-Hotel« auf dem Kurfürstendamm aussteigt. Sie

fährt trotz der eindringlichen Warnungen von westdeutschen Zollbeamten in Berlin-Dreilinden nach Babelsberg zurück, in der Überzeugung, dort sei ihr die Handtasche aus dem Wagen gestohlen worden.

Das Verhalten der sowjetzonalen Grenzposten verstärkt ihren Verdacht. Sie kommt aber zu keinem Ergebnis; wohl gerät sie in einen heftigen Streit mit den Posten, die sie im Verlauf der erregten Auseinandersetzung sogar »Westbiene« schimpfen.

Da gibt es Susanne auf und kommt gegen zwei Uhr nachts ins Westberliner Hotel zurück. Am frühen Morgen telefoniert sie mit ihrem Mitarbeiter, Peter Hinterholzer, in Bonn und fragt ihn um Rat. Er schickt sie zum Präsidium der Volkspolizei in den Ostsektor. Dort soll sie eine entsprechende Anzeige auf Diebstahl und Beleidigung erstatten.

Sie telefoniert mit der Ziethenstraße, wo die SPD-Landesleitung ihr Büro hat, um Willy Brandt zu erreichen. Er ist nicht da.

Bei ihren früheren Besuchen in Berlin traf sie sich mit Willy gelegentlich im »Roxy-Hotel«, wo sie immer wohnt. Offiziell zeigten sie sich in Berlin aber nie. Willy fürchtete, seine Frau Rut könne »Wind« bekommen. So konnte Susanne ihn auch nicht zu Hause anrufen.

Sie sagt im Hotel Bescheid und fährt mit der S-Bahn zur Königsstraße im Sowjetsektor. Im dortigen Polizeipräsidium wird ein Protokoll angefertigt. Man behält den Interzonenpaß, den Susanne als einzigen Ausweis noch besitzt. Er hatte im Handschuhkasten des Wagens gelegen, sonst wäre er, wie alle anderen Papiere, ebenfalls verlorengegangen. Doch jetzt verliert sie auch ihn. Sie

wird aufgefordert, am anderen Tag wiederzukommen. Bis dahin soll die Angelegenheit geklärt und in Ordnung sein.

Sie kommt ins Hotel nach Westberlin zurück und findet eine Nachricht vor, daß ihre Tasche auf der Berliner Avus von einem LKW-Fahrer gefunden wurde. Geld sei allerdings nicht mehr in der Tasche gewesen, läßt der Fahrer sagen.

Susanne versucht wieder, Willy Brandt zu erreichen. Vergeblich auch jetzt. Trotzdem er wußte, daß sie in Berlin ist, findet sie keinen Weg zu einer Verbindung mit ihm und hört auch nichts von ihm persönlich.

Sie holt die Tasche im Wedding ab. Der Fahrer sagt ihr nichts über seinen Besuch bei der Westpolizei, den er mit der Handtasche unternommen hat. Er schweigt aus unergründlichen Motiven und nimmt den Finderlohn stillschweigend in Empfang.

Alle Papiere, Ausweise und dergleichen mehr sind noch in der Tasche. Auch einige Manuskripte, die Peter Hinterholzer ihr vor der Abfahrt nach Berlin noch in seinem Büro – in Anwesenheit der Sekretärin – übergeben hat. Sie waren sein Informationsmaterial für die nächste Ausgabe des BIB. Darunter befand sich auch ein angeblicher Brief Görings an Churchill, der später in den Zeitungsmeldungen über die Verschleppung, Flucht oder als was immer ihr Verschwinden hingestellt wurde, eine so makabre Rolle spielen sollte, ohne daß Hinterholzer es für nötig fand, den wahren Sachverhalt richtigzustellen.

Am Morgen des 25. Juni 1952 telefoniert Susanne abermals mit Peter Hinterholzer in Bonn und schildert den bisherigen Verlauf der Angelegenheit und fragt, was sie sei-

ner Ansicht nach nun tun soll, um den Interzonenpaß wiederzubekommen, denn ohne ihn kann sie Berlin in ihrem Wagen nicht verlassen.

»Abholen im Polizeipräsidium! Dich entschuldigen! Alles als durchaus verständlichen Irrtum hinstellen.« Den Rat gibt ihr Hinterholzer. Sie erzählt ihm noch, daß der Rechtsanwalt Dr. Tarnow, den auch Hinterholzer kennt, ihr den Rat gegeben habe, im Falle von Schwierigkeiten sich mit einer Empfehlung von ihm persönlich an den Justizminister der Zone, Fechner, zu wenden. Er, Tarnow, sei mit Fechner aus der gemeinsamen KZ-Zeit bei Hitler bekannt. Hinterholzer nimmt das zur Kenntnis und empfiehlt ihr, diesen Vorschlag notfalls anzuwenden. Später, in völliger Unkenntnis des wahren Sachverhaltes – da er von Susanne keine Nachricht mehr erhielt – wußte Hinterholzer gerade über letztere Informationen Storys am laufenden Band zu berichten, die nicht nur falsch, sondern auch zu vielen Mißdeutungen führten. Aber davon wußte Susanne lange Jahre nichts, wie ihr auch bis zur Heimkehr alle Gerüchte, Diffamierungen und Unterstellungen unbekannt blieben. Wie sollte sie auch davon etwas erfahren! Noch immer hat Susanne nichts von Willy Brandt gehört. Er ist in der Wohnung am Schlachtensee, wird ihr in der SPD-Landesleitung gesagt. Sie wählt die Nummer 84 83 76. Rut meldet sich. Da gibt es Susanne endgültig auf.

Sie läßt ihren Wagen am Bahnhof Zoo stehen und fährt nochmals zum Präsidium der Volkspolizei in den Ostsektor, um nunmehr ihren Paß zu holen. Sie kommt nicht mehr wieder.« Ein schreckliches Unglück beginnt. »Auf dem Präsidium wird Susanne gebeten, zu warten. Als

sie, unruhig und ungeduldig geworden, später gehen will, stellt sie fest, daß sie das Wartezimmer nicht mehr verlassen kann. Sie ist eingeschlossen!

Um fünf Uhr holt man sie aus dem Zimmer und erklärt ihr, sie müsse nach Babelsberg fahren, um den Volkspolizisten, der sie mit »Westbiene« beschimpft habe, zu identifizieren. Man lege Wert auf eine saubere und höfliche Haltung der Grenzposten – der Mann müsse gegebenenfalls bestraft werden.

Ihren Paß hat Susanne noch nicht. Sie konnte sich gegen diese geplante Autofahrt nicht zur Wehr setzen. Sie versucht, gute Miene zum bösen Spiel (sie hatte noch keine Ahnung, wie böse es war) zu machen.

Statt in Babelsberg endete die Fahrt in einem ganz anderen Berliner Stadtteil. Susanne weiß nicht, wo sie sich befindet, als ein großes, eisernes Tor sich nach einem Garten zu öffnet, der Wagen passiert und das Tor wieder zufällt. Ein großer Park wird durchfahren, und der Wagen hält dann vor einer zweistöckigen Villa im alten viktorianischen Stil. Ein kühles Vestibül, das noch die Pracht vergangener Tage ahnen läßt, nimmt alle auf.

Susanne sieht in die großen Räume des Erdgeschosses. Die Türe zur Terrasse ist geöffnet und in etwa 200 Meter Entfernung liegt am Gartenende ein See, dessen gegenüberliegendes Ufer wie ein kleiner dünner Strich erkennbar ist.

Ein weißer Seesteg führt vom Garten des Hauses in den See. Ein Boot kann Susanne nicht entdecken.

Alle Räume machen einen verwahrlosten Eindruck. Das Parkett ist von unzähligen schmutzigen Schuhen verdor-

ben. Der Velour, mit dem die Halle ausgeschlagen ist, verschlissen und befleckt.

Blitzschnell hat sich Susanne umgeschaut und alles erfaßt. Sie wird aber bald auf die obere Etage geführt. Auch hier herrscht der gleiche Eindruck wie unten: alte Pracht, unaufdringliche Eleganz in der Einrichtung – mit dem Stempel der neuen Bewohner versehen: Verwahrlosung! Die beiden Zivilisten, die außer dem Fahrer bereits mit ihr im Wagen gesessen haben, fordern sie auf, in einem Sessel Platz zu nehmen.

Susanne stellt heftige Fragen, die nicht oder nur mangelhaft und höchst unwillig beantwortet werden.

»Wir stellen Fragen, Sie haben zu antworten.....«, mit diesen Worten zeigt man ihr offen, daß die Situation, in der sie sich befindet, eine ernste ist.

Man will sich innerhalb kurzer Zeit – wie lange, hinge von ihr selber ab – davon überzeugen, daß es kein eingefädeltes Spiel war, das sie veranlaßte, in den Ostsektor zu fahren und die Anzeige zu stellen, erklärt man Susanne dann. Je offener und ehrlicher, je bereitwilliger sie die gestellten Fragen beantworten würde, umso mehr wäre man bereit, sich wieder friedlich zu trennen.

Mit harmlosen politischen Fragen fing es dann an und als man sich in den frühen Morgenstunden trennte, hatte sich gezeigt, daß das Leben von Susanne Sievers etwa von der »Großmutter bis zur Zahnbürste«, einschließlich ihrem Bekanntenkreis in Bonn, dem Staatssicherheitsdienst der Zone sehr bekannt war.

So lange Susanne von ihrem Sessel aus sich in einer etwa gleichgestellten Position als Gesprächspartnerin wähnte, wurde sie auch von einer gewissen Zuversicht

nicht verlassen. Diskussionen bis zum frühen Morgen waren ihr nicht fremd. Die innere Spannung, in der sie sich befand, hielt sie wach.

Außerdem wollte und konnte sie immer noch nicht einsehen, daß ihre persönliche Freiheit bedroht war. Versponnen in der Vorstellung, in absehbarer Zeit mit einer glänzenden Story in Bonn wieder eintreffen zu können, nahm sie alles noch wie ein zwar unbequemes, aber dennoch aufregendes Abenteuer in Kauf.

Man zeigte ihr ein Schlafzimmer mit Bad und wünschte etwas ironisch einen »guten Schlaf« – und sie war allein. Sie sollte sich aber bald davon überzeugen, daß sie es nur in dem Raum war, in dem sie sich befand. Im Parterre waren insgesamt drei Männer und eine Frau in Zivil untergebracht. Später konnte Susanne feststellen, daß ihre Bewacher, wenn sie das Haus verließen, Uniformen der Volkspolizei trugen.

Ein scharfer Schäferhund bewachte die Villa und auch ihre Bewohner, soweit sie nicht freiwillig in ihr weilten.

Man ließ Susanne tagelang »schmoren«, wenn sie bei den Vernehmungen über die Bonner Verhältnisse zu einsilbig geblieben war. Der Herausgeberin eines Informationsdienstes traute man weit mehr Kenntnisse und Informationen zu, als es bei Susanne in Wirklichkeit der Fall war.

Es dauerte nicht lange, bis der Name Willy Brandt fiel und von jetzt ab stand die Person Brandts als Mittelpunkt in den Vernehmungen.« Und weiter: »Man war informiert – auch hier erstaunlich gut – daß er ihr Freund war. Sie stritt es ab und verlor damit jeden Glauben, weil man Beweise hatte, die eindeutig auf das intime Verhältnis zwischen ihr

und Brandt hinwiesen. Doch das wußte Susanne zu der Zeit noch nicht.

Die Behandlung und das Essen waren sonst gut. Sie hatte keinen Grund, in der Richtung zu klagen. Man hatte ihr auch neue Wäsche und Kosmetikartikel gegeben. Sie durfte auch stundenlang im Garten sitzen in der Sonne. Draußen an der Spitze des Seesteges lag dann »Wolf« mit einem der Männer und beide schauten gelangweilt auf den See. Bei der kleinsten unvorhergesehenen Bewegung von Susanne zeigte der eine seine scharfen Zähne und er andere griff in die Jackentasche, wo der Abdruck einer Pistole längst von den aufmerksamen Augen Susannes entdeckt worden war. Unablässig drehten sich Fluchtgedanken in ihrem Kopf – aber die Aussichtslosigkeit ihrer Pläne wurde immer deutlicher.

Auf dem See – es war Ferienzeit – glitten viele Boote vorbei. Fröhliche Lieder erschallten und die Schleppkähne brachten – Susanne bildete es sich ein – Grüße aus einer anderen Welt, die für sie unerreichbar geworden war – zu der es keine Verbindung mehr gab.

»Anlegen verboten«, warnte eine Tafel jeden, den die Neugierde lockte und jeder Versuch, kurz vor Anker zu gehen in der Nähe des Ufers, scheiterte. Als an einem späten Sommernachmittag ein Faltboot mit zwei Menschen vor dem plötzlich aufgetretenen Gewitter, das den See aufwühlte, am Ufer vor dem Haus Schutz suchen wollte, wurden sie verjagt, ohne Rücksicht auf das Ungewitter. Susanne sah es von ihrem Zimmerfenster aus, und es machte sie traurig und hoffnungslos.

Bei den Vernehmungen merkte sie immer deutlicher die Absicht, daß der Staatssicherheitsdienst sie nach Bonn

als Agentin zurückschicken wollte. Sie stellten es ihr dann auch offen anheim. Vorerst jedoch nur vorsichtig, ohne nähere Details.

Sie lehnte es ab, in der Überzeugung, daß man sie über kurz oder lang doch freilassen müsse.

»Sie haben keine echten Gründe, mich hier festzuhalten«, erklärte sie den Männern vom SSD.

Ihre Gedanken waren, wenn sie allein war, bei Willy Brandt. Nun lebte sie schon seit Wochen mit ihm in der gleichen Stadt und doch lag zwischen ihnen mehr als eine unüberwindliche Mauer. Ob er sie nicht suchte? Sicher würde von ihm Hilfe kommen. *»Er läßt mich nicht in den Händen dieser Menschen!«* Das waren die Gedanken von Susanne und ihre feste Überzeugung. Doch der Juli näherte sich bereits dem Ende und nichts geschah, was ihre Hoffnung berechtigt hätte.

Eintönig vergingen die Tage, wenn sie allein war, und sie las Bücher von Maxim Gorki, die sie in dem Zimmer vorgefunden hatte. Sie war direkt froh, wenn es zu neuen Vernehmungen kam, denn dann verging die Zeit schneller.

Ihre Bewacher hatten die gleiche Langeweile und ließen in ihrer Aufmerksamkeit langsam nach. Waren sie der Überzeugung, daß ihr Häftling keine bösen Absichten hatte? Oder sah man Susanne bereits an, daß sie langsam mürbe wurde?

Sie stellte sich die Qual ihrer Eltern und Kinder vor, die seit Wochen nicht wußten, wo sie war.

»Ob sie denken, ich bin tot?«, der Gedanke löst die ersten Tränen, die zu einem Strom werden, aber keine Erleichterung bringen. Sie ließen nur die Schwäche zurück,

die allein den Trieb kannte: frei zu werden um jeden Preis!« Dann berichteten die Bücher über einen Trick Susannes: »Es gelang Susanne dann, einen Zettel aus dem Haus zu schmuggeln. Sie warf ihn, in der Puderdose versteckt, vom Fenster ihres Zimmers auf einen kleinen Weg, der am Zaun des Gartens vorbeiführte. Die Dose landete vor den Füßen von zwei jungen Männern, die täglich um die gleiche Zeit auf dem Weg zur Arbeit hier vorbeigingen. Susanne hatte das längst festgestellt und registriert. Die jungen Leute reagierten schnell und hoben die Dose auf. Sie gingen weiter, ohne ein Zeichen zu geben.

»*Wird der Zettel West-Berlin erreichen oder den Staatssicherheitsdienst?*«, fragte sich Susanne. Aber ihr waren die Folgen gleichgültig. Es mußte versucht werden!

Viel später konnte sie feststellen, daß es gelungen war und der Kassiber mit der Nachricht West-Berlin erreicht hatte. Nur war man dort so töricht, darüber in den Zeitungen zu berichten, daß sie in einem Haus in Berlin-Schmönckwitz, Imkerweg, inhaftiert und festgehalten wurde.

Die Meldungen trugen nicht dazu bei, ihr das Leben zu erleichtern. Der SSD hatte sich blamiert. Trotz aller Bewachung und zur Schau gestellten Drohung war er von der Inhaftierten überspielt worden. Das Haus verlor seinen Sinn, denn nur in der Verborgenheit konnte der SSD seine Arbeit verrichten, wenn er Erfolg haben sollte. In dem Versuch, mit der Außenwelt Kontakt aufzunehmen, sah man den besten Beweis, wie raffiniert und gerissen Susanne sein mußte.

Diese Feststellung trafen die Männer in der gleichen Zeit,

als Susanne – einem Test unterworfen – ihre wahren Absichten und Gedanken verriet. Ihr Manöver, dem SSD ihre Mitarbeit anzubieten und damit die Möglichkeit zu erhalten, erst einmal wieder frei zu werden, wurde durchschaut. Danach gab es für Susanne kein Zurück mehr. Sie lehnte es endgültig ab, als Agentin des SSD nach Bonn zurückzukehren und über Willy Brandt und seine Kontakte zu skandinavischen und amerikanischen »Freunden« zu berichten.

Am gleichen Abend hörte für Susanne das relativ bequeme Leben in der Villa auf.

Sie wurde nach Berlin-Pankow gebracht, wo im alten Gerichtsgebäude eine Abteilung für Sonderfälle eingerichtet war. Sie lernte innerhalb weniger Tage die erbarmungslose Maschinerie des SSD mit allen Finessen psychologisch angelegter Vernehmungen kennen.

Das Ende stand für sie fest. Es würde ein Ende mit Schrecken sein, über dessen Einzelheiten sie sich noch keine klaren Vorstellungen machen konnte.

Lähmend dehnte sich die Zeit, in der man sie bewußt im Ungewissen ließ. Vier Schritte im Quadrat der Einzelzelle und im Kopf schmerzende und bohrende Fragen:

»Ist Willy Brandt ein Agent der Amerikaner und Norweger?«

Der Staatssicherheitsdienst behauptete es und legte ihr Unterlagen vor, aus denen das eindeutig erkennbar sein sollte.

»Enthielt das Geständnis des Mannes, das man mir höhnisch vorlas, die Wahrheit?«

Ja, es gab noch andere Personen, die vor Susanne wegen angeblicher Spionage für Willy Brandt angeklagt und

zu Geständnissen gebracht worden waren.

»Warum hat er mir seine Emigrationszeit nicht offen und ehrlich geschildert?«

Alle Fragen, die Susanne an ihn gerichtet hatte über seine politische Vergangenheit, waren von Willy Brandt stets nur unklar beantwortet worden – wenn überhaupt.

»Heißt er wirklich nicht Willy Brandt?«

Nein, er heißt wirklich Karl Herbert Frahm. Susanne wußte es nicht. Trotz aller Vertrautheit, die zwischen ihnen herrschte, hatte es Brandt ihr nie gesagt.

Später erzählte Susanne Sievers über ihre Haft:

»Die pausenlosen Verhöre fanden auch nach der Beendigung einen Fortgang in der Lautlosigkeit meiner Zelle, wenn zweifelnde Fragen in meinem Kopf hämmerten und ich nicht mehr ein noch aus wußte und nach der Wahrheit suchte.

In meinem Kopf saß eine Spinne, die mein Gehirn umklammerte und mir jede Fähigkeit zum klaren Denken nahm.

Was hatte Willy mit seinem ›schlechten Gewissen‹ gemeint? Wieder stand der Brief, der mich bereits einmal tagelang mit seinen Ausführungen beschäftigt und zum Nachdenken gezwungen hatte, im Mittelpunkt meiner Fragen.

Wieso lag dieses ›schlechte Gewissen‹ außerhalb unseres eigentlichen, persönlichen Bereiches?

Die Zeilen seines Briefes standen mit Riesenlettern fragend vor mir und raubten mir die letzte Ruhe. Ich fand keinen Schlaf und wanderte auf und ab in der Enge meiner Zelle.

Sollte Willy wirklich falsch gespielt haben?

Woher kam sein Brief, den man mir als Beweis meiner intimen Beziehungen zu dem ›Ami-Agenten Brandt‹ vorlegte?

Ich wußte, daß er in meiner Wohnung zurückgeblieben war!

An der Schwelle von Leben und Verderben stehen heißt, sich an Dinge klammern wollen, die die Angst wegnehmen. Ich hatte Angst! Angst um mein bißchen Leben! Ich war kein Held! Ich wollte es auch nicht sein. Ich wollte frei sein und weit weg. –

Ich dachte an meine Eltern und Kinder. Was würden sie sagen? Ich hatte sie oft vernachlässigt, um mit Willy zusammen zu sein. Ich weinte aus Mitleid mit mir selbst und versank immer tiefer in eine haltlose Verzweiflung.

Gespräche tauchten wie Schemen auf und warfen dunkle Schatten auf Erinnerungen, die einst so harmlos erschienen und unter dem nagenden Zweifel zur Anklage wurden.

Sollten alle Beweise von empfangener Liebe, geschenktem Vertrauen nur in bestimmter Absicht gegeben worden sein?

Nein!

Es konnte nicht sein – es durfte nicht sein! Woher sollte ich dann noch die Kraft haben, Widerstand zu leisten und am Leben bleiben zu wollen.»

Es dauerte viele Monate, die Susanne Sievers in der Einsamkeit ihrer Zelle – ohne jeden Kontakt mit der Außenwelt – verbringen mußte, bevor sie die ganze Tragik ihres Schicksals kennenlernen sollte.

Mit der Verurteilung als »Spionin« wurde sie wenigstens auch aus der erbarmungslosen und zermürenden Un-

gewißheit herausgerissen. Ein Ziel, wenn es auch in weiter Ferne lag, stand vor ihren Augen: die Freilassung nach Verbüßung der Zuchthausstrafe.

Willy Brandt befand sich im Sommer 1952 – in der Zeit, die Susanne bereits in der Zelle von Berlin-Pankow verbrachte – mit seiner Frau Rut in den norwegischen Bergen. Die Ferien, von deren dringender Notwendigkeit er bereits im Mai Susanne geschrieben hatte, schenken ihm sonnige Tage und im Kreise der Familie gewiß auch viel Freude.

Ob seine Gedanken während dieser Wochen der Sorglosigkeit zu seiner von ihm doch vorgeblich so geliebten Freundin gingen? Die Zeit, wo er Susanne geschrieben hatte:

»Wenn es Dir in der Folge so gut gehen sollte, wie es Dir gebührt, müßte es Dir eines Tages schrecklich gut gehen«, lag weit hinter ihm.

Eigentlich war es fast eine Erleichterung für ihn, Susanne mit ihren Zukunftsplänen nicht mehr ständig anhören zu müssen. Kurt Schumacher, der harte Führer der SPD, war gestorben; sein Wille erlosch, und der Weg zu einer politischen Karriere war für Willy Brandt – wenn auch noch nicht ganz frei – so doch wesentlich geebnet. «Dann eine typische Charakterisierung Willy Brandts: »Mit seinen bisherigen »Spielereien« mußte er aufhören, sie durften zumindest nicht mehr solche Maße annehmen, daß seine Ehe mit Rut und sein Ruf gefährdet waren. Das konnte seiner Karriere schaden.

Willy hatte sich mit Rut ausgesprochen; sie verstand und verzieh ihm alles in Anbetracht dessen, daß ihr Willy eine rosigere Zukunft versprochen hatte und er nur noch sei-

nen politischen Ambitionen dienen wollte.

Sicher hatte und empfand Willy Brandt auch für sein »*wildes, liebes Puma*« Mitleid. Aber konnte er ihr helfen? Sie mußte mit den Dingen alleine fertig werden und schaffte es auch gewiß. Susanne war immer resolut und tatkräftig gewesen. Sie wird sich auch diesmal zu helfen wissen.

Vor dem Parteivorstand seiner Partei erklärte Willy Brandt auf Befragen, seine Beziehungen zur Sievers seien nur lose und rein persönlicher Art gewesen.

Nein, politische Dinge hätten keine Rolle gespielt.

Im übrigen baute er dann eifrig weiter an seiner Berliner Position. Heute bekennt er freimütig, wie es ihm in dieser Zeit nach und nach gelang, das Funktionärskorps – das ganz auf Franz Neumann eingeschworen war und auch Reuter nur zögernd toleriert hatte – auf seine Seite zu bringen.

Anfang 1954 kandidierte er für den Posten des stellvertretenden Vorsitzenden der Berliner SPD und wurde gewählt.

Es dauerte kein Jahr, bis zum Januar 1955, da schaffte Willy Brandt wieder einen Sprung. Der Präsident des Berliner Abgeordnetenhauses, Otto Suhr, wurde nach den Berliner Wahlen, die der SPD die absolute Mehrheit brachten, an Stelle von Dr. Walther Schreiber, Regierender Bürgermeister, und Brandt rückte auf den Stuhl des Parlamentspräsidenten nach.

Susanne Sievers erzählt weniger Schönes über die Jahre, die für Brandt eine steil nach oben führende Karriere brachten, für sie selbst aber Elend, Hunger und Verzweiflung bedeuteten:

»Erst als ich am 11. Dezember 1952 von der damaligen

Vizepräsidentin des Obersten Gerichtshofes der Zone, Hilde Benjamin, unter Ausschluß der Öffentlichkeit zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, weil ich für den ›Ami-Agenten Willy Brandt‹ und das Ostbüro der SPD Spionage getrieben haben sollte, wurde ich wider Erwarten ruhig. Alle Fragen, die mich so lange gequält hatten, kamen nach dieser Verurteilung zum Schweigen.« Hinweis von Joachim Siegerist: Die brutale Stalinistin Hilde Benjamin war unter dem Namen bekannt »Die rote Guillottine«. Hochgeehrt von SED-Chef Honecker starb diese kommunistische Schlächterin Ende April 1989. Doch weitere Passagen aus den erwähnten Büchern: »Ein kurzes Aufbäumen noch, das unter dem kameradschaftlichen Klopfen meiner Zellennachbarin ein Ende fand. Irgend etwas war tot in mir, zerbrochen und stumpfte selbst die Verzweiflung ab.

Angesichts der vielen furchtbaren Schicksalsbahnen, die meinen Weg kreuzten, war das eigene Leid in erträglichen Grenzen gehalten. Der Andrang von Entbehrungen, Nöten und Rohheiten wurde bewältigt, und ich lernte schnell, mein trockenes Brot neben stinkenden Kübeln in der Gemeinschaftszelle – in die ich nach vielen Monaten des Alleinseins gebracht wurde – herunterzuschlingen, weil der Hunger allen Ekel überwand.

Schmutzige Wäsche wurde genauso selbstverständlich, wie das Nebeneinanderliegen und Zusammenleben mit Mörderinnen auf engstem Raum, um deren Gunst ich genauso buhlte, wie die Wachtmeisterinnen, die die gleiche Angst wie ich hatten.

Ausweg und Flucht – Freiheit hinter Gittern – brachte das Dunkel der Nacht, wenn ich unter dem Schutz der grau-

en alten Wolldecken, die noch den Geruch meiner zahllosen Vorgänger trugen, mir meine Welt aufbaute mit den bunten Steinen der Sehnsucht und in Träume versank, die alles vergessen ließen.

Aber diese Träume waren auch gefährlich; sie glorifizierten einmal Gewesenes und den Mann, an den ich unaufhörlich denken mußte: Willy Brandt!

Vergessen waren die Zweifel, die ich einmal eingimpft bekommen hatte. Vorhanden war nur Liebe und Zuversicht, der Glaube, daß alles einmal ein Ende haben würde und meine Wünsche dann in Erfüllung gehen müßten. Hatte ich es mir nicht verdient?

Ich war kein Lamm, das sich dem Leiden gefügig anbot. Bitterste Entrüstung und das Aufbäumen gegen Dinge, die sich mit der menschlichen Würde nicht vereinbaren ließen – egal, ob es mich oder andere betraf – waren an der Tagesordnung.

Monate und immer wieder neue, lange Monate in Einzelhaft nahmen mir viel von meiner früheren Fröhlichkeit. Einsamkeit bringt zur Besinnung, und die eigene Unzulänglichkeit heftet sich an die Fersen und geht lautlos mit bei dem eintönigen Auf- und Abwandern in einer Zelle, die kleiner als mein Badezimmer zu Hause ist.

Neue Luftschlösser gaben neue Hoffnung und halfen, weiter leben zu können.

Es gab auch eine Zeit, in der ich zurücksank in die alte Verzweiflung und Aussichtslosigkeit. Sie wurde hervorgerufen durch den an meinem Herzen nagenden Neid, wenn andere mit strahlenden Augen und in der Erinnerung zärtlicher Hände, die sie für Minuten gestreichelt hatten, aus dem Besuchszimmer zurückkamen. Sie

brachten immer einen Hauch von Freiheit mit und die Ausgeglichenheit, um die ich mich vergebens bemühte. Wir westdeutschen Frauen – es waren nur einige wenige – durften keinen Besuch aus der Heimat empfangen. Das waren Wochen voller Qualen für mich und ... für die, die mit mir eingeschlossen waren. Ich werde nicht leicht zu ertragen gewesen sein, weil ich nicht eingestehen wollte, daß das Heimweh mich innerlich fast zerstörte. Ich haderte erneut mit meinem Schicksal und gab Gott die Schuld, daß ich so leiden mußte. Ich suchte nach einem Ausweg und meinte ... eine Flucht in den Tod sei auch eine Flucht in die Freiheit!

Der Tod schien mir ein Ausweg

Ich dachte nicht an meine Eltern – nicht an meine Kinder, deren Not und Leid ich noch vergrößern würde. Ich dachte nur an mich! Ich hatte keine Angst zu sterben! Ich hatte nur Angst, daß es mißlingen könnte.

Die Scham vor meiner erbärmlichen Feigheit und die Lächerlichkeit eines mißlungenen Versuches waren die härteste Strafe und bewahrten mich für immer vor gleichem! Am 17. August 1956 kam für mich der Tag, der mir die Freiheit wiedergab. Ich wurde begnadigt und entlassen. Eine schwere eiserne Tür fiel hinter mir ins Schloß – ich stand auf der Straße. Allein! Laufen, stehenbleiben, Lachen oder Weinen, ich konnte selbst entscheiden, was ich tun wollte!« Weiter wird berichtet: »Fluchtartig brachte ich mich außer Reichweite von Tor und Mauern, die mich vielleicht mit tausend Polypenarmen wieder einfangen könnten.

Ich muß den Eindruck einer Betrunkenen erweckt haben, als ich mit unsicheren Beinen zur Straßenbahnhaltestelle eilte. Ich sah Häuser und Menschen wie im Traum. Ich hatte plötzlich ein unbestimmbares Angstgefühl vor dem neuen Leben, nach dem ich mich jahrelang, so viele durchwachte Nächte hindurch, gesehnt hatte.

Der Bahnhof wirkt mit seinem Menschengewühl wie eine Lawine auf mich – die mich zu begraben droht. Ich spüre mit jeder Faser, wie welt- und menschenfremd ich geworden bin!

Die Erwartung, nach West-Berlin zu kommen, Willy Brandt wiederzusehen, mich in seinen Armen ausweinen zu können, ließ die Minuten der Bahnfahrt unendlich lang werden.

Bahnhof Zoo! Ausgangspunkt einer Fahrt, die vier Jahre dauern sollte. Unwillkürlich sucht mein Blick den Platz, an dem ich 1952 meinen Wagen zurückließ, bevor ich in den Ostsektor fuhr, so, als ob er dastehen und auf mich warten würde.

Ein Blumenstand zieht meine Nase an – dann erst meinen Blick! Blumen! Eine Fülle von Blumen, deren Duft ich geradezu gierig einsog, als ob ich mein Gehirn befreien könnte von der Erinnerung an stickiges Stroh, dem Gestank ungelüfteter Zellen, Chlor und dem eigenen penetranten Geruch, der aus jeder Pore zu dringen scheint und ›Zuchthaus‹ heißt.

Hochhäuser, Baugerüste und elegante Berlinerinnen, die die sommerliche Hitze unter die bunten Markisen des Kurfürstendamms geweht hat und hier mit roten Lippen an farbigen Strohhalmen spielten.

Wie wunderbar ist doch die neugeschenkte Welt!

Mein neugieriger Blick sucht alles, was schön und bunt ist. Zu lange herrschte grau in grau vor. Aber die Erinnerung geht lautlos mit und läßt sich nicht vertreiben! Sie klammert sich fest. Verhärmte und verhungerte Gesichter tauchen auf. Hände, die sich zwischen Gitterstäben sehnsüchtig herausstrecken und kraftlos herunterfielen vor Weh ... zurückbleiben zu müssen.

Ein Wermutstropfen fällt in die Freude und trübt sie. Meine Füße werden langsamer und gehen fast zögernd weiter in die Pracht der westlichen Welt.

Für meine einzigen zehn Mark Ostgeld erhalte ich zwei Mark Westgeld. Genug ... zum Telefonieren!

So empfing Willy mich nach 4 Jahren Zuchthaus

Ich muß eine Stimme hören, die ich in meinen Träumen unzählige Male hörte, wenn sie zärtliche Worte des Willkommens sprach!

Willy Brandt ist nicht zu erreichen!

Die alte Privatnummer stimmt auch nicht mehr. Das Fräulein vom Amt sagt, daß es sich um eine Geheimnummer handelt, die sie nicht bekanntgeben dürfe. –

Wiederholt sich der Sommer 1952?

Ich bin ratlos!

Wohin?

Ich will nicht in das Flüchtlingslager Marienfelde. Ich habe genug vom Elend gesehen. Ich will unter fröhliche, unbefangene Menschen und bin doch in der Millionenstadt allein ... allein in den ersten Stunden der Freiheit!

Ich weiß nicht, wie ich in das alte Hotel gekommen bin und Mut zum Eintreten fand – so wie ich aussehe. Die ersten freundlichen Worte kommen aus fremdem Mund,

und ich finde Aufnahme, trotz des erbärmlichen Zustandes, in dem ich mich befinde.

Für die Berliner ist ein entlassener politischer Sträfling aus der Zone keine Sensation. Es gibt so viele! Fremde Gesichter sehen mich mitleidig an. Ich will kein Mitleid!

Ein Telegramm an die Mutter und Geschwister. Der Vater! Hätte er noch ein Vierteljahr auf mich gewartet, der Tod wäre ihm sicher leichter gefallen.

Bald wird die Mutter zu Hause sitzen und vor Freude weinen! Der Gedanke tut gut und läßt das hilflose Alleinsein nicht so schmerzlich werden.

Die erste Nacht in einem Zimmer, dessen Türen ich von innen verschließen kann. Ich versuche es immer wieder... es ist ein unbeschreibliches Gefühl. Das weiche Bett läßt mich nicht schlafen, und ich schaue dem Spiel der Lichtreklame zu, das bunte Reflexe in mein Zimmer wirft.

Von der Straße klingt der Lärm und das Hupen der Wagen nur gedämpft bis in meine Höhe. Es ist beruhigend, das Geräusch – wie eine ferne Brandung! Ich habe die Fenster weit geöffnet.

Keine Gitter, keine Schuten, und von draußen – vor der Türe – schallt nicht der schwere Schritt und das Schlüsselselklirren der Wächterinnen.

Es ist einfach unfäßbar, daß alles Schwere und Beängstigende vorüber sein soll – endgültig – und ich nicht träume!

Als die ersten Straßenbahnen klingelnd in den Morgen fahren, bin ich noch wach. Mein Körper ist an das frühe Aufstehen gewöhnt, und die freudige Unruhe treibt mich hoch.

Es ist noch so lange, bis ich wieder telefonieren kann. Ich

gehe in meinem Zimmer auf und ab; entsetzt bleibe ich plötzlich stehen, als ich mich bei dieser jahrelangen Gewohnheit ertappe.

Wieviel mag ich an mir haben, das auf die Vergangenheit weist?

Ich wage es um acht Uhr wieder! Willy Brandt ist noch nicht im Rathaus. Ich vergaß, daß er nicht mehr nur Abgeordneter ist. Seit gestern weiß ich, er ist inzwischen Präsident des Abgeordnetenhauses geworden.

Ganz schön, Willy! Deine Träume scheinen in Erfüllung zu gehen! Meine auch?

Ich muß also warten, bis Präsidenten anfangen zu arbeiten. Ich lache bei dieser Einsicht. –

Ich lasse mir mein Frühstück aufs Zimmer bringen, weil ich mich nicht in das Frühstückszimmer traue. Blechnapf und Löffel sind auf die Dauer mit Tischmanieren nicht zu vereinbaren. Ich werde erst wieder lernen müssen, mit Messer und Gabel umzugehen.

Hans Falladas Buch fällt mir ein: ›Wer einmal aus dem Blechnapf frißt‹.

Es ist neun Uhr – nun muß es soweit sein. Die Sekretärin bitte mich, am Telefon zu warten. Mein Herz schlägt wie wahnsinnig: Willy! Gleich!

Doch dann klingt wieder die kühle unpersönliche Stimme der Sekretärin durch die Leitung: ›Der Herr Präsident bittet Sie, um 11.30 Uhr bei ihm vorzusprechen‹.

War ich töricht, anzunehmen, daß die geliebte Stimme sofort hätte dasein müssen? ...im Telefon?

Ich gehe langsam den weiten Weg bis zum Schöneberger Rathaus. Ich habe kein Geld mehr, um zu fahren. Aber ich habe ja auch noch viel Zeit.

Zeit... bis zum Wiedersehen nach über vier Jahren!

Noch habe ich nicht darüber nachgedacht, wie ich aussehe! Jetzt, bei meinem Eintritt in das Vorzimmer des Präsidenten, trifft mich der Blick einer sehr kultivierten Sekretärin – gleitet über mein Äußeres und bleibt fragend bei der ebenso gepflegten Kollegin hängen.

Ich habe Angst, daß man mich wieder abweist. Wo ist mein Selbstsicherheit geblieben? Ich durfte wider Erwarten im Vorzimmer Platz nehmen.

Es dauert noch etwas, wird mir gesagt. Mein Herz klopft wie irrsinnig. Ob man das wohl hört? Die Unruhe hat mich wie ein Fieber überfallen. Jetzt dauert mir alles schon zu lange, nachdem ich Jahre geduldig warten mußte! Eine Vorstellung jagt die andere. Werde ich ›die Jahre dazwischen‹ überbrücken können?

Tausend Fragen – tausend Hoffnungen.

Endlos schleichen die Minuten, und die halbe Stunde wird zu einer Ewigkeit. Wie magnetisch angezogen ruhen meine Augen auf der getäfelten Tür, die sich bald öffnen muß. –« Dann wird über die Begegnung mit Brandt weiter berichtet: »Jetzt! Die Sekretärin öffnet sie... ein Schritt... noch einer, und ich stehe in Willys Zimmer – eine Welt scheint zusammenzufallen.

An einem pompösen Präsidentschreibtisch, dessen kolossales Format den Superdimensionen des Raumes entspricht, sitzt der Mann, auf den ich Jahre gewartet habe. Den ich liebe – an den ich immer noch glaube.

»Kann ich es?« schießt es mir blitzschnell durch den Kopf. Kann nach vier Jahren Trennung so viel Raum zwischen zwei Menschen liegen, die einmal so eng verbunden waren?

Meine Füße sind wie Blei geworden und kleben am Boden. Die Länge des Raumes und die Breite des Schreibtisches liegen immer noch zwischen uns. Bleibt das so? Ich friere trotz der Augusthitze. Der Raum ist kühl. Lächerlich! Ich denke daran, daß Präsidenten sicher Klimaanlage haben.

Irgendetwas ist in mir tot, was vorher noch so lebendig war.

Bringt mein versteinertes Gesicht Willy jetzt auf die Beine? Zögernd kommt er auf mich zu, oder sollte der Schreibtisch die Distanz anzeigen, die er zwischen uns zu legen beabsichtigt? Bewältigt ihn jetzt nur das Mitleid mit dem Mädchen, das sich wesentlich von dem früheren unterscheidet?

In der Mitte des Raumes treffen wir uns. Plötzlich schäme ich mich! Meine ganze lausige Ungepflegtheit paßt nicht zum Stil des Präsidentengemaches und zu dem neuen Menschen, der vor mir steht. Ich möchte weglaufen, und erst, als in seinen Mundwinkeln das altvertraute Lächeln aufgeistert, halte ich mich an seinen Händen fest, so fest, als ob ich sie nie wieder loslassen wollte.

Doch er löste sich von mir, legte den Arm um meine Schultern und führte mich zu einem Sessel.

Ich mußte ganz plötzlich und heftig weinen. Aber die Tränen beruhigen und schwemmen auch die Enttäuschung weg. Zurück bleibt nur noch das: Endlich!«

So schildert uns Susanne Sievers die Jahre bis zu ihrer Rückkehr aus dem sowjetischen Zuchthaus und dem Wiedersehen mit Willy Brandt.

Wie sie selber eingesteht, war sie töricht genug, anzunehmen, daß ihre Illusionen – durch die Haftjahre und

den Mangel an menschlicher Fürsorge eng mit Willy Brandt verknüpft – in Erfüllung gehen könnten.

Doch mag das Erscheinen der Frau, die für Willy Brandt mehr als eine Liebelei gewesen war – etwas plötzlich für ihn gekommen sein. Oder sollte er Angst bekommen haben vor Gefühlen, die ihm mit offenen Händen entgegengebracht wurden? Die er aber nun nicht mehr und schon gar nicht mehr gebrauchen konnte. –

Als Susanne Willy Brandt die Umstände ihrer Verhaftung und Verurteilung erzählt, sieht er sie mit ungläubigem Lächeln an.

»Ich hatte nicht mehr mit dem Ostbüro der SPD zu tun, als jeder andere Funktionär meiner Partei.«

Susanne zuckte zusammen!

Funktionär? Das Wort kannte und haßte sie aus dem ostzonalen Sprachschatz.

»Ist Willy Brandt ein Funktionär?« fragt sie sich und sieht ihn zum ersten Mal anders – im Mantel der Parteizugehörigkeit.

Sie versucht, ihm verständlich zu machen, daß ihr selber die eigene Verhaftung und Verurteilung mitsamt der Urteilsbegründung unverständlich geblieben ist. Ihre Hoffnung, durch ihn Klarheit zu gewinnen, scheint sich nicht zu erfüllen.

Nur zögernd gibt er zu, daß es auch schon andere gab, die angeblich für ihn Spionage getrieben haben sollten und von den Behörden der Zone aus diesem Grund verurteilt wurden.

»Ja, aber ich trage auch da keine Schuld«, meinte Willy. Susanne hatte nicht vor, Willy die Schuld zu geben. Was hätte es auch genutzt? Jahre, die verloren sind, können

nicht zurückgeholt werden. Auch nicht durch Schuldeingeständnisse.

Wie seine bisherigen Gefährtinnen und Ehefrauen war auch Susanne in bestimmte Vorkommnisse um Willy Brandt hineingezogen worden – die sicher von ihm nicht beabsichtigten Folgen waren allein für Susanne schlimm und tragisch geworden.

Doch hätte Willy Brandt ruhig der Heimgekehrten gegenüber eingestehen sollen, daß es schon erklärlich ist, wenn ihn der SSD der Ostzone für eine »Schlüsselfigur der alliierten Geheimdienste in Berlin« und »Leiter des Ostbüros der SPD in Berlin« hält.

Es ist unbegreiflich, warum ein Mann, der in der Konspiration groß und bekannt geworden ist, jede Arbeit und Verbindung zu bestimmten Stellen leugnet, wenngleich er mit einem offenen und ehrlichen Wort Wunden hätte heilen können, die man Susanne in den vier Jahren Zuchthaus – in das sie ohne eigenes Verschulden eingesperrt wurde – zufügte.

Aber er, der immer nur vorübergehend inhaftiert war und dann immer das Glück hatte, mit heiler Haut davonzukommen, konnte ja auch nicht ahnen, was es für eine Frau bedeutet, mitten aus dem Leben herausgerissen zu werden und vier Jahre sinnlos und ohne Grund eingesperrt zu sein und vegetieren zu müssen hinter Gittern und Mauern mit dem Endziel: acht Jahre Zuchthaus!

Als Susanne nach den Kameradinnen fragte, die, früher entlassen als sie, in ihrem Auftrag Willy Brandt aufsuchten, um ihm eine Nachricht zu übermitteln, wird er etwas ungehalten: *»Ja, sie sind gekommen«,* antwortet er, *»aber später wurde es mir zuviel.«* – *»Es hat viel Wirbel*

um Dich in meiner Ehe gegeben, nur durch das Auftreten einer solchen Frau, die mich bis in meine Wohnung nach Schlachtensee verfolgte«, scheute sich Willy Brandt nicht, zu sagen. Susanne, hinter der mehr als ein »ehelicher Wirbelsturm« lag, wurde sehr still. Zugegeben, es ist peinlich, durch dritte Personen in Gegenwart der eigenen Ehefrau an Verpflichtungen erinnert zu werden, die man der Freundin im Zuchthaus gegenüber hat.

Als Anfang 1956 der ehemalige Haftzahnarzt aus dem »Roten Ochsen« in Halle mit dem gleichen Anliegen, Susanne helfen zu wollen, an Willy Brandt herantrat, gelang es ihm vorerst nicht, ihn zu sprechen. Erst als er bewaffnet mit einem sehr energisch gehaltenen Brief, den er von einer Schwester Susannes als Alibi erhalten hatte, wieder im Schöneberger Rathaus aufkreuzte, wurde er ins Präsidentengemach eingelassen, ohne jedoch das Wohlwollen des Präsidenten für sich in Anspruch nehmen zu können.« Und weiter geht in den Buch-Berichten: »Immerhin gelang es seinen Vorstellungen dann doch, daß sich endlich, nach vier Jahren, Willy Brandt um eine Freilassung Susannes bemühte. Er und Otto Heinrich Grewe versuchten über ihre jeweiligen Verbindungen, eine positive Zusage zu erhalten. Es ist anzunehmen und mehr als wahrscheinlich, daß Susanne daraufhin begnadigt und entlassen wurde. »Ich konnte nicht früher etwas für Dich tun, die Zeit war noch nicht reif. Jeder frühere Versuch hätte Dir neue Schwierigkeiten gebracht«, erzählte Willy dann Susanne abschließend.

Die halbe Stunde, die für diesen unvorhergesehenen Besuch vorgesehen wurde, war vorbei der nächste Besu-

cher wartete bereits, um mit dem Präsidenten zu plaudern.

Willy Brandt gab Susanne, die ja ohne Geld entlassen worden und nur mit einer Fahrkarte bis Berlin versehen war, 100 Mark und übergab sie seinem persönlichen Referenten, Hans Wellmann, der alles weitere veranlassen sollte. Sie trennten sich, ohne allein gewesen zu sein. Im Beisein von Hans Wellmann wünschte Willy Brandt Susanne eine recht gute Erholung und forderte sie auf, ihm gelegentlich einmal zu schreiben, wie es ihr gehe.

Hans Wellmann, der Vertraute von Willy Brandt, avisierte sie dann an der Stelle, wo »Hilfsbedürftige« einen kostenlosen Flugschein zum Westen erhalten und meldete sie auch in Marienfelde an, damit sie schneller zu einem Notpaß kam, der die Ausreise ermöglichte.

30 Minuten Sehen und Sprechen hatten genügt, um den Turmbau von Illusionen und Wünschen einstürzen zu lassen. *»Ich konnte es erst nicht glauben. Das ist doch nicht wirklich«, dachte Susanne, als sie Willy und seine Präsidentenpracht verließ. »Es war, als ob zwischen ihm und mir nie etwas geschehen wäre. Ich mußte erkennen, daß alles, woran ich mich in den vergangenen Jahren geklammert hatte, in einer halben Stunde verloren war.«*

Das Verständnis, die Liebe und die echte ehrliche Freude über ihre Heimkehr fand Susanne dann zu Hause bei der alten Mutter, in deren Armen sie sich ausweinte.

Die Kinder waren in Ferien und blieben vorerst noch ohne Nachricht, daß die Mutter wieder zurück war. Susanne wollte nicht so erbärmlich, wie sie aussah, den Kindern gegenüberreten. Von den Geschwistern wurde sie langsam darauf vorbereitet, wie ihre Verhaftung im Spiegel

der Öffentlichkeit hingestellt worden war und wie sie alle unter der Last zu tragen gehabt hätten, vor allem die Kinder. Die Tochter war unter der engstirnigen Auffassung von Lernschwestern und Lehrerinnen sogar gezwungen, die Schule zu wechseln. Mitschülerinnen, deren Eltern vorstellig geworden waren, daß ihre Tochter nicht der richtige Umgang für die Tochter einer »Zuchthäuslerin« – einer Frau so gänzlich ohne Moral – sei, schnitten und isolierten das Kind.

Susanne, die krank nach Hause gekommen war und zu 70% schwerbeschädigt, faßte, was so auf sie einstürmte, nur langsam auf. Sie glaubte, verrückt werden zu müssen. Das konnte doch nicht wahr sein! Und keiner, der für sie eingetreten wäre, kein Willy Brandt, der Klarheit in die Verworrenheit von Feststellungen und Gerüchten hätte bringen können?

Kein Mitarbeiter Peter Hinterholzer, der sie in den Ostsektor geschickt hatte? Nur Stories in wilder Folge mit winzigen Wahrheiten fand sie schriftlich vor, die im Jahre 1952 durch die Presse gegeistert waren.

Ihr Informationsdienst war laut Peter Hinterholzer bereits im Jahre 1953 eingegangen. Ihr Wagen eingezogen vom Kreditgeber, obwohl Hinterholzer die Wechsel fertig bezahlt hatte. Nur Nutznießung hatte er keine gehabt, wie auch von allen anderen zurückgelassenen Dingen nicht. »Ist das eine Heimkehr? Bin ich in eine Wüste gekommen, statt in ein Stückchen fruchtbare Heimat?«, fragte Susanne. Nur die Liebe von den Kindern und die treue Fürsorge der Mutter halfen ihr über die Stunden der schrecklichsten Enttäuschung hinweg. »Heißt Opfer einer Willkür werden auch Opfer einer Hetze im eigenen

Land, ohne sich hinter Gittern wehren zu können?« Verbittert stellte sie die Trägheit des Verstehenwollens um sich herum fest. Die Sorgen des Alltags in der Freizeit erweisen sich für sie nicht minder drückend als die Nöte im Zuchthaus. Das Hineinleben in ein neues Leben stellt die größten Anforderungen an sie, die sie mit einem kranken Körper kaum bewältigen kann. In der Erinnerung und in der Sehnsucht erschien ihr einstmals das Verlorene als Paradies. Heimgekehrt sucht sie die damit verbundene Seligkeit. Immer mehr Illusionen werden ihr abgenommen. Die zurückgekehrte Frau läuft Gefahr, von einer Umwelt absorbiert zu werden, für die das, was dem Zonenhäftling Jahre fehlte, nur zu selbstverständlich ist. Wieder einmal bestätigt sich eine Binsenweisheit, daß Freiheit und Luft zu den Gegenständen gehören, die man nur spürt, wenn man sie nicht hat.

Susanne findet die Anerkennung eines politischen Häftlings nach dem Häftlingshilfegesetz. Sie bekommt eine Summe von knapp DM 3.000,– als Haftentschädigung. Der Rechtsanwalt Hinterholzers, Dr. Böckenhoff, ein rigoroser Mann, erreicht einen Vergleich, wonach sie auf alle Ansprüche verzichtet und mit DM 2.000,– Abfindung einverstanden ist. Nochmals wird betont, daß sowohl der Informationsdienst eingegangen ist, als auch Peter Hinterholzer nicht Nutznießer des Wagens war.

Nach einem halben Jahr, als sie – wenn auch nur teilweise arbeitsfähig – wiederhergestellt ist, entdeckt sie im Rudolf-Franken-Verlag Bonn ihren Dienst »Bonner-Informations-Briefe« wieder. Sogar das alte Postschließfach im Bundeshaus wird noch benutzt. Hinterholzer hat jahrelang den Dienst weitergeführt und die Abonnenten mit

Hinweis auf das Schicksal Susanne Sievers' – der er sich verpflichtet fühle und in deren Auftrag er weiterarbeite – zu halten gewußt. Dann, kurz vor ihrer Rückkehr, verkaufte er gegen gutes Geld die Rechte und den Namen des Dienstes – dessen Herausgeberin Susanne Sievers war – an Rudolf Franken und arbeitete aber noch weiter gegen Honorar für Franken.

Auch das Schicksal des Wagens fand Aufklärung. Hinterholzer scheute sich nicht, das angebliche »*Liebespfand eines Abgeordneten*«, wie der STERN zu berichten wußte, jahrelang selbst zu fahren, bis er ihn als Anzahlung für einen neuen Wagen abgab.

Noch hatte Susanne nicht die Kraft und die Gesundheit, aber noch viel weniger das Geld, um gegen allen Betrug, gegen alle Machenschaften anzugehen.

Sie schreibt bittere Worte der Enttäuschung an Brandt, der sie tröstet:

WILLY BRANDT

Berlin, den 31. 8. 56

Liebe Susanne!

Vielen Dank für Deinen Brief. Ich stehe vor einer kurzen Reise nach Norddeutschland und muß mich daher sehr kurz fassen.

Sobald ich aus Siegburg etwas höre, werde ich natürlich eine Bestätigung schicken – im wesentlichen gestützt auf das, was, wie Du auch meinst, ich von Deinen Mitgefangenen gehört hatte. Entsprechend müßte sich ja auch der Anwalt äußern können, der für die Bundesregierung hier in Berlin tätig war und dem Dein Fall nahegebracht worden war.

Im übrigen mußt Du geduldig sein, um nicht den neuen Abschnitt Deines Lebens mit zuviel Bitterkeit zu beginnen. Die Menschen *haben* sich im wesentlichen nicht geändert. Du siehst sie verständlicherweise jetzt nur anders als früher – vielleicht richtiger als früher.

Dein Vertrauen ehrt mich. Ich weiß nicht, ob Dir das, was ich Dir zu sagen haben könnte, wesentlich weiterhelfen würde. Jedenfalls könnte ich Dir wohl den einen oder anderen Hinweis geben.

Ich werde am 10. September nach Bonn kommen, aber nur wenige Tage dort sein. Wahrscheinlich bin ich am Abend des 10. frei, vielleicht auch erst am Abend des 12. Kannst Du am späten Nachmittag des 10. – nach 18 Uhr – bei mir im Bundeshaus anrufen?

Die Hotelrechnung hat Herr Wellmann natürlich in Ordnung gebracht. Du brauchst Dir – neben allen anderen Sorgen, die Du haben wirst – wirklich nicht auch noch Gedanken über die Auslagen zu machen, die Du hier auf der Durchfahrt hattest.

Herzliche Grüße!

Willy Brandt

Sie treffen sich am 10. September wieder. Willy Brandt ist für einige Tage in Bonn, und der Abend gehört ihnen und sollte eigentlich nicht der Erinnerung dienen. Deshalb gingen sie auch nicht wie früher ins Weinhaus »Streng«, sondern zu »Jacobs«.

Susanne erschien Willy Brandt an diesem Abend vertrauter... fast wie früher.

Sie hatte sich in den letzten Wochen überraschend schnell erholt und zu ihrem Vorteil verändert. Das Ver-

härmte und Verbitterte war in ihrem Gesicht verlöscht. Was die Jahre ihren Zügen an Jugend genommen hatten, wurde durch die Reife ihres Ausdrucks und dem Charme ihres Wesens – der langsam wieder zum Vorschein kam – wettgemacht.

Seit die Kinder sich über die Traurigkeit in ihren Augen beklagt hatten, »Laß sie doch wieder lachen, so wie früher«, war sie bemüht, alles zu verbergen und niemandem mehr zu zeigen, wieviel Schmerz und Enttäuschung mit der wiedergewonnenen Freiheit verbunden waren.

Etwas bitter stellte sie fest, daß Willy an diesem Abend so ist, wie sie ihn bei ihrer Heimkehr gerne gesehen hätte. Dann wäre wohl alles leichter zu ertragen gewesen!

Sogar das altvertraute »Puma« kam wieder über seine Lippen.

Sicher war es falsch gewesen, sagte sie sich, so unmittelbar aus dem Zuchthaus kommend vor Willy hinzutreten. Jetzt, in diesen Stunden – in der zwangloseren und vertrauteren Umgebung – war es fast so, wie das Sichfinden zweier lange getrennter Liebender.

Sie blickte ihn immer wieder aufmerksam an. Auch er war älter geworden. Die vergangenen Jahre hatten Spuren hinterlassen. Doch seine Stimme hatte noch den gleichen Klang. Auch sein Charme war der gleiche... lebenswerte geblieben. Die Stirne war höher geworden und die Haarlocke – die immer noch ins Gesicht fiel – etwas dünner.

Er sah dicker aus und sein Gesicht gedunsen. Aber immer noch lag über allem das jungenhafte Aussehen, was sie früher so unwiderstehlich angezogen hatte.

Das Wiedersehen in Berlin hatte Wunden geschlagen.

Sie sah ihn klarer und nüchterner, vielleicht so, wie er wirklich war. »*Die Menschen haben sich nicht geändert...*«

So lange sie von ihm getrennt war, hatte er in ihr gelebt... eine Liebe im Glorienschein der Erinnerung.

Jetzt war das Echo ihres Herzens matter. Die Last der Enttäuschung zu schwer, um ihm wie früher – wie noch vor einigen Wochen – mit offenen Händen entgegenzukommen.

Konnte es noch eine Brücke zwischen ihnen geben? Sie wußten es beide nicht, als sie die Gläser hoben und zum ersten Mal wieder miteinander anstießen.

Der Wein löste ihre Befangenheit. Sie redeten vom Naheliegenden, von der Welt des Gestern und Heute. Vom Erfolg, den Willy auf der politischen Bühne in den vergangenen Jahren gefunden hatte – von den Möglichkeiten, die es für Susanne gab, wieder festen Fuß zu fassen.

»*Erst mußt Du wieder völlig gesund werden, dann wird sich alles weitere finden. Sicher werde ich Dir helfen können*«, verspricht ihr Willy an diesem Abend.

Zu später Stunde brechen sie auf. Susanne muß zurück nach Honnef, wo sie bei der Mutter wohnt. Die Wohnung in der Reuterstraße ging genauso verloren, wie alles andere. – Die Dunkelheit der Straße nimmt sie auf. Es ist nicht weit bis zur Bahn und fast menschenleer um diese Zeit.

Willy sieht den Schimmer in den hellen Augen von Susanne. Sie sind so schön geblieben, wie sie immer waren, denkt er. Sie ist aber anders geworden: stiller, verschlossener! Vielleicht reizt ihn das?

Plötzlich spricht er offen von dem, was früher war. Er bleibt stehen und zieht sie an sich.

Susanne wollte zurückweichen, als er sie küßte, weil sie Angst hatte, den Damm zu brechen, den sie seit Berlin um Erinnerung und Gefühl gebaut hat. Aber dann sah sie sein Lächeln, spürte den altvertrauten Geruch und seine Hand in ihrem Nacken – und ließ sich mitreißen in einen Wirbel, der aus dem »Damals« kam.

Rauhes Lachen und zotige Worte von Halbstarken, die über den Botlerplatz streunten, reißen sie aus ihrer Versunkenheit. Eilig... so als ob sie vor ihrem eigenen Gefühl weglaufen müßten; überqueren sie den Platz und erreichen die Haltestelle. Ein hastiger Händedruck! Und erst als Susanne hinter den Scheiben der Bahn wieder auftaucht, spürt Willy das Verlangen, sie zurückzurufen.

Die Entscheidung wird ihm abgenommen... die Bahn gleitet an ihm vorbei. Susanne sieht noch sein resignierendes Lächeln, als er sich abrupt umdreht und geht.

Einige Tage später schreibt Willy ihr aus Berlin:

Bonn, 26. 9. 56

Liebe Susanne,

vielen Dank für Deine Zeilen, die ich eben –, kurz vor meinem Rückflug – erhalte. Ich bin diese Woche nur noch mal Freitagvormittag zu einem Vortrag in Bonn.

Wir werden uns also erst sehen, wenn Du Deine Schwarzwald-Wochen hinter Dir haben wirst. Vielleicht ist das auch ganz gut, um der »Gefahr der Rückfälligkeit« zu entgehen.

Chruschtschow-Rede und Buch werde ich aus Berlin schicken. Die werden Dir dann wohl nachgesandt werden.

Herzliche Grüße!

Willy

Nüchtern kommentieren die zitierten Bücher diesen Brief so: »Die Befürchtung, vielleicht »dieser Gefahr« nicht widerstehen zu können und sich seinem Gefühl hinzugeben, entspringt wohl seiner Einsicht, daß die Triebhaftigkeit seines Wesens immer stärker ist als alle guten Vorsätze, Versprechungen und Treuegefühle.

Willy Brandt hofft, daß, wenn er Susanne nach Wochen wiedersieht, auch sein »Mitleid« mit ihr überwunden ist. – Im November kommt Susanne aus Badenweiler zurück. Sie ist so gesund und erholt, wie das bei der Krankheit, die sie aus der Haft mitgebracht hat, möglich sein kann. Die noch verbleibende Hypothek wird sie immer zwingen, ihr Leben entsprechend einzurichten.

Sie muß sich nach einer passenden Arbeit umschauchen. Das ist nicht so einfach. Sie sucht Verbindung zu bekommen zu alten Freunden und alten Kreisen.

Sie findet dicke Bäuche und Männer in fetten Positionen und zwischen ihr und ihnen eine undurchdringliche Wand aus Satttheit, Trägheit, Distanz und Unverständnis.

Präsidenten, Direktoren, Chefredakteure und ähnliche Errungenschaften sind schlecht in Einklang zu bringen mit den Jahren im Zuchthaus, das Susanne als einziges »Plus« der Vergangenheit aufweisen kann.

Sie hat auf bitterem Weg Dinge gelernt, die sie in der Freiheit nie hätte erwerben können. Das half ihr nun, als eine Hoffnung nach der anderen zerschellte. Als Träume platzten und sie erkennen mußte, daß sie mehr verloren hatte, als nur vier Jahre ihres Lebens.

Sie lernte, realistischer zu denken und zu handeln!

Sie besuchte das Ostbüro der SPD, um wenigstens ein-

mal den Kreis kennenzulernen, mit dem man sie grundlos in Verbindung gebracht hatte... für das sie Spionage getrieben haben sollte. Sie lernt einen Mitarbeiter aus der »Baracke« kennen, wie sich das SPD-Zentrum auf der Friedrich-Ebert-Allee in Bonn gern zu nennen pflegt, um das Provisorium Bonn zu betonen, denn der Gebäudekomplex selbst ist als Provisorium der Partei längst zu kostspielig geworden.

Der Mann bringt sie mit Stephan Thomas, der noch immer der Leiter des Ostbüros ist, zusammen.

Obgleich man in den vergangenen Jahren die »Akte Sievers« in dem Büro sehr umfassend ergänzt hatte, schien Stephan Thomas Susanne Sievers nicht richtig einzuschätzen. Vielleicht saß er aber auch schon zu lange in seinem Stuhl, um über die eigene Selbstzufriedenheit hinaus noch den feinen Unterschied erkennen zu können, der zwischen dem im sicheren Hinterland tätigen Leiter des Ostbüros und dem von der »Front« kommenden politischen Häftling bestand.

Das einzige hilfreiche Angebot, das er bereit war zu geben, bestand darin, daß Susanne für ihn etwas »schnüffeln« sollte in Verbänden, Vereinen und Seminaren, in denen sie als »Heimkehrerin« Aufnahme und Eingang gefunden hatte.

Oder war Stephan Thomas, der ja eine Zeitlang eng mit Willy Brandt zusammengearbeitet hatte, der Meinung, das Urteil der Hilde Benjamin wäre zutreffend gewesen und Susanne in diesem Metier heimisch und gerne zu Diensten bereit?

Susanne beklagte sich bei Willy Brandt enttäuscht darüber, wie die Hände aussahen, die sich ihr angeblich ent-

gegenstreckten. Noch waren Brandt und Thomas – die der antagonistische Kampf um Lorbeeren auseinander gebracht hatte – nicht dem Zug der Zeit gefolgt; noch schnitten sie sich.

Deshalb fand Susanne auch wohl bei Willy Brandt Verständnis und erhielt den Rat: »Bleib da weg. Es wird sich anderweitig etwas finden.«

Nur wo, das sagte er nicht, und auch nicht warum!

Susanne trifft Otto Heinrich Grewe wieder, den fröhlichen Kumpan von früher. Willy hatte ihr erzählt, daß auch Otto Heinrich versucht habe, seine Beziehungen für ihre Freilassung auszunutzen.

Sie will sich bei ihm bedanken. Vielleicht kann er ihr weiterhelfen.

Sie trifft einen Mann, der unter der Last des Vorsitzenden vom »Wiedergutmachungs-Ausschuß« des Deutschen Bundestages und dem Andrang in seiner Rechtsanwaltspraxis, die hauptsächlich von jüdischen Klienten besucht wird, zwar nicht schlecht lebt, aber wenig Zeit für sich behält. Susanne hat Mitleid mit ihm und schweigt. Sie ist nur noch Zuhörerin, als er von seinem Grundstück in Ascona erzählt, auf dem er sein Haus bauen will.

Sie fühlt, sie ist hier nicht recht am Platze. Zuviel liegt zwischen Gestern und Heute.

Haben die Menschen sich nicht geändert?

Sie findet einen Ausweg. Man bietet ihr eine gute Stelle in der Berliner Landesvertretung in Bonn. Als Referenz gibt sie Willy Brandt, den Präsidenten des Abgeordnetenhauses an. Warum auch nicht? –

Als Willy nach Bonn kommt und sich mit Susanne trifft, ist er verstimmt.

»Es ist nicht gut, wenn wir so eng zusammenarbeiten!« sagt er zu ihr.

»Bist Du ängstlich; ich könnte so taktlos sein und auf unsere Verbindung anspielen?« fragt Susanne zurück.

»Nein, aber wir könnten uns privat dann nicht mehr sehen«, findet Willy den Ausweg, an einem klaren Nein oder Ja vorbeizukommen.

Das schreckt Susanne tatsächlich ab; darauf will sie es nicht ankommen lassen!

Sie können sich zwar nicht oft sehen, weil Willy nicht immer in Bonn die Zeit findet, um mit ihr zusammen zu bleiben, aber sie findet auch nicht die Kraft, endgültig einen Trennungsstrich zu ziehen.

Längst hat Susanne eingesehen und erkannt, was Willy zu den kleinen »Wiedersehensfeiern« treibt. Es ist etwas zwischen ihnen, was ihn immer wieder anzieht – an das sie sich klammert. Vielleicht hat sie Angst, nicht nur ihn zu verlieren, sondern vielmehr, damit auch die ganze Sinnlosigkeit der letzten Jahre deutlicher zu erkennen.

Im Frühjahr 1957 ist Willy in Höchenschwand im Schwarzwald. Aber die Zeit des Ausspannens – die er sich in seiner Rastlosigkeit gönnt – ist zu kurz. Die Entwicklung der letzten Jahre, sein zäher Kampf innerhalb der Partei haben ihn nervlich angeschlagen.

Neuer politischer Ärger wartet auf ihn – ungelegen kommend wie nie!

Seit 1956 taucht im parteipolitischen Kulissengeflüster Willy Brandt als potentieller Nachfolger des todkranken Otto Suhr auf.

Willy weiß, daß seine Chancen, dieses umworbene und begehrte Amt zu erhalten, günstig sind. Sein alter Rivale,

Franz Neumann, wird zwar alles versuchen, ihm diese Führungsposition zu entziehen, aber das Fundament, auf das Brandt jetzt bauen kann, ist durch seine unermüdliche Kleinarbeit gefestigt und zuverlässig.

Der neue Start politischer Angriffe, die wiederum seiner Emigrationszeit gelten, zwingt ihn diesmal, hart zurückzuschlagen, um alles zu gewinnen.

Er, der auch früher mit Susanne offen über seine politischen Schwierigkeiten gesprochen hatte – ohne allerdings die eigentlichen und ursächlichen Zusammenhänge zu klären, findet auch jetzt ihr Ohr, als er Ende Mai 1957 klagend an sie schreibt.« Wieder drucken die Bücher einen handschriftlichen Brief Brandts ab:

Bonn, den 28. Mai 57

»Liebe Susanne!

Es ist gewiß nicht in Ordnung, daß ich erst heute auf Deinen Brief vom 30.4. antworte. Aber es gibt dafür Gründe. Erstens bin ich bis Anfang Mai in Höchenschwand geblieben, und trotzdem stellt sich heraus, daß die Zeit des Ausspannens zu kurz war: ich bin nicht organisch krank, aber doch durch die Entwicklung der letzten Jahre nervlich einigermaßen angeschlagen – mit der Folge, daß ich mich noch für einige Zeit zusammennehmen muß. Zum anderen habe ich in den letzten Wochen politischen Ärger. Persönliche Unzulänglichkeiten und parteipolitische Verblendung – wenn nicht Schlimmeres – haben eine gewisse Gruppe in Berlin dazu verleitet, mich wegen meiner Haltung in der Emigration zu verleumden. Folge: ich habe mich, da ich mir nichts vorzuwerfen habe, entschlossen, den Weg der Auseinandersetzung vor Gericht zu gehen. Aber wozu klagen? Viel näher liegt die Frage, was sich in-

zwischen bei Dir getan hat. Dein letzter Brief war voller Enttäuschung und Resignation. Hat sich in der Zwischenheit nichts Neues, haben sich keine Ansatzpunkte für eine sinnvolle Tätigkeit ergeben? Ich hoffe es sehr. Aber auch wenn es noch nicht der Fall sein sollte, darfst Du ganz einfach nicht resignieren!

Im Laufe dieses Monats bin ich nur ein paar Mal sehr kurz in Bonn gewesen. Und nun kommt die Pfingstpause. Aber ich hoffe, daß wir einander jedenfalls nach Pfingsten nach langer Zeit wieder einmal begegnen werden.

Herr Köhler hatte mir wegen eines Artikels für das VOS-Organ geschrieben. Ich bin leider nicht dazu gekommen und muß mich (s. oben) bis auf weiteres überhaupt auf die unbedingt notwendige Arbeit beschränken. Im übrigen würde ich es sehr begrüßen, wenn Ihr – jedenfalls nach den Bundestagswahlen – einen ernsten Versuch machen würdet, das Verhältnis zur Sozialdemokratie zu ordnen. Das müßte natürlich an möglichst zentraler Stelle geschehen.

Herzliche Grüße!
Willy

Susanne versuchst, sich selbst ein kares Bild zu verschaffen und liest alles, was ihr über Willy Brandt zugänglich wird. Sie findet durch den Dschungel von Gerüchten und Widersprüchen keinen Weg zur Wahrheit. Sie bestürmt ihn mit Fragen, als sie sich wiedersehen. Er ist ungeduldig und nervös. Seine Antworten befriedigen sie auch nicht.

Susanne hat inzwischen angefangen, als freiberufliche Journalistin zu arbeiten. Was liegt näher, als daß sie sich

mit gesamtdeutschen Problemen und Verteidigungsfragen beschäftigt? Unerwartet wird ihr Hilfe von einer Seite entgegengebracht, von der sie keine erwartet hat.

Sie trifft Franz Josef Strauß, der inzwischen Verteidigungsminister geworden ist, bei einer Versammlung zum erstenmal seit der Heimkehr wieder. Er, der sie am herzlichsten zur Rückkehr beglückwünscht, ist erstaunt zu hören, daß sie über Willy Brandt keine Unterstützung gefunden hat.

Er versucht, ihr im Rahmen seiner Möglichkeiten zu helfen. Die erste Hilfe, um die sie nicht zu bitten brauchte! – Susanne hat längst die Hoffnung aufgegeben, über Willy zu einer festen und gesicherten Existenz zu kommen. Alle zaghaften und alle deutlichen Versuche verliefen im Sand. Seine Sorgen ließen ihm nicht so viel Verständnis für ihre Nöte.

Dr. Suhr – es wurde immer deutlicher – wird nicht mehr lange leben, und Willy Brandt muß – will er das sichere Amt nicht völlig unvorbereitet übernehmen – gewisse Vorbereitungen treffen.

Dazu gehört, daß er – in der Überzeugung, daß er sich das leisten kann – ziemlich brutal erklärt: *»Wir können uns öffentlich nicht mehr sehen lassen. Ich kann mir das bei all meinen Plänen nicht mehr leisten. Rut könnte es erfahren und ich kann ihr nicht versagen, was ich mir selbst erlaube. So haben wir das immer gehalten. Damit muß jetzt aber Schluß sein.«*

Er schmerzt Susanne noch nicht einmal so sehr. Seine Selbstsucht, sein unbändiger Trieb und Ehrgeiz sind Faktoren, mit denen sie längst vertraut ist. Sie wünscht sich zwar, ihm noch einmal verfallen zu können, ihm uneinge-

schränkt zu glauben und vertrauen zu können wie damals aber einen Menschen nackt, mit allen Fehlern sehen und nicht mehr verstehen zu können, ist so etwas wie endgültig Abschied nehmen von einem Idol, das seinen Sinn verloren hat.

Im Oktober 1957 wird Willy Brandt das, was der Informationsdienst von Susanne vor Jahren etwas zu frühzeitig gemeldet hatte: Regierender Bürgermeister von Berlin! Er tritt das Erbe Reuters an – vier Jahre nach dessen Tod. Knapp zehn Jahre nach seiner Rückkehr in die deutsche Staatsbürgerschaft ist es Willy Brandt gelungen, das höchste Amt, das ein Land in der Bundesrepublik zu vergeben hat, zu erringen.

Daß es Berlin ist, dessen Schicksal in seine Hände gelegt wird, verpflichtet ihn doppelt und in jeder Beziehung.

Bis November 1957 hat sich Susanne einen sicheren Aufgabenkreis erworben, der ihr die Möglichkeit gibt, endlich auch wieder eine Wohnung zu mieten und einzurichten.« Willy Brandt kommentiert das: »Deine Nachricht, daß Du wieder ein eigenes Heim hast, hat mich sehr gefreut«, schreibt Willy aus Berlin.

Noch ehe das alte Jahr zu Ende geht, besucht er sie. Das ist jetzt ja wesentlich einfacher für ihn geworden. –

Anfang des neuen Jahres sollte es der Tochter von Susanne – die im gleichen Alter stand wie Ninja, Willys Tochter aus erster Ehe – gelingen, endgültig den Nimbus um Willy Brandt bei der Mutter zu zerstören.

Willy hatte sich telefonisch für den Abend angemeldet und wollte gegen acht Uhr da sein.

Ute, die 18jährige, die nicht nur bei der Mutter, sondern mehr noch in der Schule und im Freundeskreis über den

Regierenden Bürgermeister aus Berlin gehört hatte, kannte Willy Brandt von Bildern her und fand ihn fabelhaft!

Sie warf im jugendlichen Überschwang, den Mann, der ein zweiter Ernst Reuter sein sollte, bald kennenlernen zu können, die Blumenvase auf dem festlich gedeckten Tisch um.

Ein ekelhafter Trunkenbold

Sie mußten beide lange warten an diesem Abend. Willy kam gegen Mitternacht und befand sich nahe an der Grenze zur Betrunkenheit.

Vielleicht hatte er nicht mehr mit der Gegenwart der Tochter gerechnet; vielleicht hatte er aber auch schon den Grad von trunkener Gleichgültigkeit erreicht, der ihm jedes Taktgefühl raubte.

Er hatte unter jeden Arm eine Sektflasche geklemmt, hektisch gerötete Augenlider und einzelne Haarsträhnen fielen ihm ins Gesicht. Fürwahr, kein schöner Anblick und schon gar nicht in den Augen des jungen Mädchens ein Held. Ute musterte ihn eiskalt, fast zitternd vor Enttäuschung, drehte sich um und verließ endgültig das Zimmer.

Susanne stand wie erstarrt. Das war nicht wieder gutzumachen! Willy und seine Verfassung wurden nebensächlich. Sie wußte, wie Enttäuschung und das Purzeln von Illusionen schmerzen konnten.

Sie ging in das Zimmer und fand die Tochter schluchzend auf dem Bett liegen.

»Daß ein Mann es in einem solchen Zustand wagt, um diese Zeit zu uns zu kommen!«

»Wie kann Dir ein solcher Mann soviel bedeuten?«

»Wie kann er ein so hohes Amt überhaupt besitzen?«

Susanne hätte mitweinen mögen! Alles, was Willy Brandt ihr mit oder ohne Verschulden zugefügt hatte,... war nichts im Vergleich zu der Scham, die sie seinetwegen gegenüber der Tochter empfand.

Sie ging zu ihm zurück, um ihm mit harten Worten klarzumachen, daß dies wohl das Ende sei.

Sie fand ihn schlafend im Sessel liegen. –

Resignierend bestellte sie ein Taxi und ließ Willy in seine Bonner Residenz bringen, ein wenig lädiert – ein wenig würdelos. Aber welchem Mann ist das noch nicht passiert? Sein Pech war nur, daß sein Amt ihm Fesseln anlegt, die ihn eigentlich hätten hindern müssen: ganz sich selbst zu sein!

Willy Brandt berichtet, ziemlich am Ende seines Buches »Mein Weg nach Berlin«, daß ihm Rut bei der schweren Bürde, die sein Amt ihm auferlegt, eine große Hilfe ist und »Halt in der zermürenden Hast des politischen Lebens.« Dieses Eingeständnis – was er zudem allen seinen Frauen gegenüber machte – kann man Willy Brandt durchaus abnehmen.

Rut in ihrer natürlichen Art, weiß immer noch alle Herzen zu gewinnen. Willy Brandt, der zunehmend zu hochfahrendem Wesen neigt, ist oft auf ihre Vermittlung angewiesen. Ihr Charme überwindet jede Schwierigkeit und jeden Schnitzer auf gesellschaftlichem Parkett, der beiden gelegentlich noch unterläuft. Nur findet Rut immer schnellere und liebevollere Hilfe in ihrer Umgebung.

In geschwinder Erfassung einer Situation ist Willy ihr voraus. Als im Frühjahr die Gerüchte aus den ausländischen

Botschaften auch deutschen Boden erreichen, wonach Rut beabsichtigen sollte, Willy zu verlassen, gibt Willy Brandt bekannt – sehr frühzeitig – daß seine 41jährige Frau Rut nach zehn Jahren wieder ein Kind erwartet (und – wie Jackie Kennedy justament zur Wahlzeit). Willy bat die Presse gleichzeitig, das bevorstehende Ereignis als Privatsache zu behandeln.

Nun hatte niemand vorgehabt, dem Willy Brandt seine ganze »persönliche« Angelegenheit streitig zu machen, aber mit dem so frühzeitigen Hinweis auf den kommenden Familienzuwachs, zerrte er auch dieses Ereignis – aus welchen Gründen auch immer – in den Spiegel der Öffentlichkeit und stellt seine Frau dem peinlichen Verdacht aus, in die Spuren von Jackie treten zu wollen.

Wenn Willy Brandt schon seiner Frau Rut auferlegte, in ihren Memoiren Zeugnis abzulegen, wie sich das Kinderkriegen abspielt, ist es kaum noch verständlich von ihm, zu dulden, daß der ohnehin schon sehr hochgestochene »Personenkult« um ihn, auch noch mit dieser Nuance bereichert wird.

Wenn nun aber die Vergleiche zwischen Rut Brandt und Jackie Kennedy – forciert oder nicht forciert – aufgetaucht sind und zur Diskussion stehen, müssen sich beide auch sagen lassen, daß jedes Urteil – genau wie bei John F. Kennedy und Willy Brandt (»Neben Kennedy, dem hager-harten Sportlertyp nimmt sich Brandt wie ein weicher Mime aus.«) zu ungunsten Ruts und hart ausfällt. Beide Frauen sehen ausgezeichnet aus und besitzen Charme. Die Herkunft Ruts und ihre mangelnde Ausbildung kann nicht als Argument gegenüber der Herkunft Jackies aus gutem und sehr wohlhabendem Haus, ver-

bunden mit einem sehr fundierten Wissen, angewendet werden. Wohl aber die bei Rut aus diesen Gegebenheiten bestehende Gefahr, daß sie sich wahrscheinlich immer beeindrucken lassen wird, wenn sie einflußreichen und mächtigen Männern entgegen treten müßte. Sie kann niemals die souveräne Haltung einer Jackie Kennedy besitzen.

Das Entscheidende jedoch ist, daß die First Lady der SPD Ausländerin ist. Dabei kommt es nicht darauf an, ob sie die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hat oder nicht. (In ihrer inneren Einstellung ist sie Norwegerin geblieben.)

Ausschlaggebend ist, daß eine Ausländerin mehr über die deutschen Staatsgeschäfte wissen soll, als so manche Regierungsstelle. Erschwerend in diesem Zusammenhang ist, daß Rut selbst bekennt: »Meine Einstellung zur Politik ist im Grunde noch die, die ich als junges Mädchen vertreten habe.« Und daß sie sich im Kreise ihrer norwegischen Freunde und ihrer Schwester Tulla – nach ihren eigenen Worten – am wohlsten fühlt!« In fast schneidender Schärfe kommentieren die zitierten Bücher dann weiter das Verhalten Willy Brandts: »Willy Brandt ist 48 Jahre alt und kann trotz seiner »Jugend« auf ein sehr vielseitiges und abwechslungsreiches Leben zurückblicken.

In allen Krisenzeiten und schwierigen Lebenslagen besaß er – dank seines männlichen Erfolgs – eine Gefährtin, die ihm neben Liebe, Selbstlosigkeit und Hilfe schenkte.

In allen Stadien seines Lebens antwortete er mit Untreue und bewies zumindest in diesem Punkt keine Charakterfestigkeit.

Viele Menschen wurden von ihm im Laufe der Zeit verlassen – viele verließen ihn – getäuscht und enttäuscht! –

»Er ist wie eine buntschillernde Seifenblase, die platzt, wenn man danach greift...ein Flöckchen Schaum – mehr bleibt nicht zurück.«

Hier enden die übernommenen Passagen aus dem 1961 erschienenen Buch »...da war auch ein Mädchen« und aus »Willy Brandt ohne Heiligenschein«.

In der Vergangenheit wurde immer wieder die Behauptung aufgestellt, daß diese Bücher wegen grober Unwahrheiten verboten worden seien. Das entspricht nicht den Tatsachen. Richtig ist, daß es wegen der Bücher eine gerichtliche Auseinandersetzung anderer Art gab: In der damaligen Rechtsprechung hatten Berichte über das Privatleben von Politikern einen anderen Stellenwert als heute. In der jetzigen Rechtsprechung vertritt man klar die Meinung, daß ein Politiker sich auch an seinem Privatleben messen lassen muß. Bei einem Mann wie Willy Brandt, der den Wählern immer wieder ein besseres Deutschland versprach, wird die Frage erlaubt sein: »Stimmen die Bekundungen von der Verbesserung der Welt mit dem Bereich überein, den er selber voll gestalten kann – nämlich mit dem Privatleben?« Der von uns zitierte HUMBOLDT-Verlag schrieb dazu: »Gerade die sittlichen Qualitäten eines im öffentlichen Leben stehenden Mannes interessieren immer, denn sie sind die Grundlage für Bewährung und Wahrhaftigkeit.«

Wo ist Susanne Sievers?

Der Skandal um Susanne Sievers wurde voll nie geklärt. Tatsache ist, daß sie später beim Bundesnachrichten-

dienst eine Anstellung auf Lebenszeit bekam. 1973 – damals war Willy Brandt noch Kanzler – bekam Susanne Sievers (laut SPIEGEL vom 20. Mai 1974) eine Abfindungssumme in Höhe von 320 000 Mark. Normale Summe in solchen Fällen – schrieb ebenfalls der SPIEGEL – 30 000 Mark. In etlichen deutschen Zeitungen wurde damals die Frage gestellt: Wurde der Sievers auf Veranlassung von Willy Brandt eine Schweigegeld-Summe gezahlt? Gerhard Reddemann, parlamentarischer Geschäftsführer der Union, riet Brandt zu einer Strafanzeige, weil er »den Vorwurf nicht einfach auf sich sitzen lassen könne, aus undurchsichtigen, möglicherweise sogar privaten Gründen mehrere hunderttausend Mark Steuergelder veruntreut zu haben«. Brandt machte keine Strafanzeige. Die SPD erklärte lediglich: »Infame Kampagne.« Geradezu toll-dreist war der SPD-Versuch, die Affäre Sievers in eine »Affäre Strauß« umzuwandeln. Es war schon mehr als nur Frechheit, daß man das Gerücht verbreitete, der eigentliche Geliebte der Sievers sei Franz Josef Strauß gewesen. Was störten dabei die zweifellos echten Liebesbriefe von Brandt an Susanne Sievers? Natürlich habe ich alles versucht, zu Susanne Kontakt aufzunehmen. Aber Susanne Sievers ist wie vom Erdboden verschwunden. Nach ihrer hohen »Schweigegeld-Summe« tauchte sie zunächst bei ihrer in Hongkong lebenden Tochter unter. Aber auf unsere Anfragen beim dortigen deutschen Generalkonsulat bekamen wir nur die Antwort: »....auf Ihre Anfrage teile ich Ihnen mit, daß Frau Susanne Sievers dem Generalkonsulat nicht bekannt ist. Über ihren jetzigen Aufenthaltsort liegen ebenfalls keine Erkenntnisse vor. Mit freundlichen Grüßen – Im

Auftrag – H. Eckert.«

Von mir bezahlte Such-Anzeigen nach Susanne Sievers, Gespräche mit ehemaligen Kollegen, mit Politikern, Juristen – ja selbst bekannten und seriösen Detektiven – keine Spur von Susanne Sievers.

Lebt Susanne Sievers noch, ist ihr etwas zugestoßen, wurde sie – mit welchen Mitteln auch immer – mundtot gemacht? Ist Susanne Sievers nur untergetaucht, um in Ruhe vor möglichen Fragen ihr Alter verleben zu können? War die hohe Abfindungssumme an die Sievers wirklich mit einer Schweige-Klausel verbunden? Worüber schweigt Susanne Sievers? Fragen über Fragen.

Ich werde alles unternehmen, um Susanne Sievers – wo immer sie auch leben mag – aufzustöbern. Wer mir Hinweise dazu geben kann – bitte, rufen Sie mein Hamburger Büro an: Joachim Siegerist, Hamburger Straße 3, 2000 Hamburg 76, Telefon: 040/2 29 52 12. Vertrauliche Hinweise bleiben auch streng vertraulich. Dafür stehe ich ein mit meinem Namen.

Doch jetzt zu einer anderen Frau – der Nummer 6.

Seebacher/Brandt - Die Frau, die er verdient

Die vermutlich letzte Ehefrau im Leben des Willy Brandt ist Brigitte Seebacher (42), geboren in Twistringen bei Bremen. »Ich bin«, so sagte Brandt vor seiner Hochzeit mit ihr, »entschlossen, in den wenigen Jahren, die mir noch bleiben, so zu leben, wie es mir gefällt.« Die typische Lebenseinstellung dieses Mannes, der in seinem ganzen Leben nur eine Person geliebt hat – sich selbst. Krasser hätte er seinen hemmungslosen Lebens-Egoismus nicht ausdrücken können. Er heiratet eine Frau, die



Das Ehepaar Brandt - Brigitte Seebacher könnte beinahe seine Enkelin sein

seine Enkeltochter sein könnte, die mit dem eigenen Sohn in etwa gleichaltrig ist, rund 10 Jahre jünger als seine in Norwegen lebende Tochter Ninja aus der Ehe mit Carlota. Eine Frau, die -wie ihre Mutter- in den bisherigen Lebenserinnerungen Brandts kaum Erwähnung gefunden hat. Viele Wochen hatten wir Auskünfte über Brigitte Seebacher zusammengetragen. Negativ waren sie nahezu alle. Der härteste Satz einer Bekannten: »Brandt hat endlich die Frau gefunden, die er verdient.« Aber ich wollte mir ein eigenes Bild machen. Zusammen mit dem Fotografen Uwe Hempen, einem ehemaligen Sport-Kameraden von Brigitte Seebacher, beschloß ich, sie zu besuchen. Hier die Geschichte meines Besuchs, den ich nicht so schnell vergessen werde:

»Wo wollen Sie hin? Nach Unkel?« Die grauhaarige, alte Frau hat sich gerade ihre Zeitung vom Bonner Bahnhofof-kiosk geholt, sieht mich nachdenklich an. Dann hebt sie die Schultern: »Weiß ich leider nicht.« Obwohl sie als »echtes Mädchen vom Rhein« hier aufgewachsen ist, sagt ihr der Ortsname »Unkel« nichts. Selbst der Taxifahrer, der gerade einen Fahrgast vor dem Bahnhof absetzt, weiß nur: »Irgendwo auf der anderen Rheinseite.« Diese Antwort bekomme ich auch von einer blonden Studentin, die mit einem eingerollten Transparent an mir vorbei zum nächsten Bus rennt: »Sorry, aber ich muß zur Demo.« Ich setze mich ins eigene Auto, schlage die Straßenkarte auf. Mit dem Finger auf der Karte fahre ich am Rhein entlang, immer der Bundesstraße 42 nach. Von Bonn vorbei an Königswinter, dem berühmten Drachenfels, Adenauers Rhöndorf, Bad Honnef – dann kommt Unkel. Da, wo sogar der Rhein am Marienfels einen Knick nach links

macht, wohnt Willy Brandt. 20 Kilometer sind es von seiner Wohnung bis zum Bundestag in Bonn. Mit der Bahn dauert es gut zwanzig Minuten.

Doch die Verbindung ist nicht allzu gut. Auf der Bahnstrecke 610 zwischen Köln und Koblenz halten fast nur Bummelzüge auf dem kleinen, rosa-farben gestrichenen Bahnhof von Unkel. Die schnellen Intercity-Züge fahren auf der anderen Rheinseite. Viele Pendler, die zum Arbeiten nach Köln oder Bonn müssen, benutzen deswegen lieber das Auto. Ich brauche für die Strecke eine gute Viertelstunde. Am Stadtrand steht ein Schild zur Begrüßung: »Unkel grüßt seine Gäste.« Neben dem Wappen der 1100 Jahre alten Stadt (zwei gekreuzte goldene Schlüssel auf rotem Untergrund, darüber ein schwarzes Kreuz auf weißem Untergrund) auch das Wappen von Kamen. Unkel und Kamen verbindet eine Städte-Freundschaft. Zwanzig, dreißig Meter weiter steht an der Hauptstraße ein Schaukasten mit der Straßenkarte von Unkel. Darüber in großen Buchstaben der unfreiwillige Hinweis, daß Willy Brandt sich den richtigen Ort als Alterssitz ausgesucht hat: »Rotweinstadt«. Vier Weinstuben und 15 Kneipen gibt es. Vom »Historischen Weinkeller zur Löwenburg« bis zur Gaststätte »Alt Unkel«. Der Legende nach soll Beethoven einmal in Unkel gelebt haben – wenn auch nur zwangsweise und für kurze Zeit. Obwohl der Stadtarchivar es für Unsinn hält, erzählen sich die alten Einwohner in Unkel noch heute, daß der Musiker als Gefangener im Stadtturm einsitzen mußte. Warum und wann genau, weiß freilich keiner. Heute wird jedenfalls niemand mehr in den Turm gesperrt, den man von der anderen Rheinseite aus gut erkennen kann.



Brigitte Seebacher-Brandt - Hier als 15jähriger Teenager in Bremen bei einer Silvesterfeier



**Brigitte Seebacher-Brandt heute - als Ehefrau Willy Brandts.
25 Jahre liegen zwischen den Fotos. Die Ähnlichkeit ist ver-
blüffend**

Unkel ist ein ruhiger Ort. Von seinen gut 4000 Einwohnern ist kaum etwas auf den Straßen zu sehen. Die engen Gassen zwischen den alten Fachwerkhäusern sind wie leergefegt. Nur ein Lastwagen, der zum Ausladen mitten auf der kurvenreichen Frankfurter Straße parkt, sorgt für Aufregung. Vier dahinter stehende Autos sind in Unkel schon ein Stau. Das Café Knäpper in der Kurve vor dem Rathaus ist voll besetzt. Die meisten Gäste sind Türken. In Unkel leben viele Türken. Beim Zeitschriftenladen auf der anderen Straßenseite hängt die »Hürriyet« noch über der BILD-Zeitung und dem »Kölner-Expresß«. Wo geht es denn bitte zur Eschenbrender Straße?« frage ich eine Passantin, die mit schwerem Einkaufskorb langsam auf das Rathaus zugeht. »Weiß ich nicht«, schüttelt sie den Kopf und dreht sich um. »Da wo Willy Brandt wohnt«, frage ich nach. Sie macht eine abfällige Handbewegung: »Das weiß ich schon gar nicht.« Auch in Unkel scheint Willy Brandt nicht nur Freunde zu haben. Immerhin regiert hier die CDU mit absoluter Mehrheit. In dem alten Backstein-Rathaus aus der Jahrhundertwende haben die Christdemokraten mit dem Bürgermeister 11 Stimmen, die Wählergemeinschaft zwei, die GRÜNEN eine. Willy Brandts Partei, die SPD, muß sich mit sechs Stadträten begnügen. Bis zu Brandts Rücktritt als Partei-Vorsitzender war seine Frau Vorsitzende der SPD in Unkel und gehörte dem Stadtrat an. Besonders anziehend wirkte sie nicht auf die Wähler. »Inzwischen hat sie sich aus der aktiven Parteipolitik zurückgezogen«, weiß Unkels Bürgermeister Wolfgang Keiser.

Vor dem Rathaus, in dem auch das örtliche Standesamt untergebracht ist, kommt mir ein Postbote entgegen. Er

weiß, wo Brandt wohnt: »Hinter dem Rathaus rechts, dann die dritte Straße wieder rechts. Der hat hier übrigens geheiratet.« Er zeigt auf das Rathaus. Früher war das mal eine Schule. Seit ein paar Jahren steht dafür aber ein Neubau – schräg gegenüber. Ich erinnere mich an das Hochzeitsfoto von Willy Brandt, auf dem das Rathaus zu sehen war. Wenige Tage vor seinem 70. Geburtstag gab er hier der 33 Jahre jüngeren Brigitte Seebacher das Ja-Wort. Ich fahre weiter bis zu dem Schild »Rheinbüchel«. Da geht es rechts ab, vorbei am »Hohen Weg« und der Freiwilligen Feuerwehr. Dann die Straße bergauf. Hinter der Karolingerstraße die Eschenbrender Straße. Eine Neubausiedlung. Verschiedene Reihen- und Einfamilienhäuser hinter frisch-geschnittenen Hecken. Die meisten Gärten sind liebevoll gepflegt. Kleine Gartenzwerge mit roten Mützen. Die ersten Tulpen strecken ihre Blütenkelche der Sonne entgegen. Mit dem »Rheinbüchel« hat sich Willy Brandt die schönste Ecke des Ortes ausgesucht. Direkter Blick auf den Rhein. Mehrere Pensionen bieten Zimmer an. Viele Großstädter aus Bonn und Köln haben sich hier niedergelassen. Voraussetzung ist das nötige »Kleingeld«. Eine bürgerliche Idylle im Grünen. Mittendrin ein grauer Betonklotz – wie ein gestreckter Würfel. Hausnummer 4. Hier wohnt Willy Brandt. 25 Wohnungen auf vier Etagen. Wie ein Neue-Heimat-Eiligbau. Egal, in welche Landschaft man einen solchen Kasten setzt, überall sieht er häßlich aus. Vielleicht liegt das mißlungene Gebäude deshalb auch ein wenig abseits von der Straße – versteckt. Der Hauseingang ist im Keller, die graubetonierte Zufahrt zum Haus geht bergab wie in eine Tiefgarage. Neben den Müllcontainern die Autos der Be-

wohner. Auf dem zweiten Stellplatz neben der Haustür der Wagen von Willy Brandt. Ein dunkelgrüner BMW, Kennzeichen »NR-XX-50« (NR steht für Neuwied). Hinter dem Fahrersitz hängt ein grün-weißer Wimpel »SV Werder Bremen, Deutscher Meister 1965 - 1988, Deutscher Pokalsieger 1961«. Brigitte Seebacher ist Werder-Fan und in Bremen aufgewachsen. An der Heckscheibe des Autos kleben die Bremer Stadtmusikanten. Im Januar 1990 muß der Wagen wieder zum TÜV. »Den fährt aber nur seine Frau«, erklärt mir ein älterer Herr, der mit seinem Dackel vom Spaziergang zurückkommt. Er wohnt direkt unter Brandt. »Willy ist immer nur Beifahrer, er hat ja keinen Führerschein.« Der alte Herr lacht und deutet mit seiner Hand ein Glas an.

Dabei soll Brandt – laut seiner neuen Frau – keine »harten Sachen« mehr trinken. Mit fallen Szenen ein, die sich zu seiner Zeit als Regierender Bürgermeister im Rathaus Schöneberg abgespielt haben. Nicht selten kam er schon morgens stark angetrunken ins Büro und schloß sich in sein Dienstzimmer ein. Als nach schweren Vorfällen an der Berliner Mauer Ministerialdirektor Joachim Prill und der damalige Innensenator Albertz ins Zimmer stürmten, fanden sie einen nicht mehr ansprechbaren »Regierenden«. Prill schilderte später: »Es war ein erschütterndes Bild. Brandt hatte getrunken, die Augen tränten ihm. Er greinte und war praktisch unfähig, irgend etwas zu tun.«

Ein anderes Mal kam Brandt angetrunken von seinem Antrittsbesuch beim sowjetischen Stadtkommandanten zurück. Im Rathaus mußte er von Mitarbeitern gestützt und an den wartenden Journalisten vorbeigeführt wer-

den. Der »Kurier« schimpfte am nächsten Tag: »Hoffentlich hat unser Regierender Bürgermeister seine Gastgeber in dem Zustand zurückgelassen, in dem er hier im Rathaus eingetroffen ist.« Das Ganze wurde so ein Skandal, daß Brandt sich beim nächsten SPD-Parteitag frechdreist mit der Bemerkung wehrte: »Ich habe es nicht nötig, über einen Wodka mehr oder weniger Rechenschaft abzulegen.« Das Wort Weinbrand-Willy war geboren. Selbst Herbert Wehner höhnte: »Der kennt nur Pferde, Weiber, Sekt.«

Die Vorstellung, daß der Regierende Bürgermeister von Berlin ausgerechnet vom sowjetischen Stadtkommandanten so stark unter Alkohol gesetzt werden kann, daß selbst ein so harter Trinker wie Brandt, den man zu der Zeit zweifellos als Alkoholiker bezeichnen konnte, tor kelnd in sein Amtszimmer geführt werden mußte – diese Vorstellung ist abenteuerlich, skandalös.... Mit diesem Beispiel wird auch deutlich, daß die Trinkgelage Brandts keinesfalls als »Privatsache« abgetan werden dürfen. Die Trunksucht des Sozialisten Brandt war eine Gefahr für Deutschland. Was wird sich Brigitte Seebacher-Brandt dabei gedacht haben, als sie in der BURDA-Zeitschrift ELLE zum Thema weibliche Emanzipation erklärte ».....die Chance, einen Kerl vor die Tür zu setzen, der sich als Trunkenbold oder Schürzenjäger entpuppt, und sich dafür noch die Achtung der Umwelt einzuhandeln, ist ein Stück Selbstbestimmung, das das weibliche Leben lebenswerter macht.« Sollte dieser Satz eine Warnung an den eigenen Ehemann sein? Treffender hätte die Seebacher jedenfalls nicht kommentieren können.

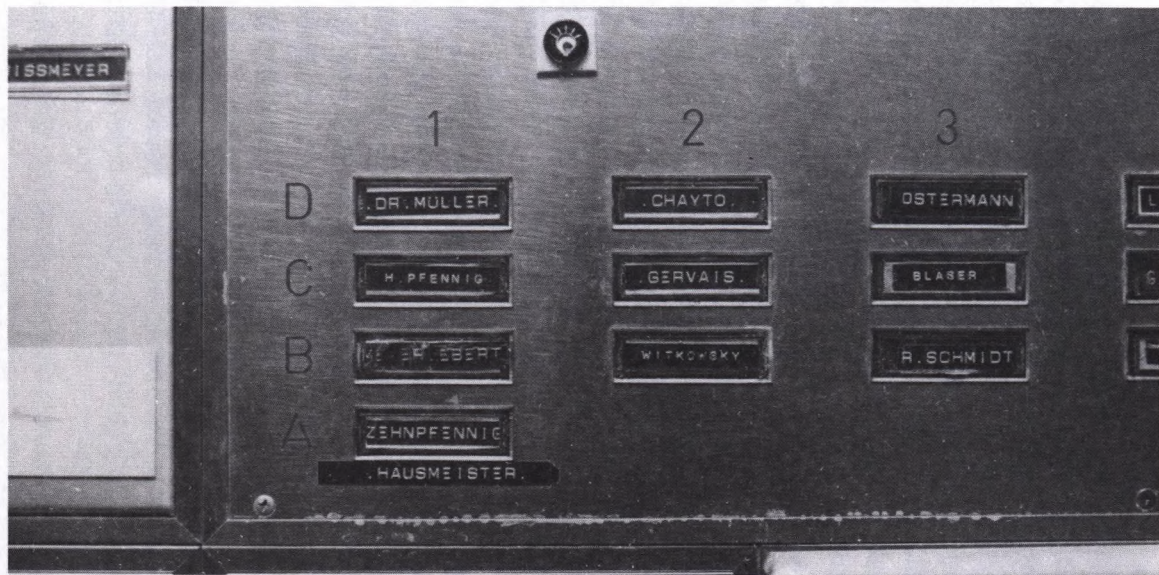
Zu »Besuch« bei Willy Brandt

Im Vorraum zum Hauseingang steht ein alter Schuhschrank aus Sperrholz, ausgelegt mit Teppichresten. In den Regalen liegen aber nur Zeitungen. Die »Heimatschau« und der »Wochen-Kurier«, die »Wochenzeitung mit den öffentlichen Bekanntmachungen der Verbandsgemeinde Unkel«. In dieser Ausgabe werden die Leser auf der ersten Seite aufgefordert, die »Unsitte des Flämmens« aufzugeben. Damit ist das Abbrennen von Feldern und Wiesen gemeint, bei dem immer wieder Brutstätten für Vögel zerstört und Klein-Lebewesen verbrannt werden. Mit dem Abflämmen soll altes Gras beseitigt und mit der Asche das neu wachsende gedüngt werden. Tatsächlich stelle das Flämmen aber »einen erheblichen Eingriff in den Naturhaushalt« dar, mahnt der »Wochen-Kurier«, der kostenlos an alle Haushalte verteilt wird. Der Hauseingang ist düster und kalt. An der Decke kleben dünne rot-braune Holzplatten, an der Wand hängt eine beige-braune Teppich-Tapete. Hier soll Willy Brandt wohnen? Der Mann, dem es als Regierendem Bürgermeister und Bundeskanzler auf Kosten des Steuerzahlers nicht pompös genug sein konnte? Bereits 1948 lebte er als Verbindungsmann seiner Partei in Berlin in einer herrlichen Dienstvilla. Es war ein Haus direkt am Halensee. Sogar Chauffeur und Dienstwagen und eine Haushaltshilfe standen ihm zur Verfügung. Und das zu einer Zeit, als viele Deutsche noch nicht einmal ein Dach über dem Kopf hatten oder in Kellerlöchern hausten. Brandt hatte sich auch erst von seiner norwegischen Staatsbürgerschaft getrennt, nachdem ihm dieser lukrative Posten angeboten worden war. Bis dahin stolzierte er noch als

norwegischer »Major« durch das besiegte Deutschland. Und jetzt soll er in so einem Haus wohnen?

An den Klingelknöpfen und den Metall-Briefkästen suche ich den Namen »Brandt« denn auch vergeblich. Aber auch den Namen »Seebacher« kann ich nicht finden. Merkwürdig. Sein Wagen steht doch vor der Tür. In diesem Moment hält an der Straße ein Postauto. Mit zwei Päckchen im Arm kommt der Postbote auf mich zu, grüßt freundlich und drückt zielstrebig auf die Klingel von »Dr. Müller«. »Dr. Müllers« Briefkasten ist mit hellen Klebestreifen zugeklebt. »Ja?«, tönt eine helle Frauenstimme aus der Gegensprechanlage. Sie klingt fröhlich, fast heiter. Im Hintergrund ist Pop-Musik zu hören. Die Antwort: »Post« reicht. Oben bei »Dr. Müller« wird auf den Türöffner gedrückt. Wenn einer weiß, wo Brandt wohnt, dann der Postbote, denke ich und warte. Ein paar Minuten später steht er vor mir. Statt der beiden Päckchen hält er jetzt ein Markstück in der Hand. »Willy Brandt? Bei dem war ich eben«, sagt er fast ein wenig säuerlich. »Aber sie haben doch bei Dr. Müller geklingelt«, antworte ich überrascht. Der Postbote schmunzelt. Erst jetzt wird mir klar: »Dr. Müller« ist Willy Brandt. Ein Name zur Tarnung. Willy Brandt, Herbert Frahm, Willy Flamme, Karl Martin, Felix Franke – jetzt Dr. Müller. Willy Brandt/Frahm hat viele Namen in seinem Leben benutzt. Da sei ihm auch noch der »Dr. Müller« gegönnt.

Das Markstück in der Hand ist ein Trinkgeld der Brandts. »Ich bekomme immer nur eine Mark«, sagt der Postler etwas enttäuscht. Rund 50 000 Mark Einkommen hat das Ehepaar Brandt pro Monat. Sozialisten haben ein Herz



„Dr. Müller“ - der vorläufig letzte Tarnname Willy Brandts. Er steht am Hauseingang seiner Wohnung in Unkel

für kleine Leute..... Allein 14 168 Mark Diäten bekommt Willy Brandt als Bundestagsabgeordneter, 12 000 Mark Pension als Ex-Kanzler, Pensionen als Ex-Außenminister, als Regierender Bürgermeister von Berlin und schließlich noch ein wenig »Taschengeld« vom Europa-Parlament. Geld machte er auch mit seinen fünf Büchern (die in norwegischer Sprache wie z.B. »Verbrecher und andere Deutsche« nicht mitgerechnet). Sein Erinnerungsband »Über den Tag hinaus« wurde sogar ein Bestseller.

315 000 Mark kassierte er für seinen Friedens-Nobelpreis. Auch ein peinliches Thema. Der im Mai 1989 in den USA verstorbene Peter Koch darüber in seinem Buch über Willy Brandt: »Jahrelang hatten nach Verleihung des Friedens-Nobelpreises die Genossen Auskunft gewünscht, was mit den 315 000 Mark aus Oslo geschehen sei, denn schließlich habe die Partei ja dazu beigetragen, die preisgekrönte Friedenspolitik durchzusetzen. Brandt war einer Antwort ausgewichen und hatte nur allgemein davon gesprochen, das Geld sei für »verschiedene gemeinnützige Zwecke« verwandt worden.

Der Friedens-Nobelpreis – und weswegen er ihn überhaupt bekommen hat. Ein besonderes Kapitel für sich. Ein ganzer Stab von Mitarbeitern Brandts wurde seinerzeit eingesetzt, um für den damaligen Kanzler den Preis zu sichern. Initiator von außen war Kurt Grossmann. Brandt und er kannten sich aus dem »Exil«. Grossmann war zu der Zeit Führer einer Kampagne zur Verleihung des Friedens-Nobelpreises an Carl von Ossietzky. Brandt erfuhr, daß Taktik und Organisation mindestens ebenso wichtig sind wie persönliche Verdienste, wenn



Brandt nach der Überreichung des Friedens-Nobelpreises in seiner norwegischen „Heimat“ Oslo. Lange blieb unklar, was er mit den 315 000 Mark gemacht hatte. Selbst die SPD war deswegen verärgert



Brandt/Frahm - der entschiedene Gegner des Christentums. Er schämte sich nicht, nach seinem Friedens-Nobelpreis von einer Kirchenkanzel in Stockholm zu „predigen“



Brandt in einer Reihe mit Jesus Christus. So stellten SPD-Wahlkämpfer Anfang der Siebziger Jahre ihren Willy dar

man den begehrten Preis erobern will, der inzwischen durch skandalöse Verleihungen den matten Glanz eines schäbigen Wanderpokals bekommen hat. Ende 1970 wollte Grossmann eine solche Kampagne auch für Brandt starten. Hinter ihm stand der einflußreiche »New World Club«, in dem sich deutsch-amerikanische Juden zusammengeschlossen haben. Viel Zeit war nicht mehr. Am 31. Januar 1971 lief die Frist ab, um Kandidatenvorschläge beim Osloer Nobelpreis-Komitee vorzulegen. Die Idee, daß Willy Brandt Friedens-Nobelpreisträger werden könnte, kam im Kanzleramt so gut an, daß Brandts enger Berater, Leo Bauer, aktiv wurde. Einen Friedens-Nobelpreisträger als Bundeskanzler-Kandidat. Die Idee war reizvoll. Bauer sorgte dafür, daß die amerikanische Agentur Blumenthal eine Reihe prominenter Persönlichkeiten auftrieb, die sich jetzt für Brandt einsetzten und ihn in Oslo vorschlugen. Darunter der spätere dänische Ministerpräsident Jens Otto Krag und die deutsche FDP-Politikerin Hamm-Brücher. Bezeichnend für die ganze abgekartete Sache war dann der 20. Oktober 1971, der Tag, an dem die Verleihung bekannt wurde. Als der Bundestag gegen 17 Uhr extra die Haushalts-Debatte unterbrach, wußte Willy Brandt schon längst Bescheid. Sein Referent, Reinhard Wilke, hatte ihm um 14 Uhr die Neuigkeit überbracht. Doch so neu schien die Nachricht von der Verleihung für Brandt nicht gewesen zu sein. Er zeigte sich nicht einmal überrascht, schaute nur kurz von seinem Schreibtisch auf uns sagte: »So, so.« Jetzt stehe ich vor dem Haus, in dem dieser Friedens-Nobelpreisträger wohnt. Ich klinge zuerst bei »Zehnpfennig«, Hans Zehnpfennig ist seit zehn Jahren Haus-

meister, solange das Haus steht. Der Türöffner summt, ich bin in einem Innenhof. Unter freiem Himmel wachsen ein paar Grünpflanzen, Efeu und Palmen. Dazwischen wurde ein kleines Becken mit Goldfischen angelegt. Die Wände sind in grellem Rosa gestrichen. Rechts zieht sich eine Steintreppe bis in den vierten Stock hoch, wo auch »Dr. Müller« wohnt. In der Tür zur Eckwohnung unten links steht Frau Zehnpfennig, eine mollige Mitfünfzigerin im weißen Küchenkittel. Als ich nach ihrem prominenten Mitbewohner frage, werde ich mißtrauisch gemustert. »Da kann ich Ihnen gar nichts sagen«, bekomme ich zur Antwort. »Können Sie nicht oder dürfen Sie nicht?«, will ich wissen. Sie weicht aus: »Gehen Sie doch einfach mal rauf.«

Ich gehe die vier Etagen zu seiner 130 Quadratmeter großen 5-Zimmer-Penthouse-Wohnung nach oben. Rund 400 000 Mark hatte sie gekostet. Auf der gleich-großen Terrasse der Wohnung züchtet Brandt Tomaten. »Die Tomaten brauchen besonders viel Wasser und Sonne«, sagt Hobby-Gärtner Willy Brandt. »Das ist ganz allein seine Sache«, meint Ehefrau Brigitte.

Einen Fahrstuhl hat das Haus nicht. Dafür aber ein Sonnenstudio im Keller, für das es beim Hausmeister Benutzungsmarken gibt – 5 Mark pro Stück. Auch ein hauseigenes Schwimmbad ist vorhanden. Doch im Moment ist es geschlossen, wird ausgebessert. In der vierten Etage stehe ich fast wie unter freiem Himmel. Die Sonne macht den dunklen Innenhof von oben etwas freundlicher. Alle Wohnungen haben Fenster in diesen Hof. Meist Küche und Schlafzimmer. In der Eckwohnung »D 1« sind die Gardinen zurückgezogen. Obwohl an der Klingel kein

Name steht, läßt sich erraten, daß es die Wohnung von Willy Brandt - alias Dr. Müller - ist. Im Fenster, rechts neben der Wohnungstür, stehen Bierkrüge. »120 Jahre SPD Augsburg« steht auf einem. Ich entdecke den Buchtitel »Lenin in München«. Gleich daneben in englischer Sprache »Das Leben Lenins«. Daneben der Viermaster »Passat« als Buddelschiff. Direkt vor dem Fenster ein Heimcomputer. An dem schreibt Willy Brandt wahrscheinlich seine Reden und Brigitte Seebacher ihre peinlich-formulierten Bücher, auf die ich noch später zu sprechen komme. Ganz vorn ihr »Werk« über den großen Sozialdemokraten August Bebel, den sie fast in der Luft zerreißt. Beinahe zeternd weist sie darauf hin, daß dieser Mann schon zu damaliger Zeit rund 300 000 Goldmark hinterlassen hat, nach heutigem Geld ungefähr 6 Millionen Mark. Neid auf einen Wohlhabenden ist bei der Seebacher nur schwer nachvollziehbar, denn das Vermögen des Sozialisten Brandt ist nicht gerade typisch sozialistisch, nicht unbedingt »von armen Eltern«. Aber vielleicht lebt Ehefrau Brigitte nach der Maxime »Wenn zwei das Gleiche tun«. Beim Namen August Bebel denke ich sofort an die goldene Taschenuhr dieses Mannes. Willy Brandt hatte sie zu seinem dreiundfünfzigsten Geburtstag von der SPD geschenkt bekommen. Damals hatte er versprochen, sie an seinen Nachfolger weiterzureichen. Aber dann kam er zu der Erkenntnis, daß die Uhr schließlich kein Wanderpokal sei.

Auf der hellbraunen Küchentür in der Brandt-Wohnung sehe ich Aufkleber der Bremer Böttcherstraße, der kleinen historischen Gasse in der Nähe des Marktplatzes. Am Fenster über der lilafarbenen Fensterbank hängt ein

Bündel Gummibänder. Die in einen Metallrahmen gefaßte Milchglastür zur Wohnung erinnert an den Eingang eines Supermarktes. Auch den Türgriff, ein schwarzes Quadrat aus Kunststoff, kannte ich bisher nur aus Warenhäusern. Von der »Liebe ist«-Fußmatte, die Brigitte Seebacher angeblich nach ihrer Hochzeit vor die Tür gelegt haben will, ist nichts mehr zu sehen. Wollte sie mit dieser Fußmatte »wahre Liebe« demonstrieren? Denn natürlich glaubte bei der Hochzeit des ungleichen Paares ohnehin kaum einer an Liebe. Brigitte Seebacher wurde in Bonn selbst von eigenen Parteifreunden geschnitten, als die engen Kontakte zu Willy Brandt offenkundig wurden.

»Die muß hier weg«, hatte Herbert Wehner gebrummt. Und selbst der Brandt ergebene Egon Bahr hatte seinem Chef gesagt: »Du, Willy, es gibt im Hause ein Problem; das Problem heißt Brigitte Seebacher.« Man war empört darüber, daß Brigitte der »netten Rut« den Willy weggeschnappt hatte.

Also nichts mehr mit Liebe, nur, weil die Fußmatte fehlt? Jedenfalls liegt da nur noch ein schiefer, ziemlich abgewetzter Fußabtreter, bunt gemustert. Aus der Wohnung dröhnt laute Popmusik. Hatte Willy in etlichen Interviews nicht behauptet, daß er »Klassisches« bevorzugt? Ich drücke auf den Klingelknopf. Ein seltsames Tuten. Wie bei einer kaputten Autohupe. Die Musik wird abgedreht. Die Tür geht einen Spalt auf. Hinter der vorgehängten Sicherheitskette streckt Brigitte Seebacher ihren Kopf hervor. »Was wollen Sie«, fragt sie grimmig. Viel kann ich nicht von ihr sehen. Sie trägt einen knallroten Pullover. Aber sie wirkt kleiner und zierlicher, als ich vermutet ha-

be. Später lese ich, daß sie 1,63 Meter groß ist und 48 Kilogramm wiegt. Ihr Gesicht mit der braunen Pagenfrisur erinnert mich an Susanne Sievers, die Frau, der Willy Brandt während seiner Ehe mit Rut so viele Liebesbriefe geschrieben hatte und die seinetwegen ins kommunistische Zuchthaus kam. Genau wie Susanne Sievers ist auch Brigitte Seebacher keine unattraktive Frau. Wie kommt sie nur an einen 33 Jahre älteren Mann, dessen Ruf in Sachen Frauen und Alkohol alles andere als attraktiv und staatsmännisch ist?

Ich frage nach ihrem Mann, sage etwas von »Interview« und »Journalist«. »Verschwinden Sie, aber schnell!« herrscht sie mich an und knallt die Tür zu. »Man, ist das ein Besen«, entfährt es Uwe Hempen, dem Fotografen, der mich begleitet und der Brigitte Seebacher von früher aus einem Bremer Rollschuhverein kennt. Vielleicht hat die Seebacher mich erkannt, denke ich mir. Fotos von mir hat es bei meinen langen Gerichtsauseinandersetzungen mit Willy Brandt in den Zeitungen genug gegeben. Außerdem bezieht Willys Nachbar die Rundbriefe der DEUTSCHEN KONSERVATIVEN, auf denen mein Name und mein Foto regelmäßig auftaucht und in denen er fast immer frontal »angenommen« wird. Da es sich bei diesem Nachbarn um einen SPD-Freund handelt, kann man wohl davon ausgehen, daß es sich um eine Brandtsche Tarnadresse handelt, die ihm regelmäßig Informationen »vom Feind direkt« garantieren soll. Seinen eigenen Namen kann er ja nur schlecht in die Kartei der DEUTSCHEN KONSERVATIVEN aufnehmen lassen.

Tür zuknallen, pöbeln – merkwürdiges Verhalten für eine Frau, die sich selbst Journalistin nennt. Ich fühle mich an

ihren Genossen Egon Bahr erinnert. Der hatte auch ein gestörtes Verhältnis zur Pressefreiheit.

Als Sonderbeauftragter für die Ostverträge soll Bahr 1970 zu dem mitteldeutschen Wissenschaftler Hermann von Berg über Journalisten gesagt haben: »Wären wir hier in Chicago, ich würde mir eine Gang bestellen und ließe sie alle umlegen.« Zur gleichen Zeit reiste sein großer Vorsitzender Willy Brandt durchs Land, um »mehr Demokratie zu wagen«. Heute ist Egon Bahr, der Mann mit dieser außerordentlich friedliebenden Sprache, übrigens Direktor des Instituts für Friedensforschung in Hamburg. Aber auch Brandt selber nannte ja den von den Linken sonst so geschätzten »Spiegel« mal ein »Scheißblatt«. Je nachdem, wie genehm Journalisten gerade sind. Aber auch die Einstellung zum Rechtsstaat war bei der SPD-Führungsriege wohl nicht immer ganz unumstritten. Sonst hätte wohl der dritte der Brandtschen Skat-Runde, Horst Ehmke, sich nicht dazu hinreißen lassen, das Bundesverfassungsgericht zu beschimpfen, als die CDU/CSU-Opposition wegen des Grundlagenvertrages mit der »DDR« 1973 die oberste bundesdeutsche Instanz angerufen hatte. Originalton Genosse Ehmke: »Wir lassen uns doch nicht von den acht juristischen Arschlöchern in Karlsruhe unsere Ostpolitik kaputtmachen.«

Das Verhalten von Brigitte Seebacher ist besonders schwer zu verstehen. Schließlich verdankt sie es sogar ihrem Beruf als Journalistin, daß sie sich heute Frau Brandt nennen kann. Als Willy Brandt 1978 nach einem verschleppten Herzinfarkt für drei Monate von der Politik pausieren mußte, ging er in ein Hospital nach Hyeres an der französischen Cote d'Azur. Während dieser Zeit war

Brigitte Seebacher seine ständige Begleiterin. Als Chefredakteurin des SPD-Blattes »Berliner Stimme« war sie ihm angeblich wegen ihres politischen Verstandes und ihrer eindrucksvollen Formulierungen aufgefallen. Ursprünglich als Redenschreiberin angestellt, erledigte sie in Südfrankreich aber schon bald auch seine Post. Daß sie dabei nicht nur an der Schreibmaschine saß, wurde spätestens klar, als Brandt kurz nach seiner Rückkehr aus Frankreich bei seiner Frau Rut die Koffer packte. Mit Brigitte zog er dann hierher nach Unkel. Im Dezember 1980 wurden Rut und Willy Brandt nach 32 Jahren Ehe geschieden. Freunde wollen wissen, daß er seitdem 8000 Mark Unterhalt pro Monat an die Mutter seiner Kinder ins norwegische Ingeberg überweisen muß.

Ich steige die vier Etagen wieder herunter, klinge noch einmal beim Hausmeister. Inzwischen ist Hans Zehnpfennig nach Hause gekommen. Er bittet mich in seine Wohnung, die genau drei Stock unter der von Willy Brandt liegt. Schöne, große Räume, eine Gartenterrasse. Obwohl die erste Etage dieses Hauses ja praktisch im Keller liegt, strahlt die Sonne taghell herein. Im Flur hängen die Schlüssel zu den Türen im Haus, auch der Ersatzschlüssel zum Appartement »D1«. Das Ehepaar Zehnpfennig kümmert sich um Brandts Wohnung, wenn er wieder mal in seinem 200 Jahre alten Haus in Frankreich Urlaub macht. An der Wand neben der Wohnungstür der Zehnpfennigs hängen zwei Fotos mit Willy Brandt. Das eine zeigt ihn mit den Enkelkindern des Hausmeisters, die dem prominenten Nachbarn ihres Opas Blumen zum Geburtstag überreichen. Auf dem anderen ist Brandt mit dem Papst zu sehen. »Meinem lieben Haus-

meister Hans Zehnpfennig« hat Willy Brandt mit schwarzem Filzstift darunter gesetzt. Wahrscheinlich hat der Heilige Vater nicht genug über Brandt gewußt, als er ihn empfing. Er konnte allerdings auch nicht ahnen, daß die Deutschen einen Mann zu ihrem Regierungschef machen, der die schrecklichen Verbrechen der Kommunisten an Nonnen und Priestern während des Spanischen Bürgerkriegs verniedlichte.

»Als Sozialist fühlte ich mein Herz höher schlagen bei den Meldungen über den heldenhaften Widerstand der spanischen Arbeiter gegen die Mächte der Reaktion«, sagte er damals. Gemeint war der Volksfront-Umsturz von 1936, der durch seine links-anarchistische und kommunistische Entwicklung die Franco-Revolution vom Juli 1936 heraufbeschwor. In einem Referat berichtete der »Genosse Brandt«, der als »journalistischer Beobachter« in Spanien war (Herbert Wehner über Brandt: »Immer, wenn es Dreck gab, war der Journalist.«) im Juli 1937 seinen »politischen Freunden« über »ein Jahr Krieg und Revolution in Spanien«. Dieser Bericht wurde auch als Flugschrift herausgegeben. Auf der Innenseite des Titelblattes werden auch andere Schriften dieser »politischen Freunde« angepriesen: »Die neue Front«, das Organ für proletarisch-revolutionäre Versammlungen, Einzelnummer: 1,-- ffr. Ferner: »Marxistische Tribüne«, Diskussionsblätter für Arbeiterpolitik - Preis 3,-- ffrs. In seinem Bericht sagte Brandt: »Ein Jahr lang schon tobt der revolutionäre Krieg in Spanien. Ein Jahr lang sind wir Zeugen dieses größten Ereignisses in der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung seit der großen russischen Revolution. Zehntausende spanischer und internationaler So-

zialisten und Kommunisten haben für diesen Kampf ihr Leben gegeben. Unter ihnen waren unsere Genossen Trude, Rudolf, Wolf, Erich, Genossen der Kommunistischen Partei wie Hans Beimler, Genossen aus allen Ländern. Wir verneigen uns vor ihnen als den wirklichen Avantgardisten internationaler proletarischer Solidarität. Wir bangen um das Schicksal der spanischen Revolution, des revolutionären Krieges.« In diesem sowjetfreundlichen klassenkämpferischen Referat »Ein Jahr Krieg und Revolution in Spanien«, das Brandt in Paris vor dem Vorstand der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) hielt, sagte er weiter: »Die Russen wollen wirklich Franco schlagen, und ohne die russische Waffenhilfe wäre es dort unten schon längst aus gewesen....Der Einsatz der Russen für die Vernichtung Francos war eine außerordentlich fortschrittliche Angelegenheit.....Um die revolutionären Errungenschaften zu retten, bedarf es im Rahmen breiter Aktionseinheit einer Sammlung der bewußt sozialistischen Kräfte aus dem sozialistischen, kommunistischen, anarchistischen und unabhängigen Lager in einem festen Schutz- und Trutzbündnis.....« Und dann kommt es. Mit fast unerträglicher Kaltschnäuzigkeit geht Brandt über die bestialischen Grausamkeiten der Roten Horden, seines »Schutz- und Trutzbündnisses« hinweg: »Die bestorganisierten Mächte der spanischen Gesellschaft waren die Kirche und die Armee. 1924 zählte man eine Armee von 12 000 Mönchen und 42 000 Nonnen. Die katholische Kirche stellte eine gewaltige wirtschaftliche Macht dar. Sie war nicht nur der erste Grubenbesitzer im Lande, sondern besaß alle Arten von Unternehmungen, von Banken und Fabriken bis zu Zeitungen und



Fotos von der roten Miliz im Spanischen Bürgerkrieg. Es gab grauenvolle Blutbäder. Brandt/Frahm hielt das für eine „außerordentlich fortschrittliche Angelegenheit.“

Bordellen. Und die Kehrseite der Medaille: Im Zeichen der kulturellen und besser antikulturellen Macht der Kirche bestand die Hälfte der Bevölkerung aus hundertprozentigen Analphabeten. 50 Prozent der Kinder besuchten keine Schule. Von den anderen ging wiederum die Hälfte in die Pfaffenschule. »Tausende Priester wurden damals in Spanien durch die Kommunisten ermordet. Hunderte Nonnen vergewaltigt und umgebracht, Klöster angezündet. Beim Berufungsverfahren von Joachim Siegerist und Michael Stange gegen Willy Brandt im Februar 1989 ließ die Hamburger Richterin sogar eigens ein historisches Gutachten anfertigen, in dem diese Grausamkeiten der Kommunisten bestätigt wurden. Doch was sagte Willy Brandt dazu? Wörtlich: »Die Aufgaben der bürgerlichen Revolution sind zum Teil im ersten Ansturm gelöst worden. Ein reinigender Sturm hat die Kirchen und Klöster gesäubert. Die Macht der Kirche als eines sozialen und ökonomischen Faktors ist gebrochen. Die Granden, die Großgrundbesitzer, sind verschwunden, ebenso ein guter Teil des korrupten reaktionären Bürokratengesindels. Mit ihnen gingen so gut wie alle Großunternehmer und Bankherren. Wo sie sich nicht beeilten, hat man ein wenig nachgeholfen...« So spricht der Mann, der später Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland und sogar Friedensnobelpreisträger wurde. »Brandt spricht nicht die Sprache des Friedens, sondern der Gewalt«, hatten wir vor dem Hamburger Landgericht gesagt. Braucht es noch mehr Beweise?

»Ein reinigender Sturm hat die Kirchen und Klöster gesäubert.« – ein Satz, der einem den Atem verschlägt. Wie dieser »reinigende Sturm« aussah, hat der britische Hi-

storiker Hugh Thomas (»Der Spanische Bürgerkrieg«, Ullstein-Verlag 1962) geschildert: »Viele der Morde beging man mit einer Mischung aus Frivolität und Sadismus. Als zum Beispiel der Pfarrer von Navalmorales verhaftet wurde, sagte er zu den Milizmännern: »Ich will für Christus leiden.«, - »So?«, antworteten sie, »dann sollst Du sterben wie Christus.« Sie entkleideten ihn und peitschten ihn aus. Dann banden sie ihm einen Holzbalken auf den Rücken, gaben ihm Essig zu trinken und setzten ihm eine Dornenkrone auf.... Die Milizmänner besprachen die Art seiner Tötung. Manche wollten ihn an ein Kreuz nageln. Zum Schluß wurde er einfach erschossen. Der Bischof von Jaen wurde mit seiner Schwester von einer eigens dazu aufgeforderten Milizfrau getötet, die unter dem Namen »La Pecosa« (die Sommersprossige) bekannt war. Der Mord fand vor einer tobenden Menge von 2000 Köpfen in einem »Onkel Raimunds Teich« genannten Moor bei Madrid statt. Die Bischöfe von Guadix und Almeria mußten das Deck des Gefängnisschiffs »Astoy Nendi« waschen, ehe sie bei Malaga ermordet wurden. Eine Nonne mußte sterben, weil sie den Heiratsantrag eines der Milizmänner abwies, die das Kloster Nuestra Senora de Ampara in Madrid gestürmt hatten. Das »Blutkomitee« von El Pardo (Provinz Madrid) betrank sich mit Meßwein, während es über den Ortspfarrer zu Gericht saß. Einer der Milizmänner benutzte den Kelch als Rasierschale. In vereinzelten Fällen wurden Nonnen vor ihrer Hinrichtung vergewaltigt. Man legte die Leiche eines Jesuiten auf die Calle Maria de Molina in Madrid, dazu ein Schild »Ich bin Jesuit.« In Cernera stopfte man Mönchen Rosenkranzperlen in die Ohren, bis das Trommelfell zer-

Roter Pöbel im Spanischen Bürgerkrieg. Brandt sah zu, wie einem Priester der Bauch mit einem Bajonett aufgeschlitzt wurde. Fanatische Kommunisten-Weiber waren meist die schlimmsten



riß. Mehrere Geistliche wurden ohne Zweifel lebend verbrannt. Vor einer Ausstellung der exhumierten Leichen von 19 Salesianernonnen drängte sich die Menge in Barcelona.

Don Antonio Diaz del Moral aus Ciempozuelos wurde in ein Gehege von Kampfstieren gebracht. Die Stiere spießten ihn wiederholt. Dem Bewußtlosen schnitt man ein Ohr ab, in Anknüpfung an den Brauch, dem Stier nach einer besonders guten »Faena« ein Ohr zu Ehren des Matadors abzuschneiden. Einige Menschen wurden lebend verbrannt, andere lebend begraben – diese, nachdem man sie gezwungen hatte, ihr eigenes Grab zu graben. In Alcazar de San Juan stach man einem wegen seiner Frömmigkeit bekannten jungen Mann die Augen aus. In dieser Provinz waren die Verbrechen besonders grauenhaft. Die Mutter zweier Jesuiten mußte ein Kruzifix schlucken. 800 Menschen wurden in den Schacht eines Bergwerks geworfen. Jedesmal begrüßte, wie bei einer »Corrida«, Applaus den Augenblick des Todes. Dann rief man: »Freiheit! Nieder mit dem Faschismus!« Mehr als ein Priester wurde bei diesen Vorgängen wahnsinnig.«

Das ist es, was Willy Brandt einen »reinigenden Sturm« nannte, der durch »die Kirchen und Klöster« fegte. Kaum vorzustellen, daß sich ein Mensch so äußern kann. Noch dazu einer, der wie Willy Brandt selbst, durch ein Fernglas mitansehen mußte, wie einem Priester mit einem Bajonett der Bauch aufgeschlitzt wurde. Noch erschreckender wird dieses Zitat des Ex-Bundeskanzlers, wenn man sich an den 9. Dezember 1971, den Tag der Verleihung des Friedens-Nobelpreises erinnert. Da bekannte Brandt: »Ich glaube, meine grundlegenden Überzeugun-

gen haben sich nicht geändert.« Und in dem Buch »Draußen« von Günter Struve über Brandt »Schriften während der Emigration« bekennt er, »daß man alles vorzeigen kann, daß nichts davon wegerklärt zu werden braucht.« Schlimm genug. Aber sich später mit dem Papst, dem Oberhaupt der Katholischen Kirche, die er früher so ver-teufelte, fotografieren zu lassen und ein solches Bild auch noch seinem »lieben Hausmeister« mit Widmung weiter-zugeben, dazu gehört schon eine große Portion Abge-brühtheit. Hausmeister Hans Zehnpfennig hat das Foto trotzdem nicht ohne Stolz in seine Wohnung gehängt, woher soll er auch diesen Hintergrund kennen?

Auf der anderen Seite der Fotowand geht es ins Wohn-zimmer der Zehnpfennigs. Eine riesige Schrankwand er-drückt das Zimmer fast. Auch die beige-graue Polstere-ke ist viel zu wuchtig. Um den Bezug zu schonen, liegt ei-ne Decke auf dem Platz von Hans Zehnpfennig. Sein Al-ter ist schwer zu schätzen. Ich meine, er ist, wie seine Frau, Mitte Fünfzig. Mir gegenüber ist er vorsichtig, fragt genau nach, wer ich bin, woher ich komme. Dann, mitten im Satz, steht er plötzlich auf, geht in den Flur. Ich höre, wie er mit »Brigitte« telefonierte. Die beiden duzen sich. »Eine Direktleitung für alle Fälle«, erklärt Frau Zehnpfen-nig. Sicherheitsbeamte gibt es daheim für den Ex-Kanz-ler nicht mehr. Die sind nur noch dabei, wenn Brandt morgens gegen zehn Uhr abgeholt und abends wieder nach Hause gebracht wird. »Aber eine Alarmanlage gibt es«, verrät die Hausmeisterfrau, die für Brandts auch die Post aufbewahrt, wenn beide mal nicht da sind. Nach-dem Hans Zehnpfennig den Telefonhörer aufgelegt hat, wird er offiziell: »Ich habe den Auftrag, Ihnen nichts zu sa-



Hans Zehnpfennig, Brandts Hausmeister. Vor der Seebacher/Brandt hat er Respekt – oder besser gesagt Angst.

gen. Sie sollen verschwinden, sonst holt sie die Polizei.« Dann setzt sich der Hausherr wieder auf seinen Platz und sagt entschuldigend: »Die Brigitte ist da etwas komisch. Die hat schon mal einem Fotografen den Film aus der Kamera gerissen.« »Das sollte sie mal bei mir versuchen«, rutscht es Uwe Hempen, selbst jahrelang Fotograf und Fotoredakteur, heraus. Frau Zehnpfennig spricht von »bösen Erfahrungen«, die das Hausmeisterehepaar mit den Brandts gemacht habe, nachdem sie einmal mit Journalisten gesprochen hätten. »Danach hat Brigitte angerufen und mich furchtbar zur Sau gemacht«, erinnert sich der Hausmeister. »Seitdem bin ich vorsichtig.« Drum spricht er nur noch von Brandt als »ruhigen und netten Nachbarn«, der ihm hin und wieder mal Geschenke mache. Doch beim Stichwort »Dr. Müller« schrickt Frau Zehnpfennig fast ängstlich zusammen: »Das wissen Sie aber nicht von mir«. Ich beruhige sie. Dann erzählt sie, daß der neue Tarnname eine Idee gewesen sei, um Neugierige abzuhalten. Ich erfahre noch, daß die Brandts von ihrer Dachterrasse einen herrlichen Blick über den Rhein hätten. Das wars. Mehr gibt es nicht über den prominenten Mitbewohner. Beim Rausgehen höre ich trotzdem noch, wie Herr Zehnpfennig zu seiner Frau sagt: »Paß auf, das gibt wieder Ärger«. Das klingt nun überhaupt nicht nach guter Nachbarschaft, sondern nach Angst. Unkels Bürgermeister, Wolfgang Keiser, sieht den »Nachbarn« Willy Brandt auch anders. Von seinem Garten aus kann er sehen, wenn der Ex-Kanzler auf seiner Terrasse die Tomaten gießt oder Blumen umtopft. Bei einem Telefongespräch sagt er mir: »Im letzten Wahlkampf hat Brandt seiner Partei gepredigt, sie könne die Wahl

gewinnen. Man müsse nur mit seinem Nachbarn sprechen, also mit den Menschen auf der Straße reden. So ehrlich kann er das nicht gemeint haben. Mich hat er noch nie begrüßt.« Der CDU-Mann Keiser beeilt sich aber hinzuzufügen, daß »davon weiß Gott nicht mein Lebensglück abhängt.«

Auch der alte Herr, der mit seinem Dackel genau unter Willy Brandt wohnt, hat Brandt noch nicht als besonders netten Nachbarn kennengelernt: »Der Brandt zieht sich zurück. Der will keinen Kontakt mit den Leuten hier. Mehr als ein ›Guten Tag‹ gibt es von ihm nicht. Nicht einmal, als wir uns im Keller im Schwimmbad getroffen haben.« Von ihm erfahre ich auch, was mir Hausmeister Zehnpfennig wohl nicht verraten wollte. »Willy Brandt und seine Frau ziehen hier sowieso bald aus.« Nur ein paar hundert Meter entfernt von dem Betonklotz baut Willy Brandt sich mit seinen 75 Jahren noch ein neues Haus. Von seiner Dachterrasse kann er die Baustelle sehen. In der Straße, die der Gegend hier den Namen gegeben hat: »Auf dem Rheinbüchel«. Wahrscheinlich bekommt er die Hausnummer »60«. Das Grundstück links daneben ist unbebaut, ein kleiner Acker. Bei Nummer »58« parkt eine knallrote »Ente« unter einem grünen Zeltdach. Das Fundament und der Keller von Brandts neuem Haus sind schon fertig. Ein schönes Grundstück, es geht fast bis zum Rhein-Ufer.

Von seiner neuen Terrasse wird Willy Brandt direkt auf den Marienfelsen mit der wunderschönen Marienfigur auf der anderen Rheinseite schauen. Genau gegenüber von seinem Haus erhebt sich auf dem Felsen ein kleines schneeweißes Märchenschloß, das den gleichen Namen

wie der Felsen trägt. Es gehört einem Brühler Baulöwen, der soviel Geld hat, daß er für jede seiner Töchter ein Schloß am Rhein gekauft hat – behauptet man zumindest in Unkel. Und wenn Willy Brandt aus dem Fenster im ersten Stock schaut, wird er die Reste einer berühmten Brücke sehen. Die Brücke, die den Ort Remagen am 7. März 1945 in die Geschichtsbücher brachte, weil es eine kleine Vorhut der 9. amerikanischen Panzerdivision geschafft hatte, diese letzte intakte Rheinbrücke zu erobern. Mehrere deutsche Versuche, die Brücke zu sprengen, um den Vormarsch der Amerikaner zu stoppen, waren damals gescheitert.

Der schreckliche Krieg, den nicht nur die Deutschen in ihrem Sündenregister einzutragen haben, war in der Endphase. Die letzten Bomben fielen, unschuldige Frauen und Kinder bangten in den Bunkern und Kellern um ihr Leben. Das war zu der Zeit, als Willy Brandt sich in seinem Exil als Norweger »einzurichten« verstand. Er fühlte sich als europäischer Sozialist und konnte sich auch noch Jahre nach dem Krieg nicht für eines seiner beiden Vaterländer entscheiden. Staatszugehörigkeit und Vaterland, das beschloß der spätere Bundeskanzler schlicht und einfach danach, wo ihm der bessere Job angeboten wurde. Wohl nicht zu Unrecht fragte Franz Josef Strauß 1961 öffentlich auf einer Kundgebung: »Eines wird man doch aber Herrn Brandt fragen dürfen: Was haben sie zwölf Jahre draußen gemacht? Wir wissen, was wir drinnen gemacht haben.« Der spätere Bundestagspräsident Richard Stücklen (CSU) setzte nach und wollte wissen, was denn wohl leichter gewesen sei zwischen 1945 und 1947, »...daß Millionen deutscher Männer und Frauen die

Ziegelsteine in den zertrümmerten Städten abkratzten oder daß man nicht wußte, ob man Norweger oder Deutscher sein wollte.« Noch deutlicher wurde der damalige CDU-Ministerpräsident von Schleswig-Holstein, Kai-Uwe von Hassel, in Anspielung auf Brandt: »Ich bekenne mich als Deutscher und bin bereit, das Schicksal des deutschen Volkes und Vaterlandes zu tragen und zu teilen... Ich verleugne nicht meine Volks- und Staatsangehörigkeit persönlicher oder sonstiger Vorteile wegen. Ich kann diese Schicksalsgemeinschaft nicht verlassen, weil es mir persönlich gefährlich erscheint, und ihr wieder beitreten, wenn das Risiko vorüber ist.« Genau das aber hat Brandt getan, meinte selbst der sozialdemokratische Finanzwissenschaftler und frühere Verbindungsmann zur Exil-SPD in London, Kurt Heinig. Für ihn war Brandt mehr Norweger als Deutscher. Er habe aus Gewinnsucht die Staatsbürgerschaft gewechselt und sei ein fragwürdiger Sozialdemokrat, ihm fehle jede nationale und politische Prinzipientreue. Und noch ein Zitat. Der langjährige Bonner Korrespondent des polnischen KP-Organs »Trybuna Luda« in seinem Buch »Deutschland und ich«: »Wenn mir damals jemand gesagt hätte, daß dieser Norweger 25 Jahre später sozialdemokratischer Kanzler eines Staates werden würde, der Bundesrepublik heißt, hätte ich dieses für einen Säuerwitz gehalten.« Ein Säuerwitz war es leider nicht. Und jeder glaubt Willy Brandt, wenn er selbst rückblickend sagt: »Meine eigene Zukunft war nicht unbedingt und allein an Deutschland gebunden.« Schließlich sei es ihm »nie zuvor so gut gegangen, wie in Norwegen.«

So tauchte er 1945 denn auch in seiner norwegischen

Siegeruniform in Deutschland auf, um - wieder einmal als Pressebeobachter - das besiegte Deutschland auf den Bänken der Nürnberger Richter zu erleben. Mit »herzlichen Grüßen« schickte er seiner Mutter sogar eine Postkarte mit dem Foto der »Hauptkriegsverbrecher« auf der Anklagebank vor dem Tribunal der Sieger. Doch es machte ihm auch überhaupt nichts aus, als Präsident des Berliner Abgeordnetenhauses 1956 eine gewaltige Menschenmenge vor dem Brandenburger Tor aufzufordern, »trotzig die deutsche Nationalhymne zu singen«. Von außen konnte niemand sehen, ob sein Gewissen dabei Klimmzüge machte. Doch hinterher machte er sich lustig: Es sei »....nützlich, sich daran zu erinnern, daß meine deutschen Landsleute ein sangesfreudiges Volk sind.«

Am Rhein, der Wiege deutscher Sangesfreude, will Willy Brandt jetzt seine alten Tage verbringen. Der Mann, der dem deutschen Volk als Kanzler einmal einreden konnte, daß das »anständige Deutschland« hinter ihm stehe. Mit einer Frau, die seine Tochter oder Enkelin sein könnte, wird er dann gemütlich auf der Terrasse des neuen Hauses sitzen - und vielleicht über die dummen Deutschen lachen, denen er so lange auf der Nase herumtanzen konnte? Die Deutschen, die einmal einen Mann zu ihrem Kanzler gemacht haben, der noch vor Kriegsende die Abtretung des deutschen Ostpreußen vorgeschlagen hatte. Die Deutschen, die einen Mann als Regierenden Bürgermeister von Berlin bejubelten, der bereits zwei Jahre vor dem Mauerbau dieses Monstrum gegenüber den Amerikanern selbst ins Gespräch gebracht hatte. Denn schon 1959 - also zwei Jahre vor dem Mauerbau -

hatte Brandt versichert, so US-Außenminister Herter im Juni 1959, es sei zwar eine »ernsthafte Unannehmlichkeit« (»a serious inconvenience«), aber man könne in West-Berlin leben, falls die »DDR« sich entschlösse, »die Grenze zwischen den zwei Teilen der Stadt zu schließen«. Angesichts dieser Haltung des damaligen Regierenden Bürgermeisters von Berlin kann es nicht verwundern, daß die Amerikaner daraufhin die sowjetischen Maßnahmen - trotz verbaler Proteste - akzeptierten. Erst in der Rückschau fühlt Willy Brandt Enttäuschung über den Bau der Berliner Mauer. Nun ja, Krokodilstränen trocknen wieder!

Sie wirken ohnehin nicht besonders glaubwürdig. Denn es ist erst wenige Monate her, daß Brandt im Zusammenhang von der Wiedervereinigung das böse Wort von der »deutschen Lebenslüge« gebrauchte.

Als ich zwischen einem Zementmischer und einer Schubkarre vor Brandts künftigem Hauseingang stehe, stellt sich ein altes Rentner-Ehepaar dazu. Die beiden gehen hier jeden Tag spazieren. Sie wissen, daß an dieser Stelle Brandts neues Häuschen entsteht. »Einen besseren Platz hätte der sich gar nicht aussuchen können. Da hat er jeden Morgen Blickkontakt mit Mutter Maria. Doch so alt kann er gar nicht mehr werden, als das sie ihm alle Sünden verzeiht«, sagt der alte Herr. So unrecht hat er wohl nicht.

So ist die neue Frau Willy Brandts

Aber beschäftigen wir uns noch einmal ein wenig intensiver mit Brigitte Seebacher-Brandt. Vor meinem Besuch in Unkel hatte ich mich natürlich eingehend über sie infor-

miert. Ihr Verhalten hinter der Haustür und das hysterisch-zänksische Auftreten bestätigten eigentlich nur das, was ich aus vielen Gesprächen mit ihren früheren Bekannten und aus ihren eigenen Büchern erfuhr. Fangen wir an mit den Erinnerungen von ehemaligen Sport-Kameraden des Bremer Rollschuhvereins ATS 1860. Rollschuhlaufen war Ende der Fünfziger und Anfang der Sechziger Jahre eine Art Prestige-Sport, vielleicht ein wenig wie heute Golf. Schon als Kind wollte die kleine Brigitte hoch hinaus, gern im Mittelpunkt stehen und beachtet werden. Edeltraud Lamberger (63), die Initiatorin und Trainerin des Vereins, erinnert sich noch gut an dieses »etwas vorwitzige, kecke und eingebildete Kind«. Bis lange nach dem Krieg galt Edeltraud Lamberger aus Bremen als die qualifizierteste Trainerin im deutschen Rollschuh-Sport. Es war ist Verdienst, daß der kleine Bremer Verein in der vordersten Reihe des deutschen Rollschuh-Sports stand. Viele junge Leute - Jungen wie Mädchen - wurden von ihr ausgebildet. Es waren Hunderte. Da kann man sich nicht jeden Namen merken. Aber an die kleine Seebacher erinnert sich die Trainerin noch allzu gut: »Ein unangenehmes Mädchen. Die anderen Kinder mochten sie nicht. Überall drängelte sie sich vor. Sie wollte in der ersten Reihe stehen, Blumen bei Freundschafts-Besuchen überreichen, auf jedem Foto erscheinen. Aber die Eltern puschten sie. Sie hielten die Kleine für etwas Besonderes. Dabei hatte das Kind überhaupt kein Talent. Ich konnte sie nur in der Gruppe auftreten lassen. Darüber war die Göre ärgerlich. Sie hielt sich schon fast für einen Star, nur weil sie beim Rollschuhlaufen ein wenig die Beine bewegen konnte. Was das Mädchen hinterher



Edeltraud Lamberger (ganz links) Rollschuh-Trainerin der kleinen Seebacher (knicksendes Kind in der Mitte) erinnert sich: „Ich habe die Kleine nicht in guter Erinnerung. - Sie war ein unangenehmes Mädchen.“

politisch machte, ist nicht meine Sache. Aber menschlich, nein, nein. Ich habe die Kleine nicht in guter Erinnerung.«

Geradezu vernichtend schlecht kann sich die 77 Jahre alte Margot Christmann an die Seebachers erinnern. Die ehemalige Diplom-Sportlehrerin aus Bremen, deren Tochter Barbara 1966 in Essen Vize-Weltmeisterin im Rollsport wurde, ist eher eine zurückhaltende, vornehme alte Dame, eine typische Bremerin »vom alten Schlag«. »Dieses Kind war einfach schrecklich«, erinnert sie sich. »Diese kleine Person spann im Hintergrund ständig Intrigen, war äußerst schwierig und unbeliebt bei den anderen Sportlern. Eine wirkliche Freundin hatte sie nicht. Nach außen wurde es immer so dargestellt, als wenn meine Tochter Barbara ihre beste Freundin sei. Das stimmte aber nicht.« Margot Christmann: »Vater Seebacher wurde schließlich Vorsitzender des Rollschuhvereins in Bremen. ›Das macht er nur seiner Tochter wegen‹, sagte damals jeder. Gedrängt wurde er von der Ehefrau, die bei allen nur als die graue Eminenz galt. Die kleine Seebacher war sehr ehrgeizig. Sport war für sie Prestige, nicht Spaß. Ihr fehlte nur das Talent. Sie schaffte kaum einen schwierigen Sprung, sehr zum Ärger der Eltern, für die das Kind doch etwas ganz Besonderes war. Der Vater Seebacher hatte es nicht leicht. Er hörte auf das Kommando der Tochter und mußte obendrein auf die Ehefrau hören. Dabei verstand er vom Rollsport so viel wie eine Kuh vom Eierlegen.«

Vater Seebacher, der ansonsten eher als ausgesprochen gutmütiger und liebenswerter Mann geschildert wurde, mußte von Mutter und Tochter schwer unter Druck ge-



Wendelin Seebacher, Willy Brandts Schwiegervater, im Rollsport-Stadion - Frau und Tochter „puschten“ ihn. Das Kind sollte etwas „ganz Besonderes“ werden.

setzt worden sein. Die Familie konnte es nicht verkraften, daß andere Mädchen um Längen besser liefen. Margot Christmann: »Die waren ausgesprochen mißgünstig auf alle, die besser waren als Brigitte. Aber das war nicht schwer, weil sie so ganz und gar untalentiert war.« Die Mißgunst der Seebachers wurde für einige Mitglieder des Rollsportvereins fast zu einer Horror-Vision. Immer, wenn beim Training von anderen Mädchen gute Leistungen gezeigt wurden, mäkelte Vater Seebacher daran herum. Nichts war ihm gut genug. Nur bei der eigenen Tochter war er blind auf beiden Augen.

Das Klima im Verein wurde durch die kleine Seebacher und die Eltern vergiftet. Das ging soweit, daß die beste Läuferin des Vereins, Barbara Christmann, schließlich schon morgens um 7 Uhr auf der Rollschuhbahn in der »Pauliner Marsch« trainierte. Dann konnte sie sicher sein, daß Vater Seebacher in der Firma war und arbeiten mußte. Ungestört konnte das begabte Mädchen dann laufen, das nicht aus Ehrgeiz, sondern aus gesundheitlichen Gründen zum Rollsport gekommen war. Als Kind hatte sie eine hartnäckige Angina, die immer wiederkam. Margot Christmann und ihr Ehemann, ein Direktor der Bundesbahn, rieten deswegen der Tochter: »Such dir einen Sport aus, bei dem du viel an der frischen Luft bist.« So kam das Mädchen zum Rollschuhlaufen. 1967 hatte die junge Christmann alle Chancen, Weltmeisterin im Rollschuhlaufen zu werden. Aber das Mädchen trat nicht mehr an. Das Staatsexamen für Biologie und Sport stand an. Das war ihr wichtiger als der kurzfristige Ruhm einer schnell vergessenen Weltmeisterin im Rollschuhlaufen. Margot Christmann erinnert sich noch gut an ein wichti-



**Mutter Seebacher
(links) galt als die
„graue Eminenz“
des Rollsport-Ver-
eins**

ges Laufen des Bremer Rollschuhclubs 1963 in Frankfurt. Die Seebacher scheiterte kläglich, verpatzte die ganze Tour. Frau Seebacher weinte vor Enttäuschung. Der große Ruhm blieb aus. Drastischer formulierte diese Niederlage ein ehemaliger Sportsfreund der jungen Seebacher: »Dieser ungelenke Trampel konnte doch noch nie laufen. Die träumte davon, ein Star zu werden, aber lief auf der Bahn herum wie eine Planschkuh. Ein fürchterliches, eitles Mädchen.« Die Niederlage von Frankfurt verkraftete Brigitte Seebacher nie. Mehr und mehr zog sie sich nun aus dem aktiven Sport und dem harten Training zurück. Traurig war darüber niemand.

Da gab es einen Rollschuhläufer, den jeder im Verein kannte: Den am 24. August 1942 geborenen Günter Ahrens, den jeder unter dem Namen »Arni« kannte. Er spielte im Rollschuhverein den Clown für lustige Nummern. Arni wohnt noch heute in Bremen, ist verheiratet und hat zwei Kinder, die 19jährige Claudia und den 16 Jahre alten André. An Brigittes Bruder, Wendelin Seebacher, und an den Vater hat der jetzige Familienvater eigentlich nur gute Erinnerungen. Mit Wendelin Seebacher verbindet ihn noch heute eine lose Freundschaft. »Einmalig hilfsbereit und sehr, sehr nett, ganz anders als die Schwester«, urteilt er freimütig. »Geradezu an die Decke« geht Arni, wenn er an Brigitte denkt. »Furchtbar«, erinnert er sich, »die wäre sogar mit drei Elefanten Rollschuh gelaufen, nur um bekannt zu werden. Eine wirklich blöde Z..., die sich überall vordrängelte. Als sie Willy heiratete, haben wir nur alle mit dem Kopf geschüttelt. Aber das paßte zu ihr. Jetzt war sie bekannt, mußte mit Frau Brandt angesprochen werden.« Arni: »Die lief schon als Kind nur des-



Rollschuh-Clown „Arni“ (rechts) hat nur böse Erinnerungen an die junge Seebacher.
Beide liefen im selben Club

wegen Rollschuh, weil damit signalisiert werden sollte, »ich gehöre zu einer besseren Schicht, bin kein normales Kind.« Die wollte doch ein großer Star werden. Hochnäsig, arrogant und schnippisch. Also bei der fallen mir keine guten Dinge ein. Ich glaube, daß auch der Bruder über die Heirat mit dem über 30 Jahre älteren Willy Brandt entsetzt war. Aber er sagte kein Wort darüber. Über das Thema wird zwischen uns nicht gesprochen. Die ehrgeizige Mutter war natürlich stolz auf den Schwiegersohn, der ungefähr so alt war sie selbst. Wir konnten darüber nur lachen, weil wir die Mutter ja von früher her kannten.« Für Brigittes Vater, der ebenfalls Wendelin hieß und bei der AEG in Bremen arbeitete, kann Günter Ahrens nur »Pluspunkte« vergeben. »Ein feiner Kerl, der Ruhe ausstrahlte und als Vertrauensperson galt.« Von den männlichen Rollschuh-Sportlern war für Tochter Brigitte keine Konkurrenz zu erwarten. Vielleicht war Papa Seebacher bei den Jungs freundlicher und weniger gallig als bei den mit seiner Tochter konkurrierenden Mädchen. Der ehemalige Rollsport-Clown, heute erfolgreicher Handelsvertreter für Schreibwaren, erinnert sich noch an eine große Partie. Papa Seebacher war von den Eltern der anderen Freunde als »Anstands-Wauwau« auserkoren worden. Er sollte dafür sorgen, daß die Partie gegen Mitternacht beendet wird nicht »nichts passiert«. Schon nach einer Stunde verdrückte sich der alte Seebacher - nicht ohne vorher gemahnt zu haben »Kinder, seid vernünftig. Macht kein dummes Zeug. Gegen 23 Uhr bin ich wieder da.« Es wurde 23 Uhr, Mitternacht, 1 Uhr - kein Papa Seebacher ließ sich sehen. Bald riefen die ersten besorgten Eltern an. »Macht euch keine Sorgen«, wiegelten die jungen



„Arni“ Ahrens heute: „Die Seebacher wäre sogar mit Elefanten aufgetreten - nur um prominent zu werden“

Leute ab, »Brigittes Vater paßt ja auf. Da geht nichts schief.« Um 2 Uhr am Morgen endlich Vater Seebacher am Telefon. Er hatte in der Stadt einen »Kleinen über den Durst« getrunken und konnte sein Auto nicht mehr finden.

Keiner der jungen Leute war darüber traurig. Aber bevor die Partie noch einmal so richtig starten konnte, klingelte es an der Haustür. »Von Losch« hieß der Schreckensruf. Der Vater von Rollschuhläuferin Elke von Losch, ein strenger Polizeibeamter aus dem höheren Dienst.

Später als 2 Uhr am Morgen. Eine Partie mit Jungens und Mädchen - und dann ohne Aufpasser. Anfang der Sechziger Jahre war das noch nicht selbstverständlich. Vor dem alten von Losch hatte selbst »Arni« Respekt. Im Nu verschwanden die Jungens unter den Betten und in den Schränken. Elke mußte brav mit ihrem Vater nach Hause gehen. »Dabei ging es erst so richtig gut ab«, erinnert sich Arni noch heute. Die Sympathien der Rollschuh-Jungens für Vater Seebacher waren durch diesen Vorfall eher noch größer. »Das mit dem Auto hat er nur so gesagt«, hieß es bald, »der wollte uns in Ruhe lassen und nicht nerven.« Als ich mich vom ehemaligen Rollschuh-Clown verabschiedete, verspricht er noch, nach einigen Fotos zu suchen, »auf denen der alte Seebacher mit mir beim Ringemalen im Rollsport-Stadion zu sehen ist.« Arni war gelernter Maler. Deswegen hatte Vater Seebacher ihn dazu auserkoren, auf der Bahn für die Rollschuhfahrer die notwendigen Kreise und Achten zu ziehen, mit Tafellack. Brigitte Seebachers Vater stand dann immer mit einem Handstock neben Arni und schaute ihm bei der Arbeit zu. Auch Brigitte Seebachers Bruder, Wendelin, wur-

de damals für den Rollschuhverein eingespannt. Wendelin Seebacher, der Bruder einer überaus ehrgeizigen Schwester, der Schwager Willy Brandts - zu gern wollte ich ihn selber kennenlernen.

Ein Gespräch mit Brandts Schwager

Vom Wohnzimmer seines Hauses in Bremen sieht man in den gepflegten Garten, blaue Trauben-Hyazinthen, Narzissen, eine blühende Zierkirsche. Wendelin Seebacher (51) hat mir auf der hellen Sitzgarnitur, zwischen Kamin und Klavier, einen Platz angeboten. Der Besuch kam für ihn überraschend, er war nicht darauf vorbereitet. In Verlegenheit bringt ihn das nicht. Wendelin Seebacher ist acht Jahre älter als seine Schwester, klein, ein wenig zu viel Bauch, er trägt »Räuberzivil«. Er hat freundliche, blaue Augen, Stirnglatze. Ein wenig zurückhaltend, aber sympathisch. Als ich an seiner Tür klinge und die Tochter öffnet (er hat zwei Kinder), bittet er mich sofort ins Haus. Ich denke an den hysterischen Auftritt seiner Schwester beim unangekündigten Besuch in Unkel. Man sieht Wendelin Seebacher heute nicht mehr an, daß er früher selber Sportler war. Während seine Schwester bei den Rollschuhläufern trainierte, machte er bei den Fußballern und Leichtathleten mit. »Ja, ja«, erinnert er sich »Vater ist nur aus Liebe zu Brigitte Vorsitzender des Rollschuhvereins geworden. 1973 starb er. Viermal pro Woche ging er auf die Rollschuhbahn in der Pauliner Marsch, um immer dabeizusein. Im Winter wurde auf Beton in Ersatzhallen trainiert. Papa war der Motor des Vereins. Wendelin Seebacher, am 28. Januar 1938 geboren, ist Hochbau-Ingenieur bei einer Städtischen Wohnungs-

baugesellschaft in Bremen. Aus seinem Bekanntenkreis wird immer wieder fest behauptet, daß er gegen die Ehe seiner Schwester mit Willy Brandt war. Einmal weil er politisch ganz andere denkt, zum anderen - der Altersunterschied. »Das mit dem Politisch-anders-denken stimmt nicht«, sagt Wendelin. Zu dem unterschiedlichen Alter - dazu äußert er sich nicht.

Soviel steht für mich schon nach einer halben Stunde fest, Wendelin Seebacher ist wirklich anders als seine unangenehme Schwester. An die Zeit im Rollschuhverein kann er sich noch gut erinnern. »Brigitte hatte ja jeden eingespannt.« Vater und Sohn fuhren durch ganz Bremen und klebten mehr als 400 Plakate, auf denen Vorführungen des Vereins angekündigt wurden. Kaufleute, die das Plakat ins Schaufenster hängten, bekamen dafür schon mal eine Freikarte zum Schaulaufen. Natürlich wurde hin und wieder auch ein Plakat »schwarz« an Bauzäune oder Litfaßsäulen »gebackt«. Manches Wochenende ging dabei drauf. Eine mühsame Arbeit. Aber wenn zur Vorführung in der Pauliner Marsch mehr als 2000 Zuschauer ins Stadion kamen - dann strahlte Mutter Seebacher. Auch wenn Brigitte nur in der Gruppe laufen konnte - sie wurde von vielen gesehen. Und Rollsport war damals wirklich attraktiv, wurde nur langsam vom Eislauf verdrängt. Selbst in den hohen Pappeln vor dem Stadion saßen Jugendliche, die sich das Laufen nicht entgehen lassen wollten. Ich fragte Wendelin Seebacher nach alten Fotos aus der damaligen Zeit. »Natürlich«, sagt er bereitwillig, »ich suche sie raus. Gern können Sie in den nächsten Tagen noch einmal vorbeikommen.« Bevor ich mich verabschiede, sprechen wir über die Bauweise



Wendelin Seebacher, Brandts Schwager, zu Hause im Gespräch mit Joachim Siegerist, dem Autor dieses Buches.



Wendelin Seebacher präsentiert eines der alten Plakate, die er für seine Schwester in Bremen klebte, damit das Rollsport-Stadion voll wurde.

seines Einfamilienhauses. Vieles ist in Holz gehalten. »Aber nur Eiche und Kiefer, kein Tropenholz. Darauf lege ich Wert«, sagt Wendelin Seebacher. Zwischendurch sehe ich kurz seine Frau, eine hübsche, blonde Bremerin. Auch sie war früher Rollschuhläuferin - und ist beliebt wie ihr Mann.

An der Haustür geben wir uns zum Abschied die Hand. »Ich wünsche Ihnen viel Glück bei Ihrer Arbeit«, sagt Wendelin Seebacher, »Sie graben ja in alten Geschichten«. Noch einige Worte über sein Haus. »Wenn ich bau, wünsche ich mir einen Architekten wie Sie«, sage ich scherzhaft zu Willy Brandts Schwager. »Besser nicht«, winkt er schmunzelnd ab, »das wird bestimmt teuer.« Zwei Tage später ruft er noch einmal in meinem Büro an. Er hat noch alte Unterlagen seines Vaters aus dem Rollsportverein gefunden. In seinem Bremer Büro gibt er die Sachen Michael Stange und Uwe Hempen, beide Vorstandsmitglieder der Deutschen Konservativen.

Selten habe ich so ungleiche Geschwister gesehen.

Auf dem Heimweg denke ich noch einmal an meinen Besuch bei Willy Brandts Halbbruder, Günther Kuhlmann aus Lübeck. Auch er hatte mir für mein erstes Buch über Willy Brandt (»Das Ende einer Legende«) bereitwillig Fotos gegeben, Unterlagen gezeigt und Einblick in Papiere gewährt. Hinterher sollte alles nicht so gewesen sein. Es kam zu einem Gerichtsverfahren. Günther Kuhlmann wollte plötzlich von einem schriftlich geschlossenen Vertrag nichts mehr wissen, 2000 Mark Honorar nur widerstrebend angenommen haben und außerdem »über Herbert (er sagt nicht Willy zu seinem Bruder) überhaupt nichts gesagt haben.« Das stimmte nicht. Der Richter

schenkte den Aussagen von Günther Kuhlmann auch keinen Glauben und fragte vorwurfsvoll: »Herr Kuhlmann, das soll plötzlich alles nicht mehr wahr sein? Ist es möglich, daß von einer bestimmten Seite Druck auf Sie ausgeübt wird?« Günther Kuhlmann war an die falsche Adresse geraten. Er hatte kein Glück. Für mich war das wichtig. Denn nur einen Tag später kam mein Buch auf den Markt »Willy Brandt - Das Ende einer Legende«. Nur allzu gern hätte Brandt das Erscheinen dieses Buches verhindert. Mit 10 000 Exemplaren dieses Buch hatte ich damals gerechnet. Rund 250 000 ist heute die Auflage von »Willy Brandt - das Ende einer Legende«. Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß es zum meistverkauften politischen Buch seit über 10 Jahren werden würde.

Bei dieser Gelegenheit: Ich bitte um Verständnis dafür, daß meine Bücher nicht immer die billigsten sind. Aber den Grund will ich hier nennen: Allein in das erste Brandt-Buch mußte der Verlag weit mehr als 150 000 Mark Gerichts- und Anwaltskosten investieren, um das ungehinderte Erscheinen zu garantieren. Mit absoluter Sicherheit wird auch dieses Buch »Willy Brandt ohne Maske« wieder in Prozesse gezogen. Es ist seit Jahren die gleiche Masche: Man möchte mich mit hohen juristischen Kosten in die Knie zwingen. Bislang war das unmöglich, weil die Fakten in meinen Büchern nicht zu widerlegen waren und weil sie inzwischen von Hunderttausenden gelesen werden. Hätte ich mir mit diesen Büchern nicht einen Schutzschild zulegen können - bestehend aus einem gewissen Bekanntheitsgrad und den notwendigen Rücklagen für Prozesse - ich hätte meine Arbeit als konservativer Journalist längst an den Nagel hängen können. Des-

Der verschwiegene Bestseller Tagesgespräch nicht nur in Bonn **Willy Brandt - das Ende einer Legende**



In knapp 16 Wochen haben mehr als 150.000 Bundesbürger das wohl aufregendste politische Buch des Jahres gelesen. Doch in den Medien wird es weitgehend verschwiegen.

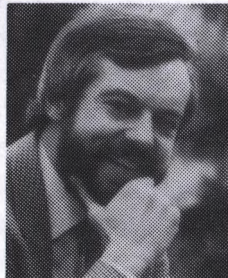
In Buchhandlungen ist es nicht zu kaufen. Dabei gab es selten ein Buch mit so viel politischem Sprengstoff.

Der Exklusiv-Dienst »Vertrauliche Mitteilungen« schrieb: »Nach diesem Buch hätte Brandt eigentlich seinen Vorsitz in der Sozialistischen Internationale abgeben müssen. Noch nie wurde das politi-

sche Vorleben des Ex-SPD-Chefs so gründlich und sauber recherchiert. Es war nicht die schöne Griechin, über die er als SPD-Chef stürzte.«

Aus dem Inhaltsverzeichnis des Buches: 1. Am Grab der Mutter, 2. Der Vater von Willy Brandt, 3. Der rote Großvater Frahm, 4. Brandts erste Schritte in die Politik, 5. Herbert Frahm als Schüler, 6. Brandt konnte handfest dreinschlagen, 7. Der Bruch mit Julius Leber, 8. Der Mord in der Hundestraße, 9. Die »Flucht« des Herbert Frahm, 10. Verbrecher und andere Deutsche, 11. Handlungsanweisung zum Töten, 12. Brandt im Spanischen Bürgerkrieg, 13. Brandt und die Spionage, 14. Ein Bericht des Grauens, 15. Brandt und der Kommunismus, 16. SPD-Chef Schumacher mißtraute Brandt, 17. Zu Besuch bei Willy Brandts Bruder in Lübeck.

29.50 Mark kostet das Buch – zuzüglich Porto + Versand.



Der Autor:
Joachim
Siegerist (42),
Bremen,
politischer
Journalist
und Vorsit-
zender der
Deutschen
Konserva-
tiven.
Schonungslos,

hart – trotzdem nicht unfair. Er hat völlig unbekannte Fakten über Willy Brandt aufgedeckt – mit präziser Genauigkeit.

WPR

Wirtschafts- und Verbands-PR GmbH

2000 Hamburg 76, Hamburger Straße 3, Telefon 0 40 / 2 29 52 12

Vereins- und Westbank, Hamburg, Kontonummer: 39 / 222 00

BLZ: 200 300 00, Postgirokonto, Hamburg, Kontonummer: 40 20 30-203, BLZ: 200 100 20

wegen: Danke an alle, die durch den Kauf und die Verbreitung dieser Bücher meinen politischen Kampf unterstützen.

Brandts Frau: Mißgunst und Gehässigkeit

Doch noch einmal zurück zu Brigitte Seebacher, Willy Brandts dritter Ehefrau.

Der Charakter, der unbändige Ehrgeiz, die politische Kaltschnäuzigkeit, Besserwisserei und ihre ultralinken Ideen, das alles wird durch ihre eigenen Bücher und Interviews besonders deutlich. Sie nennt sich Journalistin. Eine gute Ausbildung als Journalistin kann sie aber nicht gehabt haben. Wenn man zum Beispiel ihre beiden Titel über die SPD-Vorsitzenden Ollenhauer und August Bebel liest - eines fällt sofort auf: Die Bücher sind in einem völlig unterschiedlichen Stil geschrieben worden. Jeder, der sich nur ein wenig auf die Schreiberei versteht, wird zu dem Ergebnis kommen müssen, daß die Bücher aus unterschiedlichen Federn stammen. Da werden Formulierungen benutzt, die alte Männer gebrauchen - mit Sicherheit keine 42 Jahre alte Frau. Aber wollen wir ihr nicht die letzten Federn des Glücks ausrupfen und behaupten, daß ihr beim Schreiben ein anderer die Hand geführt hat. Das ist in diesem Zusammenhang auch nebensächlich. Entscheidend sind nur die in den Büchern abgedruckten Formulierungen. Hier einige Beispiele, typisch für den Charakter dieser rechthaberischen Frau. In ihrem oft gedrechselten Deutsch schreibt sie vor Mißgunst tiefend über den Stammvater der SPD, August Bebel: »Daß sämtliche Umzugskosten von der Partei vergütet würden, nannte er selbstverständlich und vergaß nicht hinzu-

zufügen, daß Liebknecht, der auch in den Jahren zuvor nicht schlecht verdient hatte, es in Berlin - er sollte Chefredakteur des neuen Zentralorgans werden - auf 10 000 Mark im Monat bringe; es wären heute rund 15 000 Mark im Monat. Die Partei war am Ende der Sozialisten-Gesetz-Ära wohlhabend geworden, einen Teil ihres Geldes hatte Bebel - welch Symbol beginnender Verflochtenheit mit der bürgerlichen Gesellschaft! - an der Börse angelegt.... Bebel besaß Vermögen.....Seine Hinweise auf die Annehmlichkeiten des Berliner Westens - sich in den Arbeitervierteln des Ostens niederzulassen, wäre ihm kaum in den Sinn gekommen.....Noch im Herbst 1890 gab er das Hochzeitsgeschenk für seine Tochter eigens in Auftrag: Bestecke »erster Qualität« sollten angefertigt werden, die Gabel vierzinkig. War das die Art eines Revolutionärs oder eines Repräsentanten im Kaiserreich?«

Man muß sich diese Sätze einmal überlegen: Die Frau eines Mannes mit rund 50 000 Mark Einkommen im Monat. Die Frau eines Mannes, der sich - wie kaum ein anderer Politiker in Deutschland - auf Kosten des Steuerzahlers immer bestens einzurichten wußte, der im Gegensatz zu dem fleißigen Drechslermeister Bebel - eigentlich fast immer nur von der Politik gelebt hatte - ausgerechnet diese Frau mokiert sich in unverblümter Form über den viel zu wohlhabenden August Bebel. Neid und Mißgunst waren schon immer eine Triebfeder des Sozialismus. Die Seebacher ist dafür ein Parade-Beispiel.

Offenbar mit dem Hintergedanken, daß kein SPD-Politiker bedeutender für Deutschland war als »ihr« Willy, läßt die Seebacher keine Gelegenheit in diesem Buch aus, um August Bebel in fast unehrenhafter Weise herabzu-

machen. »Nachsicht und Konzilianz waren kein Teil seines Wesens«, heißt es da. Oder: »Bebel hatte zudem die Neigung, daß er - einmal dagegen - immer dagegen war, einerlei, worum es sich handelte, einerlei auch, ob manches von dem, was er verlangt, Wirklichkeit wurde....., denn Bebel dachte und empfand nicht in Schritten, in Kompromissen, in Etappen.« Und dann wieder wie ein Paukenschlag über das angebliche Verhalten von August Bebel bei einer Abstimmung über die Verfassung des Norddeutschen Bundes: ».....für August Bebel und seinesgleichen besonders wichtig, die Diätenregelung.« Bei dem als »Geldschneider« bekannten Brandt ist diese Behauptung fast schon unanständig.

In einem anderen Satz spricht sie August Bebel jegliches Talent für die Politik überhaupt ab und sagt in der ihr typisch überheblichen - aber durch keinerlei geschichtliche Bildung fundierten - dumm-dreisten Art: »Politik galt ihm als jene Kunst des Möglichen, mit der Bebel zeit seines Lebens nichts anzufangen wußte.« Wie eine rotznäsige Göre kanzelt sie Bebel weiter ab: »Bebel beharrte stets auf dem letzten Wort, und sein Talent, gutwillige Zeitgenossen zurückzustoßen, hatte er schon früher bewiesen.« Schließlich erdreistet sich die Seebacher, August Bebel gravierende Widersprüche in seinen politischen Aussagen vorzuwerfen, die der »inneren Logik« entbehren: »Merkwürdig nur, daß er sich keine zwölf Monate später in genau entgegengesetzter Weise äußerte.« Und das von der Ehefrau eines Mannes, dessen Widersprüchlichkeiten in den Aussagen geradezu erschreckend sind.

Ein mehr als nur peinliches Eigentor schießt diese Frau

mit dem Satz »Bebel war weder dankbar noch anhänglich.« Wie wird sie eines Tages über ihren Ehemann urteilen, über dessen »Dankbarkeit« in diesem Buch schon viel geschrieben worden ist. Und immer wieder der finanzielle Neid auf August Bebel. Unter der Überschrift »Ein gemachter Mann« widmet sie diesem Thema ein ganzes Kapitel.

Ein Haus in Zürich, 400 000 Goldmark als Hinterlassenschaft, ein Badehaus mit Seegrundstück. Wie ein Trüffelschwein im Einsatz schnuppert und wühlt sie im Vermögen des früheren SPD-Vorsitzenden, mit dessen goldener Taschenuhr sich Willy Brandt noch heute schmückt und die er an Vogel, seinen Nachfolger als SPD-Vorsitzenden, nicht herausrücken will. Bei ihrer penetranten »Geldgeierei« in Sachen Bebel vergißt die Seebacher nie, nachzurechnen, was das Vermögen von damals denn nun heute wert sei. Die Mißgunst feiert bei dieser Frau Triumphe. Ihre Bücher sind zugleich auch das Spiegelbild ihres Charakters und ihrer Seele. Ihre peinliche Bebel-Biografie, die vermutlich keiner gekauft hätte, wenn die Verfasserin nicht den Doppelnamen »Seebacher-Brandt« auf den Umschlag gedruckt hätte, gipfelt in Sätzen, die an Geschmacklosigkeit kaum noch zu überbieten sind und jeden anständigen Sozialdemokraten »auf die Palme« bringen müßten. Da heißt es: »Bebel war zur rechten Zeit gestorben. Hätte er den 4. August erlebt, - sein Bild - das des Führers der einen und reinen Arbeiterbewegung - wäre verdunkelt worden.« Die Seebacher spielt damit auf die Kriegskredite 1914 an, denen die SPD im Reichstag zugestimmt hatte. Wahrscheinlich wäre Bebel für sie ein Held gewesen, wenn er - wie Willy

Brandt 1933 - Deutschland verlassen und von außen auf die Heimat gehetzt hätte. Zum Schluß ihres Buches richtet sie noch einmal über die gesamte Sozialdemokratie der damaligen Zeit und schreibt: »In einer Testamentsklausel aus dem Jahre 1899, erst nach dem Zweiten Weltkrieg veröffentlicht, bekannte Theodor Mommsen, er habe sein Leben lang gern »ein Bürger« sein wollen. Doch es sei nicht möglich gewesen in einer Nation, »bei der der einzelne, auch der Beste, über den Dienst im Gliede und den politischen Fetischismus nicht hinauskommt«. Dem entgegenzuwirken, zeigte sich Bebels Sozialdemokratie nicht hinreichend willens und nicht hinreichend fähig.« Soweit Seebacher-Brandt zu Bebel.

Dem Stil einer kommunistischen Schreiberin nicht weit entfernt, urteilt die Seebacher auch über Erich Ollenhauer, den zwar nicht glänzenden, aber hochanständigen Schumacher-Nachfolger im SPD-Vorsitz bis 1963.

In dem Buch »Ollenhauer - Biedermann und Patriot« stellt sie Erich Ollenhauer fast wie einen politischen Deppen dar. Sie kritisiert seinen kompromißlosen Anti-Kommunismus, wirft ihm und der gesamten SPD vor, gegen die Nazis nicht genug unternommen zu haben und stellt der gesamten SPD wieder einmal indirekt das Prädikat aus »zu dämlich für die Politik«. Am meisten giftet sie über Ollenhauer, weil er zu Kompromissen nicht bereit war. »Das Verhältnis zu den Kommunisten war für Erich Ollenhauer niemals unter Gesichtspunkten der Opportunität zu bestimmen. Daß der Graben unüberbrückbar war, galt ihm als sozialdemokratischer Grund - ja Glaubenssatz.« Über Ollenhauers Einsatz für die SPD Mitte der Zwanziger Jahre urteilt sie: »Wehleidigkeit und Selbstgerechtigkeit wur-



Selbstgerecht und überheblich urteilt die als Journalistin nur mittelmäßig begabte Seebacher/Brandt in ihrem Buch über den antikommunisten eingestellten SPD-Chef Erich Ollenhauer. August Bebel kanzelt sie regelrecht ab.

den Ausdruck schwindender politischer Kraft und erstarrten Selbstbewußtseins.« Selbst Otto Wels, der große sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete, der nach der Machtergreifung Hitlers im Reichstag die mutigen Sätze sagte »Freiheit und Leben kann man uns nehmen, die Ehre nicht. - Wir sind wehrlos aber nicht ehrlos.« - selbst dieser Mann muß sich von der Seebacher die Klassifizierung gefallen lassen »gespaltene Persönlichkeit?« - oder »starre und rechthaberische Positionen«. Die Stalin-orientierte Sozialistische Arbeiter-Partei (SAP), die sich von der SPD abgespalten und der sich Willy Brandt angeschlossen hatte, wird von der Schreiberin mit den Sätzen gefeiert: »Eine intellektuelle und aktivistische, in der Regel junge (und ledige) Elite der Arbeiterbewegung hatte sich entweder schon vor der Machtergreifung in eigenen Gruppen oder Parteien zusammengefunden.....nannten sich nun.....Neu Beginnen oder SAP. Sie alle hatten eine - relativ - wirklichkeitsnahe Einschätzung des Nationalsozialismus und waren - relativ - besser auf illegale Arbeit eingestellt als die beiden Großparteien SPD und KPD.« Was sie verschweigt: Als fanatischer Weggefährte der kommunistischen SAP-Führer war Brandt der SPD im herannahenden Kampf gegen die Nazis offen in den Rücken gefallen, hatte seinen Förderer, den Lübecker SPD-Abgeordneten Julius Leber, verraten und die Jugendgruppe seiner Partei gespalten. Als die Nazis dann an die Macht kamen, flüchtete er feige aus Deutschland. Die vollen Hintergründe der Flucht sind bis heute im Dämmerlicht.

So weit die wenig ruhmreichen Werke von Brigitte Seebacher-Brandt. Wollen wir dieses Kapitel beenden mit

einigen Sätzen dieser »großen Journalistin«, die sie in der BURDA-Zeitschrift ELLE von sich gegeben hat: »Wie töricht und einfältig waren sie doch, all die Frauen, die sich jahrhundertlang haben knechten lassen und jenem Mann unterwarfen, der das Elend dieser Welt verantwortet. Zu glauben, daß mehr Weiblichkeit mehr Menschlichkeit bedeutet, ist en vogue und nicht nur die These eines bekannten Psychologen. Die Welt wandle sich hin zu Frieden und Harmonie, wenn Weib und weiblich werdender Mann das Zepter ergreifen, so hören wir, landauf, landab. Wer wollte zu widersprechen wagen?« Mit Verlaub Frau Seebacher-Brandt: Ich! Denn wenn angeblich mehr Menschlichkeit von Frauen ihrer Sorte ausgehen sollte, dann verzichte ich gern auf solche »Menschlichkeit«. Übrigens: In diesem Artikel gebrauchte die Seebacher auch den hinreißenden und schon erwähnten Satz: ».....die Chance, einen Kerl vor die Tür zu setzen, der sich als Trunkenbold oder Schürzenjäger entpuppt, und sich dafür noch die Achtung der Umwelt einzuhandeln, ist ein Stück Selbstbestimmung, daß das weibliche Leben lebenswerter macht.« Wann wird Willy vor die Tür gesetzt?

Kanzler durch kriminelle Machenschaften

Heiligabend 1988. Für 14 Tage bin ich ins Zugspitzdorf Grainau bei Garmisch-Partenkirchen gefahren. Ich möchte mich ein wenig erholen und auf den anstehenden Prozeß in Sachen Willy Brandt (siehe Seite) vorbereiten. Im Flugzeug von Hamburg nach München habe ich den früheren CDU-Oppositionsführer Dr. Rainer Barzel getroffen. Wir kennen uns aus meiner Tätigkeit als Chefreporter bei HÖRZU und durch seine sympathische Frau,

der ich hin und wieder journalistische Hilfestellung für ihre »Welthungerhilfe« geben konnte. Dort ist sie Vorsitzende. Rainer Barzel hat seit Jahren ein Haus in Grainau, einem wunderbaren Ort direkt am Fuß der Zugspitze. »Kommen Sie Heiligabend ins Kloster Ettal« rät mir Rainer Barzel. »Dort werden sie einen der schönsten Gottesdienste erleben können, den sie je gesehen haben. Die Benediktinermönche gestalten ihn besonders feierlich.« Am Münchener Flughafen verabschieden wir uns. Ich bedanke mich für seinen Hinweis und verspreche, es mir zu überlegen.

Am 24. Dezember treffe ich Rainer Barzel mit seiner Frau in der barocken Klosterkirche - etwa 15 Kilometer von Grainau entfernt. Der feierliche Einzug der Mönche in die Kirche, der gemeinsame Gottesdienst der frommen Brüder am Altar - hinterher der Auszug aus dem Gotteshaus mit einem Gedenken an die Toten auf dem Friedhof - für mich als Protestant wirkt alles ein wenig fremd, aber eindrucksvoll und ergreifend. Seit mehreren Jahren nehme ich ohnehin nur noch an katholischen Gottesdiensten teil, weil mich die links-politischen Predigten von halb-kommunistischen evangelischen Pfarrern anwidern. Das Wort Gottes sollen sie predigen. Aber sie produzieren sich als »Missionare« für die »Bekehrung« der Welt zum Sozialismus. Nach dem Gottesdienst verabschiedete ich mich mit einem kurzen Winken vom Ehepaar Barzel, um in meinen Wagen zu steigen und nach Grainau zurückzufahren. Auf einen Händedruck mit den Barzels wollte ich verzichten, weil es mir zu sehr nach Anbiederung ausgesehen hätte. Als könnten die Barzels Gedanken lesen, rufen sie am Kirchenportal hinter mir her: »Herr Siegerist,

warten Sie doch. Bleiben Sie stehen.« Es kommt zu einem kurzen, aber sehr freundlichen Gespräch. Wir wünschen uns gegenseitig ein frohes Fest und verabreden uns zu einem Essen im Hotel am Badersee in Grainau - »irgendwann in den nächsten Tagen«. Inzwischen ist es dunkel geworden. Ein Ettaler Holzschnitzer hat aus dem spärlich gefallenen Schnee eine wunderschöne Gruppe von der heiligen Familie geformt. Ich sehe es im Vorbeifahren aus meinem Wagen.

Auf der Fahrt vom Kloster Ettal nach Grainau gehen meine Gedanken von Rainer Barzel zu einem meiner besten Freunde, dem früheren FDP-Abgeordneten Wilhelm Helms, der bei dem Mißtrauensvotum gegen Willy Brandt 1972 im Deutschen Bundestag eine zentrale Rolle gespielt hatte. Wilhelm Helms war als junger Mann in die konservative Deutsche Partei (DP) in Niedersachsen eingetreten. Als diese großartige Partei zerfiel, verloren viele deutsche Konservative ihre politische Heimat. Einige schlossen sich der CDU an (z. B. Seehofer, Margot Kalinke oder Merkatz) - andere (unter ihnen Wilhelm Helms) gingen zu der damals noch national-liberalen FDP unter Führung von Erich Mende. Wilhelm Helms - mitsamt seiner Familie - kenne ich seit rund 15 Jahren. Mit Skepsis auf beiden Seiten begann die Freundschaft. Als jüngster und »frischberufener« Redaktionsleiter der BILD-Zeitung in Bremen, war ich von Axel Springer auf Wilhelm Helms als journalistischer Berichterstatter »angesetzt« worden. Der Grund: Am 27. April 1972 sollte Willy Brandt im Deutschen Bundestag durch Rainer Barzel als Kanzler gestürzt werden - und die Stimme von Wilhelm Helms als Bundestagsabgeordneter der FDP spielte dabei eine

zentrale Rolle. Helms hatte mehrfach in aller Öffentlichkeit klar gesagt, daß er für die Ostverträge Brandts keine Sympathie empfindet. Die linke Medien-Mafia gab den mutigen niedersächsischen Landwirt daraufhin zum politischen Abschuß frei. Um Brandt an der Macht zu halten, war jedes Mittel recht. Der Sohn von Wilhelm Helms wurde zusammengeschlagen, seine Frau durch Drohanrufe (»Ihr Mann hat eine Geliebte«) unter Psycho-Terror gesetzt, ein Teil des Hofes durch Brandstifter eingeäschert, Wilhelm Helms als »Dummkopf, käuflich und naiv« diffamiert. Ich wollte mir - genau wie Axel Springer - ein eigenes Bild von Wilhelm Helms machen, sprach mit all seinen Freunden, früheren Weggefährten, Klassenkameraden, Landwirten - ich sprach mit Dutzenden. Das wirkliche Charakterbild dieses Mannes: absolut unbestechlich, ein wenig dickschädelig, ein felsenfest stehender Konservativer. Ein hochanständiger und gradliniger Mann, von dem es leider nur noch wenige in der Politik gibt.

Als Wilhelm Helms die von Genscher und Scheel immer mehr auf Linkskurs getrimmte FDP verließ, spuckten die linken Medien Gift und Galle. Kübel von Dreck gossen sie über diesen Ehrenmann aus. »Bestechlich« bis »Brandstifter« - nichts war ihnen böse und schmutzig genug. Nach außen hielt sich nur einer bedeckt: Willy Brandt. Er hoffte immer noch, sich die Gunst und die Stimme des niedersächsischen Konservativen erwerben zu können. Er empfing Wilhelm Helms im Bundeskanzleramt, ging auf seine Bedenken ein, redete zu ihm wie zu einem politischen Freund, für dessen Vorbehalte er vollstes Verständnis habe. Doch Brandt biß auf Granit. Aber nach



**Wilhelm Helms - ein großartiger Konservativer, der sich von Brandt nicht einkaufen ließ.
Für seine Stimme zugunsten Brandts boten Dunkelmänner Unsummen**

treu-kommunistischem Glauben: Sozialisten halten nahezu alle Menschen in der Politik für käuflich. Die Angebote bei Wilhelm Helms türmten sich geradezu: Staatssekretärs-Posten, sicheres Abgeordneten-Mandat über den Wahltag hinaus - eine glänzende Karriere hätte der Landwirt aus Bissenhausen bei Bremen starten können. Einziger Preis: die Stimme für Brandt und gegen Barzel beim Mißtrauensvotum. Trotz der journalistischen Begleitmusik: Wilhelm Helms war nicht weich zu klopfen. »Vielleicht liegt es am Geld«, dachten weitere Dreckfinken jetzt öffentlich nach, »bestimmt hat ihn die CDU schon gekauft.«

Was die Öffentlichkeit damals aber nicht erfuhr: Nach den Gesprächen bei Kanzler Brandt hatten dessen politische Freunde alles versucht, Wilhelm Helms einzukaufen - mit Mafia-ähnlichen Methoden regelrecht zu bestechen. Erst boten sie ihm 100 000 Mark per Telefon. Empört über ein solches Angebot legte Helms den Hörer auf. »Die Summe wird ihm nicht hoch genug sein«, dachten Willys unsichtbare Helfer. Sie erhöhten die Beträge. »In dieser Zeit wußten die Abgeordneten, was sie wert waren,« sinnierte Wehner-Intimus Wienand öffentlich nach. Der Druck, der damals von Weggefährten Brandts auf »abtrünnige« Abgeordnete der FDP gemacht wurde, ist nur noch vergleichbar mit dem Druck von Kommunisten auf anständige Sozialdemokraten nach 1945, die sich der tödlichen Einigungs-Umarmung durch die SED entziehen wollten. Im Bundestag liefen SPD-Abgeordnete dem Abgeordneten Helms bis auf die Toilette nach. Schließlich die Meisterleistung: Der »freundliche« Anrufer bot Wilhelm Helms einen Blanko-Scheck an: »Die Höhe

der Summe können Sie selber bestimmen.« Wilhelm Helms war über diese Vorgänge tief beschämt. Nur mit seiner Frau und mit seinen beiden Kindern sprach er über »solchen Schmutz«. Der biedere, grundehrliche Landwirt aus Niedersachsen - er schämte sich, daß es Menschen gab, die ihn überhaupt für bestechlich hielten. Am Tag vor der entscheidenden Abstimmung im Bundestag rief er erstmals Rainer Barzel an, um ihm mitzuteilen: »Ich stimme gegen Brandt. Sie können mit meiner Stimme rechnen.« Nur eine kurze Antwort von Rainer Barzel: »Das werde ich ihnen nie vergessen.« Ein Wort, das Rainer Barzel übrigens nie hielt. Auch die Union ließ damals auf schäbige Art und Weise Wilhelm Helms fallen. Der Mann, der für seine Überzeugung alles auf Spiel gesetzt hatte - Dankbarkeit ist für die Unionsparteien bis heute ein Fremdwort. Ganze Kapitel könnte ich darüber schreiben.

Aber zurück zum Mißtrauensvotum. 1972 wurde in der Öffentlichkeit durch die Sozialisten gegen alle andersdenkenden Abgeordneten im Deutschen Bundestag eine Hexenjagd inszeniert, die einem Joseph Goebbels oder einem Julius Streicher bei antijüdischer Hetze gut zu Gesicht gestanden hätte. Der gesamten deutschen Öffentlichkeit wurde damals systematisch eingeredet, daß der »Heilige Brandt« mit von Barzel gekauften Stimmen gestürzt werden sollte und ein Kabinett der rechten Reaktion (ähnlich wie 1933) die Macht ergreifen wolle. Unbändiger Jubel setzte bei den SPD-Abgeordneten ein - Genscher und Herrn Scheel von der FDP nicht zu vergessen - als der damalige Bundestagspräsident Kai Uwe von Hassel am 27. April 1972 um 13.22 Uhr das Abstim-

mungs-Ergebnis mitteilte: »Von den stimmberechtigten Abgeordneten wurden abgegeben 260 Stimmen, von den Berliner Abgeordneten 11 Stimmen. Von den 260 stimmberechtigten Abgeordneten haben für den Antrag - mit Ja - gestimmt 247, mit Nein 10 Abgeordnete, drei Stimmen sind Enthaltungen. Von den Berliner Abgeordneten haben 10 Abgeordnete mit Ja und ein Abgeordneter mit Nein gestimmt; keine Enthaltung. Nach Artikel 67, Absatz 1 des Grundgesetzes ist als Nachfolger des Bundeskanzlers gewählt, wer die Stimmen der Mehrheit der Mitglieder des Bundestages auf sich vereinigt. Die absolute Mehrheit der stimmberechtigten Abgeordneten beträgt, wie Sie wissen, 249 Stimmen. Ich stelle fest, daß der von der Fraktion der CDU/CSU vorgeschlagene Abgeordnete Dr. Barzel die Stimmen der Mehrheit der Mitglieder des Deutschen Bundestages nicht erreicht hat. Der Antrag der CDU/CSU-Fraktion ist damit abgelehnt.« Vor der Abstimmung hatte FDP-Außenminister Scheel - was man nicht vergessen sollte - noch gehetzt: »Die Sicherung der persönlichen politischen Zukunft ist keine Gewissensfrage.« Und zu Rainer Barzel: »Hoffen Sie auf Mitglieder dieses Hauses, deren Nervenkraft und Charakterstärke nicht ausreichen, in einer schweren Stunde zu ihrer Partei zu stehen oder ihr Mandat zurückgeben.... Was hier gespielt werden soll, ist ein schäbiges Spiel... Eine Regierung gegen Treu und Glauben hat unser Volk nicht verdient.« Dann ergriff Brandt selber das Wort: »Warum bekennen Sie sich nicht vor dem deutschen Volk? Was haben Sie denn zu befürchten? Was fürchten Sie denn?« Voller Überzeugung brüllte er dann fast in den Deutschen Bundestag: »Ich bin davon überzeugt, wir

werden nach der heutigen Abstimmung weiterregieren.«.....»Ich bin davon überzeugt«..... Dieses Zitat muß man mehrmals lesen, um die Ungeheuerlichkeit zu begreifen. Es gibt nur zwei Varianten: entweder ist Brandt der beste parlamentarische Hellseher. Denn rein rechnerisch gab es für ihn keine Mehrheit. Oder - und das ist wohl wesentlich handfester - er war über die Arbeit seines Parteifreundes Wienand informiert, der später offen zugab, daß er von »vier Überläufern« schon vorher gewußt habe.

Originalton Wienand: »Ich kenne die vier Abgeordneten der CDU/CSU, die Barzel nicht gewählt haben.« Jahre später sprach ein NDR-Reporter über die damaligen Vorgänge mit Herbert Wehner. »Ist es beim Mißtrauensvotum gegen Brandt nicht mir rechten Dingen zugegangen?« wollte er wissen. Wehner kam mit einer Gegenantwort, in der er den Abgeordnetenkauf indirekt bestätigte: »Was sind rechte Dinge? Daß man Leute bezahlt, nicht? Wie das gemacht worden ist? Es gibt doch heute Leute, ich könnte sie aufzählen. Ich denke nicht daran, weil dann die besondere Seite unserer Demokratie zum Vorschein kommt; dann werde ich fortgesetzt vor Gericht geschleppt. Ich kann ja nicht mal das verwenden, was ich damals von Anverwandten solcher Leute bekommen habe. Einen ganzen Stapel von Sachen. Nein, nein, dies war schmutzig, und das mußte man wissen. Ein Fraktionsvorsitzender muß wissen, was geschieht und was versucht wird, um einer Regierung den Boden unter den Füßen zu entziehen. Die Regierung selber muß das alles gar nicht wissen. Ich habe immer gewußt: Das wird schwer. Und einer muß der Dumme sein, und das war

immer ich.« Dann noch: »Ich kenne zwei Leute, die das wirklich bewerkstelligt haben. Der eine bin ich, der andere ist nicht mehr im Parlament.« Mit dem »anderen« konnte Wehner nur Wienand gemeint haben. Denn der hatte 1974 sein Bundestags-Mandat abgegeben. Noch deutlicher war der frühere CDU-Abgeordnete Julius Steiner geworden. Im Mai 1973 bezichtigte er sich selber, nicht für Rainer Barzel gestimmt zu haben. Julius Steiner: »Dafür habe ich von Karl Wienand 50 000 Mark bekommen.« Hans-Joachim Baeuchle, ein schwäbischer SPD-Abgeordneter, rühmte sich in seiner Dummheit oder Eitelkeit sogar offen damit, daß er den Kontakt zwischen Steiner und Wienand hergestellt habe. Wienand stritt das ab. Der damalige Untersuchungsausschuß des Deutschen Bundestages tagte einundfünfzigmal - ohne klares Ergebnis. Wienand denkt bis heute nicht daran, mit allem herauszurücken. Er ist finanziell gut abgesichert und kassiert bei der deutschen Industrie. Noch skrupelloser und diabolischer hätte auch ein Mann wie Adolf Hitler das deutsche Volk nicht mehr täuschen können. Hier war der gesamten Weltöffentlichkeit eingeredet worden, daß der ehrbare Friedens-Kanzler Brandt durch Dunkelmänner der Union, gekauft mit Millionen-Beträgen, gestürzt werden soll. Eine genaue Umkehrung der Wahrheit: Sozialdemokraten hatten Unions-Politiker gekauft. Seit dieser Zeit gebrauche ich immer wieder diesen Satz, für den ich mich nur all zu gern vor einem deutschen Gericht verantworten möchte: »Willy Brandt konnte 1972 nur durch kriminelle Machenschaften Bundeskanzler bleiben.« Ein Mann mit menschlichem wie politischen Anstand hätte unter solchen Umständen das Amt nicht angenommen.

Die verscherbelten Staats-Geschenke

Euskirchener Straße im Bonner Stadtteil Endenich. Eine ruhige Wohnstraße. Unauffällige Mietshäuser, meist zwei- oder dreistöckig, reihen sich aneinander. Autos fahren hier kaum durch. Bonn-Touristen werden sich nach Endenich nicht verirren. Von Hauptstadt, wenn auch nur provisorischer, ist nichts zu spüren. Und doch kam die Euskirchener Straße im Dezember 1982 in die Schlagzeilen der Welpresse. Eine **neue Peinlichkeit** von Willy Brandt machte es möglich.

Ort des Geschehens: Das Buch- und Kunst-Antiquariat von Hanno Schreyer in der Euskirchener Straße 57-59. Ein gepflegtes, zweistöckiges Haus. Hanno Schreyer hat es 1953 gekauft und sein Geschäft gegründet. Heute wird es von seinem Sohn Georg geführt. Über dem Laden, im ersten Stock, wohnen die Schreyers. Wer nicht ganz gezielt hierher kommt, kann das Geschäft leicht übersehen. Es gibt kein Schaufenster, keine Leuchtreklame. Nur ein kleiner Schriftzug über der benachbarten Garage und ein Messingschild an der Haustür. Aber im Bonner Kanzleramt und im Bundestag kennt man die Anschrift. »Wenn da für Geburtstage oder Jubiläen besondere Geschenke gebraucht werden, kommt man oft zu uns«, sagt Hanno Schreyer nicht ohne Stolz. Bei ihm hat schon manch ein Bonner Minister nach einem passenden Präsent gestöbert. »Meistens freitags, bevor die alle nach Hause fahren.«

Als ich komme, steht er im Hauseingang, will gerade Mittagspause (von 13 bis 15 Uhr) machen. Ein gemütlicher Rheinländer, etwa siebzig Jahre alt. Er hat etwas von Konrad Adenauer: die Sprache, das schelmische Lä-

**Antiquitäten-
Händler Hanno
Schreyer. An ihn
verscherbelte
Brandt wertvolle
Geschenke. Ein
Skandal**



cheln. Die beiden haben sich sogar gekannt. Adenauer war mit Hanno Schreyers Vater, einem Aachener Arzt, befreundet. Da war der heutige Seniorchef des Antiquariats für den »Alten« einfach nur »Hanno«. »Aber ich hätte umgekehrt nie gewagt, ihn mit Du anzusprechen«, erinnert sich Hanno Schreyer. Klar, daß die Familie ihm aber bis heute politisch treugeblieben ist. »Mit der SPD haben wir nichts zu tun«, sagt Hanno Schreyer energisch. Und nach seinem Erlebnis mit Willy Brandt wohl noch weniger.

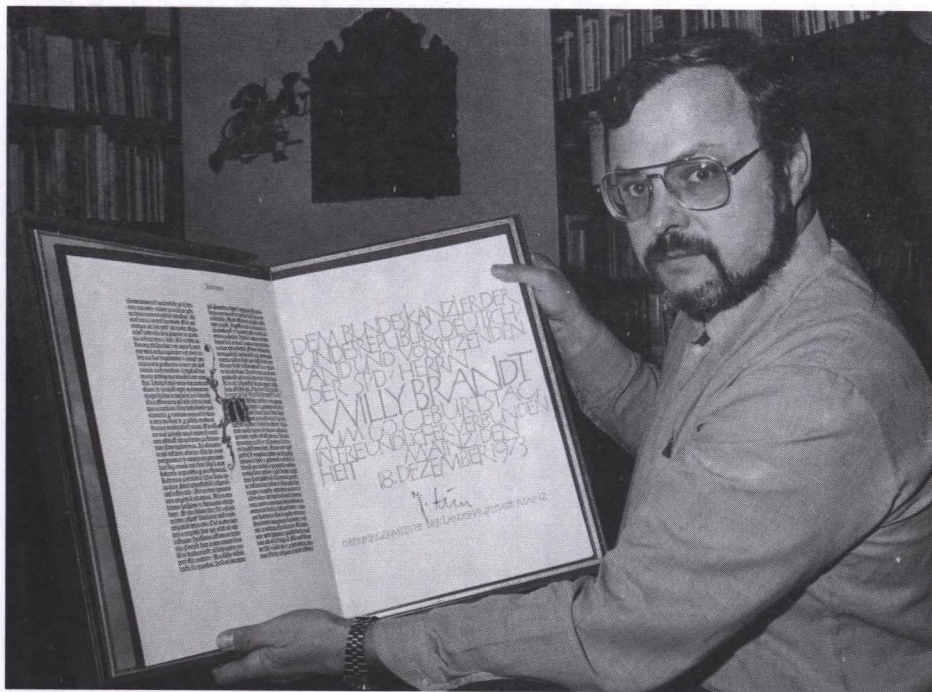
Hanno Schreyer erinnert sich noch gut an den Tag, als bei ihm vor der Tür plötzlich ein Mitarbeiter des damaligen SPD-Vorsitzenden stand. »Es muß Ende 1979 gewesen sein. Da wurde mir jede Menge Bücher aus dem Besitz des Ex-Kanzlers angeboten.« Hanno Schreyer vermutet, daß Brandt seine Adresse von Egon Bahr hat. »Der war nämlich auch schon einmal hier.« Willy Brandt hatte sich gerade von seiner Frau Rut getrennt. Nach 32 Jahren Ehe. Seine Neue hieß Brigitte Seebacher, 33 Jahre jünger als er. »Beim Umzug in die gemeinsame Penthousewohnung in Unkel wurde dann wohl aufgeräumt«, sagt Hanno Schreyer. Doch die verschiedenen Romane (»zum Teil ganz schön kitschig«) interessierten den Buch- und Kunstkenner nicht. Dafür fielen ihm ganz andere Sachen auf: Eine wertvolle Ausgabe des Grundgesetzes, die nur **Mitglieder der Bundesversammlung** erhalten haben, das Kommunistische Manifest, das Brandt von den dänischen Sozialdemokraten bekommen hatte – und ein kostbarer Faksimile-Abdruck aus der Gutenbergbibel auf **Kalbpergament**, eingelegt in einer Lederkassette mit Handvergoldung. Auf der rechten Innensei-

te eine Widmung: »Dem Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland und Vorsitzenden der SPD, Herrn Willy Brandt zum 60. Geburtstag in freundlicher Verbundenheit«. Unterzeichnet war der Gruß vom damaligen Mainzer SPD-Oberbürgermeister Jockel Fuchs, einem persönlichen Freund von Willy Brandt. Die einmalige Kasette war das Geburtstagsgeschenk der Stadt Mainz an den Kanzler. Jockel Fuchs hatte das kostbare Stück am 18. Dezember 1973 seinem »alten Freund« persönlich in Bonn überreicht. Nun wurde es aussortiert. Brandt wollte Geld sehen. »Gewundert haben wir uns schon«, sagt Hanno Schreyer, »aber zuerst einmal bin ich natürlich Geschäftsmann.« So interessierte ihn weniger die hochpolitische Herkunft der Bibelseiten, als vielmehr »die einmalige Buchbinderarbeit aus Leder und Kalbspergament«. Tatsächlich lag der Bibelkassette auch eine gesiegelte Urkunde bei, die ihren Wert bestätigte: »Vorliegende Arbeit ist als Doppel-Kassette zu sehen in den kombinierten Materialien Leder und Pergament. Das Wappen der Stadt Mainz ist in heraldischer Ordnung eingelegt. Außen **Oasenziege** mit Blind- und Golddruck. I. öffnen: helles antikes Kalbpergament mit Handvergoldung, 3 Bogen handgeschöpftes Richard-de-Bas-Bütten unter Pergamentstreifen. II. öffnen: dunkles antikes Kalbpergament mit Handvergoldung, Impressumtext eingelegt. Alle Materialien sind echt und aus la Qualität ausgewählt. Das Gold ist 22kar. und wurde doppelt aufgetragen.« Darunter ein Siegel und die Unterschrift von Helmuth Halbach, einem Buchbindermeister aus Königstein im Taunus. Datiert ist die Urkunde vom 11.12.1973. Eine zweite Urkunde des Buchgestalter und Graphikers

Hermann Rapp aus Kelkheim, garantierte die Einmaligkeit dieser Bibelseiten: »Zwei grundsätzlich verschiedene Schrifttypen waren vorgegeben: die Textura (eine gotische Gitterschrift) in der Gutenbergschen Reproduktion und die Grotesk (eine Schriftform des 19. Jahrhunderts) im Kommentarteil. Eine Mischung dieser Schriften oder das Hinzuziehen einer dritten Typenschrift hielt ich für nicht angebracht. Der repräsentative Charakter der Kassette und die zu ehrende Persönlichkeit verlangten eine Wertsteigerung durch die Form. Aus diesem Grund entschloß ich mich, die Worte »einzuschneiden«, einem zähen Medium abzuverlangen. Der Aufbau ähnelt – wie der Gutenbergtext – einem Gitter, die Schriftform ist stilistisch in römischen Inschriften zu suchen. Rom und Mainz. Linolschnitt in zwei Farben und als Handpressendruck in einer einmaligen Auflage hergestellt.« Nun also wollte die »zu ehrende Persönlichkeit« Willy Brandt dieses wertvolle Buch-Geschenk zu barer Münze verwandeln.

Für »weit über 1.000 Mark« wurde Hanno Schreyer zum Eigentümer der Bibel-Kassette und der anderen beiden Bücher aus Willy Brandts Bücherschrank. Doch bis die Bibel Schlagzeilen machen sollte, vergingen fast noch drei Jahre. »Ich habe das gute Stück immer mal wieder besonderen Kunden angeboten, darunter auch dem früheren rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten Bernhard Vogel«, erinnert sich Hanno Schreyer. Aber zugegriffen hat keiner. Bis am 6. Dezember 1982, dem Nikolaustag, der Mainzer CDU-Bundestagsabgeordnete Johannes Gerster in der Euskirchener Straße auftauchte. »Er nahm die Bibel-Kassette sofort mit, hatte bestimmt

Der CDU-Bundestagsabgeordnete Johannes Gerster kaufte die verschuerbelten Brandt-Ge-schenke zurück. Hier die Kopie der Gutenberg-Bibel



einen Tip bekommen«, meint Hanno Schreyer. Für **1.800 Mark** wechselte die Kasette wieder ihren Besitzer. Auf der Rechnung, die Gerster bekam, stand: »1 Faks. d. Gutenberg-Bibel, Geschenk an W. Brandt, in Orig.Kasette«.

Noch am gleichen Tag setzte sich der Abgeordnete an seine Schreibmaschine. Mit einem Brief an den Mainzer Oberbürgermeister sorgte Gerster dafür, daß eine der peinlichsten Geschichten von Willy Brandt an die Öffentlichkeit kam: »Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, die Stadt Mainz hat am 18. Dezember 1973 dem damaligen Bundeskanzler Willy Brandt zu seinem 60. Geburtstag einen Auszug aus der Gutenbergbibel zum Geschenk gemacht. Es handelt sich um einen Handpressendruck in einer einmaligen Auflage. Sie befand sich in einer Doppelkassette aus Leder und Kalbspergament mit Handvergoldung. Diese einmalige Ausgabe enthielt folgende Widmung: ›Dem Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland und Vorsitzenden der SPD, Herrn Willy Brandt, zum 60. Geburtstag in freundlicher Verbundenheit. Mainz, den 18. Dezember 1973. Jockel Fuchs, Oberbürgermeister der Landeshauptstadt Mainz‹. Dieses ausgefallene und einmalige offizielle Geschenk der Stadt Mainz fand ich durch einen Zufall in diesem Monat in einem Bonner Antiquariat. Sie können sich meine Betroffenheit sicherlich vorstellen. Auf meine Frage, wie dieses persönliche Geschenk dorthin komme, wurde mir vom Inhaber des Antiquariats versichert, daß dieses Präsent vom Empfänger verkauft worden und deshalb zum Weiterverkauf bestimmt sei. Da dieses Objekt für einen derartigen Handel ungeeignet sein dürfte und ein derarti-

ger Verkauf dem Ansehen der Stadt Mainz schaden könnte, habe ich das Präsent unverzüglich erworben. Ich möchte es der Stadt Mainz zurückgeben und bitte um ein Terminangebot. Dabei überlasse ich es Ihrer Entscheidung, ob diese Gabe der Stadt Mainz als Staatsgeschenk endgültig in das Eigentum der Bundesrepublik Deutschland übergehen soll. Mit freundlichem Gruß, Ihr Johannes Gerster.« Schon am nächsten Tag gab es zwischen Bonn und Mainz kaum noch ein anderes Thema, als die »verscherbelte Bibel« des Willy Brandt. »Instinktllosigkeit« bescheinigten Genossen des SPD-Ortsvereins Ginsheim ihrem »großen Vorsitzenden« (DIE ZEIT). Die BILD-Zeitung empörte sich: »Peinlich! Brandt versilbert Kanzlergeschenke«, die »Frankfurter Neue Presse« sah Brandt »ertappt« und die Frankfurter »Abendpost/Nachtausgabe« fragte auf der ersten Seite: »Macht Brandt Staatsgeschenke zu Geld?« Selbst die sonst so zurückhaltende »Frankfurter Allgemeine Zeitung« vermutete: »Einen Brandt-Platz wird nun in Mainz wohl keiner mehr haben wollen.« Noch weiter ging der Bund der Steuerzahler, der dem Exkanzler das Finanzamt auf den Hals hetzen wollte. »Das waren ja keine Gaben für den Privatmann Willy Brandt, sondern an den Staatsmann Willy Brandt, er hätte sie dem Staat erhalten müssen – jetzt sollte sich das Finanzamt darum kümmern«, forderte damals Steuerzahlerpräsident Armin Feit. Besonders dicke bekam es Willy Brandt von der Mainzer »Rheinpfalz« zu hören, die allen möglichen Gratulanten zum damals bevorstehenden 70. Geburtstag des SPD-Chefs empfahl, statt eines Geschenkes lieber »ohne Hemmungen gleich einen Scheck ins Glückwunschküvert« zu packen.

Und Willy Brandt selbst? In einer ersten Stellungnahme, die über die Deutsche Presseagentur verbreitet wurde, erklärte der SPD-Chef kurz und knapp, daß »aus der Fülle der persönlichen Geschenke« vor einigen Jahren bei seinem Umzug »ein Teil abgegeben worden sei«. Solche Geschenke würden die Maße eines normalen Haushalts sprengen. Und sein Sprecher Wolfgang Clement, der spätere Chefredakteur der linken »Hamburger Morgenpost«, beeilte sich festzustellen, daß er aber nicht wisse, ob Brandt für die Sachen auch Geld bekommen habe. Der SPD-Chef könne sich nicht mehr erinnern, was mit den Geschenken im Einzelfall geschehen sei. Dafür meldete sich drei Tage später seine junge Freundin und heutige Ehefrau Brigitte Seebacher zu Wort. Ihr Willy sei »absolut unschuldig«, ließ sie die Öffentlichkeit wissen. Sie habe »die angelieferten Bücherberge« nach Brandts Auszug bei seiner Frau sortiert und ohne sein Wissen »mindestens 1.000 Bücher für weniger als 1.000 Mark« abgegeben: »Wir hatten einfach keinen Platz, Bücher wirft man doch nicht weg.« Daß das wertvolle Mainzer Geschenk »versehentlich unter diesen Büchern war«, könne sie aber »nicht ausschließen«. Und der Exkanzler betonte: »Ich verhökere doch keine Staatsgeschenke.« Doch wie so oft im Leben von Brandt: Ohne Widersprüche geht es nicht.

Wie können »mindestens 1.000 Bücher für weniger als 1.000 Mark« verkauft worden sein, wenn der Antiquar Hanno Schreyer schon für seine drei Exemplare »weit mehr als 1.000 Mark« zahlen mußte? Diese Frage stellte sich auch der Abgeordnete Gerster. Nach der Erklärung von Brigitte Seebacher beschwerte er sich bei Hanno

Schreyer über den »Wucherpreis« von 1.800 Mark, die er für die Kasette zahlen mußte. Laut Brandts Freundin hatte der Antiquar ja umgerechnet höchstens eine Mark dafür bezahlt. Da stellte sich heraus, daß die Seebachversion wohl nicht ganz stimmen kann. Daß die Bibel-Kasette durch ein Versehen in den Bücherberg geraten ist, mag Hanno Schreyer auch nicht glauben: »Unsinn, sehen Sie sich die Bibel doch mal an.«

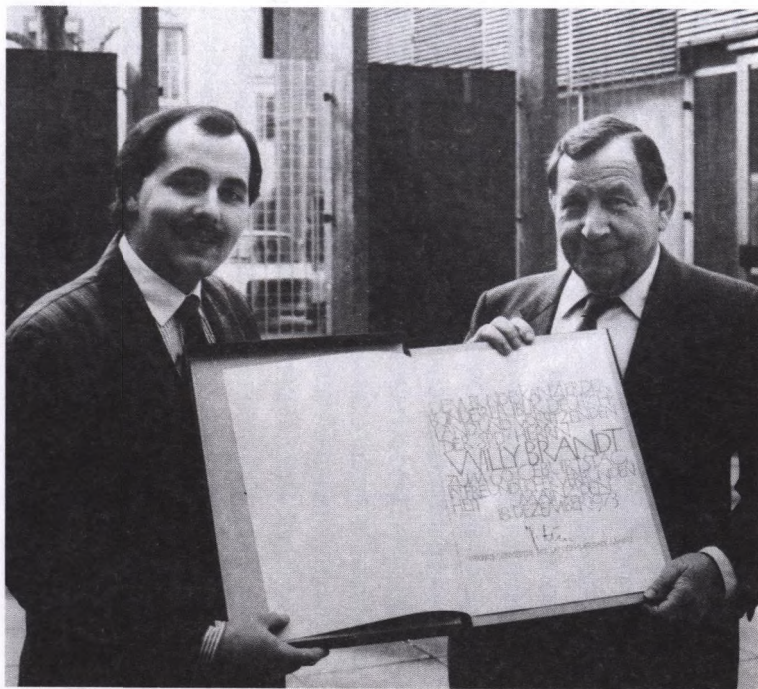
Genau das mache ich. Ich verabrede mich telefonisch mit dem früheren Mainzer Oberbürgermeister Jockel Fuchs. Treffpunkt Gutenberg-Museum. Hier lagert die inzwischen berühmt gewordene Bibel-Kasette seit ihrer Rückgabe durch Johannes Gerster. Jockel Fuchs, inzwischen Vorsitzender des ZDF-Fernsehrates, kommt mit Verspätung. »Der kann nicht durch Mainz laufen, ohne an jeder Ecke aufgehalten zu werden«, sagt mir die Museumswärterin. Obwohl seit Mai 1987 nicht mehr Oberbürgermeister, ist Jockel Fuchs immer noch populär bei den Mainzern. Selbst »Nordlichter« kennen sein Gesicht aus den Fernsehsitzungen im Mainzer Karneval. Im Hof des Museums steht eine aus Stein gehauene Bibel; da wollen wir uns treffen. Inzwischen hat mir eine freundliche Archivarin die Bibel-Kasette gebracht. Ein schönes Stück. Der Ledereinband wirkt edel und schwer. Der Goldrand gibt ihr auch optisch etwas Wertvolles. Ich schlage den Deckel auf, entdecke die Widmung für Willy Brandt, in goldenen Buchstaben. Darunter in schwarzem Filz der Schriftzug von Jockel Fuchs. Die eigentlichen beiden Bibelseiten mag ich gar nicht berühren. »Antikes Kalbpergament« denke ich und lasse lieber die Finger davon, um nichts zu beschädigen. »Das ist auch schon wieder 16

Jahre her«, höre ich plötzlich hinter mir die Stimme von Jockel Fuchs. Gemeinsam werfen wir noch einen Blick hinein, halten die Kasette zusammen hoch. Kaum vorzustellen, daß so etwas »versehentlich« zwischen alte Bücher und Ramsch geraten kann. Selbst zu zweit haben wir Probleme, die schwere Kasette längere Zeit hochzuhalten. Außerdem hätten ihre Ausmaße von etwa 40 mal 60 Zentimetern auch Brigitte Seebacher beim Sortieren auffallen müssen.

»Die ganze Geschichte hat unserer Freundschaft aber keinen Abbruch getan«, betont Jockel Fuchs. Er und Willy Brandt kennen sich schon seit 1948, treffen sich gelegentlich auf einen Schoppen Wein. »Vor sieben Jahren klang das noch anders«, denke ich. Da sagte er in einem Interview: »Wenn man sich so gut kennt wie Willy Brandt und ich, ist das alles doppelt peinlich. Sie können sich darauf verlassen: Menschlich tut das sehr weh.« Und: »Ich gehe davon aus, daß er mir einen Brief schreibt und sich entschuldigt.« Das hat Brandt tatsächlich getan. In seinem handgeschriebenen Entschuldigungsbrief vom 9.12.1982 an seinen »Lieben Jockel« heißt es: »Mir ist auf Anhieb nicht erklärlich, wie die Gabe zu meinem 60. Geburtstag Ende 1973 hat auf dem Markt landen können.

Die Vermutung spricht dafür, daß die Mainzer Gabe unter aussortierte Bücher geraten ist, die bei einem meiner Umzüge 1974 oder 1979 – ohne mein Zutun – bei einem Antiquar gelandet sind. Mir tut es leid, daß der Eindruck hat entstehen können, als wüßte ich das mir gemachte Geschenk nicht hinreichend zu würdigen, und ich werde mich bemühen, den auf diese Weise entstandenen fal-

Der ehemalige Mainzer SPD-Oberbürgermeister Jockel Fuchs (rechts) und Michael Stange (Mitautor dieses Buches) präsentierten vor dem Gutenberg-Museum in Mainz Brandts verscherbeltes Staatsgeschenk. Willy Brandt schiebt seinem Sohn die Schuld zu - aber der bestreitet



schen Eindruck ausräumen zu helfen.« In einem persönlichen Gespräch muß Brandt dann nochmals alle Register seines Könnens gezogen haben. Jockel Fuchs verrät mir, was er noch nie jemandem gesagt habe: »Willy hat mir mit Tränen in den Augen versichert, daß er nichts von dem Verkauf gewußt habe. Sein Sohn Peter sei es gewesen. Er habe sich damals ein paar Mark verdienen wollen. Ich glaube ihm das.« Noch eine neue Version.

Zurück in Hamburg will ich es genau wissen und rufe Peter Brandt an. Der »unabhängige Linkssozialist«, wie er sich selber nennt, lebt als Geschichtsprofessor in Berlin. Fachgebiet: Neuere Geschichte. »Stimmt es, daß Sie damals die Bibel verkauft haben?« frage ich ihn. Er ist empört: »Das ist ja ein starkes Stück, meinen Namen damit in Zusammenhang zu bringen.« Jockel Fuchs hätte sich seinerzeit nicht so schnell von den Krokodilstränen des Willy Brandt beeindrucken lassen sollen. Peter Brandt jedenfalls versichert mir, daß er »von der ganzen Geschichte auch nur aus der Presse erfahren« habe. »Mit meinem Vater habe ich bis heute noch nicht einmal darüber gesprochen.«

Ich fahre nach Bonn. Mein nächster Besuch gilt dem Mann, der die ganze peinliche Affäre ans Licht gebracht hat: Johannes Gerster, inzwischen innenpolitischer Sprecher der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag. Sein Büro ist in der Heussallee 38, einer kleinen Villa abseits vom Bundeshaus. Obwohl wir uns verabredet haben, muß ich fast eine Stunde warten. In einem Sitzungsraum im Keller des Hauses tagt noch der Innenausschuß des Bundestages. Nach einer Stunde Wartezeit stürmt der linke FDP-Innenpolitiker Burkhard Hirsch

als erster die Treppe hoch. »Jetzt geht's gleich los«, ruft er mir tröstend zu und verläßt eilig das Haus. Der Letzte, der die Kellertreppe erklimmt, ist dann endlich Johannes Gerster. In seinem Büro im Erdgeschoß zeigt er mir eine Mappe mit den gesammelten Zeitungsberichten von damals. »Brandt-Bibel« steht groß auf dem ersten Blatt. »Wie war es denn nun wirklich?« will ich wissen. »Ich habe einen Anruf bekommen, daß Willy Brandt heimlich Staatsgeschenke verkauft. Daraufhin habe ich meine Sekretärin eine Liste aller Antiquare zwischen Köln, Bonn und Koblenz erstellen lassen. Und die haben wir dann alle angerufen, bis wir auf das Geschäft von Herrn Schreyer gestoßen sind. Erst hatte ich es dann so verstanden, daß Willy den Herrn Schreyer zu sich nach Hause bestellt habe. So nach dem Motto: Hier steht das Bücherregal, nehmen Sie mit, was Sie gebrauchen können. Aber tatsächlich ist wohl ein Beauftragter von Willy Brandt mit den Büchern zu Herrn Schreyer ins Geschäft gekommen. Als ich dann die Bibelseiten mit der Widmung für Brandt vor mir hatte, dachte ich, ich fall' vom Stuhl.« Jetzt erfahre ich auch, daß Johannes Gerster nach der Bibel-Kassette noch weitere Brandt-Funde dieser Art gemacht hat: »Herrn Bundeskanzler« widmete Nobelpreisträger Otto Hahn 1971 ganz persönlich sein Buch »Mein Leben«. Der berühmte Historiker und Archäologe Ceram schickte Brandt »in aufrichtiger Verehrung« sein Buch »Der erste Amerikaner«. Beide Bücher landeten wie auch die Bibelseiten irgendwo auf dem Gebrauchtbüchermarkt. Nach dem Wirbel um Brandts Privatausverkauf bekam Gerster plötzlich von wildfremden Menschen Bücher zugeschickt, die der Exkanzler hat verscherbeln lassen.

Gerster damals ironisch: »Vielleicht mache ich eine kleine Stiftung auf.« Journalisten aus der ganzen Welt stürzten sich auf diese wohl einmalige Peinlichkeit eines ehemaligen Regierungschefs, gaben sich bei Johannes Gerster die Türklinke in die Hand. Viele Zeitungskommentare und Leserbriefspalten lebten tagelang von den »verkauften Staatsgeschenken«. Ein Mainzer Leser verglich den Brandtschen Bibelhandel sogar mit dem »Verschachern der deutschen Ostgebiete«.

Immer unglaublicher wurde die Brandt-Affäre, als findige Journalisten herausgefunden haben wollen, daß der Exkanzler auch zwei Teppiche von Kreml-Führer Breschnew und dem jugoslawischen Führer Tito »versilbert« habe. Brandt ließ sofort dementieren. Doch die »Stuttgarter Nachrichten« fragten bereits: »...Werden demnächst etwa auch der kostbare alte Atlas, den Japans Kaiser Hirohito Willy Brandt schenkte oder die komplette Sammlung russischer Münzen, ein Geschenk Breschnews an Münzensammler Brandt, in einem Antiquitätenladen auftauchen? Beide Präsente hatte der SPD-Vorsitzende nämlich, als er aus dem Kanzleramt schied, als »persönliche Geschenke« mitgenommen.« Im »Bonner Generalanzeiger« erschien ein Foto von Willy Brandt mit Sprechblase: »An wen habe ich bloß Breschnews Teppich verscherbelt?« Und der Schweinfurter CSU-Abgeordnete Michael Glos suchte per Zeitungsanzeigen schon nach einem Exemplar der »Urkunde Friedensnobelpreis«.

Am Ende mußte sich sogar der Deutsche Bundestag mit Brandts Unanständigkeit befassen. Michael Glos wollte wissen, welche Staatsgeschenke die Bundeskanzler

Schmidt und Brandt während ihrer Amtszeit erhalten hätten und wie viele davon überhaupt im öffentlichen Besitz geblieben seien. Zwei Tage später drehte Willy Brandt den Spieß um. Nach mehreren »Bibel«-Zwischenrufen bei seiner Rede zum Mißtrauensantrag gegen Kanzler Kohl am 17. Dezember 1982 warf er Johannes Gerster vor, »einen für einen Kollegen peinlichen Vorfall« in die Öffentlichkeit und in die Medien hineingetragen zu haben. Die Anklage Brandts gipfelte in der frechen Aufforderung an Gerster: **»Sie sollten sich schämen.«** Das muß man schon zweimal lesen. Nicht der Mann, der als oberster Volksvertreter Geschenke entgegennahm, um sie später zu Bargeld zu machen, sollte sich schämen, sondern derjenige, der diese Geschmacklosigkeit aufgedeckt hatte. Verwunderlich genug, daß ein Mann von Scham spricht, der noch im hohen Alter seinen Vater verleugnet, seine Ehefrauen sitzenließ, seinen politischen Mentor verriet, seiner Partei in den Rücken gefallen ist und mit seiner Politik mehr als einmal Dinge tat, die nicht wenige als Verrat bezeichnen würden.

Dieses Kapitel läßt sich wohl am besten mit einem Zitat aus der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« abschließen: »...Es berührt merkwürdig, wenn ein Staatsmann mit den Geschenken aus noch nicht allzu weit zurückliegenden Tagen in einem hohen Amt Handel treibt... Was soll der in Bonn akkreditierte Diplomat denken, der dort im Schaufenster als Gelegenheit angeboten sieht, was er möglicherweise selbst im Auftrag seines besuchenden Regierungschefs kurzzeitig als dem Kanzler der Bundesrepublik Deutschland zugedachtes Geschenk in Verwahrung hatte? Zu den Possen, mit denen bislang das Ansehen

der Bundesrepublik herabgesetzt wurde, hat nun Willy Brandt eine der peinlichsten, an Taktlosigkeit reichsten beigetragen.«

Der Prozeß mit Willy Brandt

Ein stechender Schmerz in beiden Füßen – die linke Hand aufgerissen und blutüberströmt. Ich hatte mich mit ihr an einem scharfkantigen Fels festhalten wollen, um den Absturz zu verhindern. Etwa 500 Meter tief. Nie hätte ich das überlebt. Ein einziger Fehltritt, in Gedanken – brüchiges Gestein. Ein schmaler Felsvorsprung verhinderte den »Freiflug«. Nach etwa vier Metern Fall kam ich mit beiden Füßen auf ihm zum Stehen.

22. Januar 1989 – allein in den Bergen der portugiesischen Atlantikinsel Madeira. Weit und breit kein Mensch zu sehen. Eigentlich genau das, was ich wollte: Ruhe, Natur, einsame Bergtouren. Zwei Wochen später – am 7. Februar – sollte in Hamburg unsere Berufungsverhandlung in Sachen Willy Brandt beginnen. Ich wollte mich ungestört auf das Verfahren vorbereiten, Akten studieren, belastendes Material gegen Brandt sichten. Da saß ich nun mit schrecklichen Schmerzen in den Füßen »am Ende der Welt« auf dem Felsvorsprung. Der kleine Leihwagen etwa einen Kilometer entfernt. Mit fremder Hilfe war nicht zu rechnen. Mich sah und hörte keiner. Das Hauptproblem: Es ging noch etwa einen halben Kilometer bergauf. Vom Sanitätsdienst der Bundeswehr hatte ich noch in Erinnerung: Auf keinen Fall auftreten, wenn der Verdacht eines Knochenbruchs besteht. Schön gesagt. Aber was, wenn mit Hilfe nicht zu rechnen ist und die Dunkelheit des beginnenden Abends nicht mehr lange

auf sich warten läßt? Wie ich es geschafft habe, weiß ich heute nicht mehr. Jedenfalls kam ich mehr kriechend und hangelnd als laufend zu meinen Wagen. Nach einer knappen Stunde Fahrt erreichte ich das Haus einer Freundin, die auf Madeira als Ärztin praktiziert. »Du hast dir beide Füße gebrochen«, war ihr erster Kommentar. »Aber genau kann man das erst sagen, wenn Du geröntgt worden bist.« »Zwei gebrochene Füße bedeuten zwei Gipsbeine – Rollstuhl für einige Wochen. Wie kommst du damit nach Deutschland? Werden die Fluggesellschaften dich transportieren? Was, wenn du für Wochen im Krankenhaus auf Madeira bleiben mußt? Das Gericht wird ohne dich verhandeln. Jeder wird den Eindruck gewinnen, daß du dich drücken willst und der Unfall nur eine Schutzbehauptung ist.« Das waren die ersten Gedanken, die mir durch den Kopf schwirrten. Nach einer halben Stunde im Krankenhaus die endgültige Gewißheit: beide Füße gebrochen, der rechte kompliziert am Sprunggelenk. Ich versuchte, die Wahrheit zu verdrängen, lehnte die von den Ärzten empfohlene Einlieferung ins Krankenhaus kategorisch ab. Mit zwei dicken Gipsverbänden brachten mich portugiesische Freunde per Auto und Rollstuhl ins Hotel. Inzwischen war es Mitternacht geworden.

Am nächsten Morgen sofort ans Telefon: Dr. Ossmann in München. Der frühere Rechtsanwalt von Franz Josef Strauß. Mein juristischer Vertreter in Sachen Willy Brandt. »Versuchen Sie zu kommen«, sein knapper aber richtiger Rat. »Verschieben wird man nicht – und die Verhandlung ohne Sie, ist genau das, wovon die Gegenseite träumt.« Zwei Jahre hatten wir um diesen Termin gekämpft, woll-

ten ein Skandalurteil revidieren lassen, in dem der Prinz zur Lippe als Ehren-Präsident der Deutschen Konservativen, Michael Stange als Vorsitzender der Konservativen Jugend Deutschlands und ich wegen Beleidigung Willy Brandts zu über 30.000 Mark Geldstrafe verurteilt worden waren. Ein Urteil, über das sich nicht nur unsere Freunde wunderten. Trotz der Prozeß-Niederlage im ersten Verfahren: Brandt wird damit gerechnet haben, daß uns schon der erste Prozeß Gelegenheit zu schweren Angriffen gegen ihn geben würde und daß mit peinlichen Enthüllungen aus seiner Vergangenheit gerechnet werden mußte. Vermutlich lud uns deswegen auch die Staatsanwaltschaft vor dem Prozeß zu einem Gespräch und legte uns unmißverständlich eine einfache Entschuldigung bei Willy Brandt nahe, weil dann die »ganze Angelegenheit vergessen« sei. Diese Entschuldigung lehnten wir ab. Entschuldigen für Dinge, von denen wir überzeugt waren? Wie hätten wir dann noch unser Gesicht im Spiegel betrachten können? Und durch einen dummen Unfall sollte ich jetzt den lang erwarteten Berufsprozeß einfach »den Bach runtergehen« lassen? Nach stundenlangen Telefonaten mit der LUFTHANSA und der portugiesischen Fluggesellschaft TAP und weiteren ärztlichen Gutachten, die mir »Transportfähigkeit mit zwei Begleitpersonen« attestierten, konnte ich vier Tage später zurück nach Deutschland fliegen. In Hamburg sortierte ich dann mit Michael Stange unsere »Munition« gegen Brandt. Gut gerüstet – mit unglaublichen, aber beweisbaren Fakten – konnten wir der Eröffnung des Verfahrens mit Ruhe entgegensehen. Drei Tage vor Prozeßbeginn ein neues Unglück. Der fast 80 Jahre alte Prinz zur Lippe hatte darum

gebeten, nicht erscheinen zu müssen. Er hätte den Prozeß gesundheitlich nicht mehr durchstehen können. Eine schwere Bronchitis machte ihm zu schaffen. Das Gericht lehnte ab, forderte sein Erscheinen, nahm ärztliche Gutachten nicht zur Kenntnis. Amtsärztliche Untersuchungen wurden angeordnet. Der alte Herr unterzog sich der Mühe. Aber die Aufregung war zu viel für ihn. Schwere Herzanfälle, eine Lungenentzündung und mehrfacher Kreislaufzusammenbruch – das war die Folge. Bei Fieberträumen stürzte der Prinz nachts aus dem Bett, zerschnitt sich das Gesicht an einem Glas. »Das tut mir leid«, sagte die Richterin, als sie bei der Prozeß-Eröffnung davon erfuhr. Tagelang bangten wir um das Leben des Prinzen. Erst nach gut drei Wochen war er außer Gefahr. Dann der Prozeß. Im Rollstuhl mußte ich mich in den Verhandlungssaal fahren lassen. Eine notwendige Operation am rechten Fuß hatte ich – nach Rücksprache mit meinem Hamburger Arzt – um 10 Tage verschieben lassen. Schmerzen im Gerichtssaal ließ ich mir nicht anmerken. Ich wollte keinesfalls, daß man mich »verhandlungsunfähig« erklären und so von dem Verfahren fernhalten würde. Am 7. Februar um 9.35 Uhr eröffnete Richterin Göring die Verhandlung. Weit abgelegen, am Hamburger Stadtrand, hatte man einen Verhandlungsraum ausgesucht, der für maximal 60 Personen Platz bot. Bei der ersten Verhandlung vor zwei Jahren tagte das Gericht noch in der Innenstadt. Mehr als 500 Zuschauer mußten vor der Tür bleiben. Wollte man durch die Wahl des ungünstig gelegenen Verhandlungssaales eine zu große Öffentlichkeit verhindern? Wie auch immer. Schon eine Stunde vor Verhandlungsbeginn war der Gerichtssaal gefüllt. Man



Während der Gerichts-Verhandlung in Sachen Brandt. Joachim Siegerist im Rollstuhl. Hinter ihm Michael Stange, rechts daneben die Anwälte: Der ehemalige Strauß-Anwalt Dr. Günther Ossmann, Rechtsanwalt Spatzl und Rechtsanwalt Hans Rettinger

hatte Platzkarten ausgeben müssen. Im ersten Moment erinnerte mich Richterin Göring an Madame Nardin aus Genf, die hochnäsige, aber total überforderte Ermittlungsrichterin in Sachen Barschel-Mord. Vorab: Das war eine Fehleinschätzung. Auch wenn ich mit dem Ausgang und bestimmten Entscheidungen (keiner der von uns vorgeschlagenen Zeugen wurde akzeptiert) nicht einverstanden bin. Bei einer bundesweit als links verrufenen Hamburger Justiz hat diese Frau es nicht leicht gehabt. Den Umständen entsprechend, leitete sie das Verfahren souverän, fair, geduldig und nicht voreingenommen. Ein krasser Gegensatz zu Staatsanwalt Klein, dessen Frau aktives CDU-Mitglied ist und von dem man selber sagt, daß er in Hamburg als Generalstaatsanwalt im Gespräch ist. Das erklärt manches.

Mit diesem »Anwalt des Staates« hatte ich schon einmal abenteuerliche Dinge erlebt. In Sachen Brandt hatte er am 20. März 1986 meine Hamburger Wohnung durchsucht und private Korrespondenz zwischen mir und Postminister Schwarz-Schilling mitgehen lassen. Ich hatte dem CDU-Parlamentarier im Wahlkampf geholfen. Später konnte Klein sich absolut keinen Reim darauf machen, wie diese Korrespondenz auszugsweise im SPIEGEL veröffentlicht werden und als Kopie von linken Journalisten im AXEL-SPRINGER-Verlag an den Vorstandsvorsitzenden Peter Tamm geleitet werden konnte. Ein seltsamer »Zufall«. Denn damals war Peter Tamm mir nicht gerade hold gesonnen, weil ich ihm massiv vorgeworfen hatte, daß er aus rein kommerziellen Gründen nach dem Tode Axel Springers den Verlag für linke STERN- und SPIEGEL-Journalisten öffnete, die ich vor-

her in seinem Auftrag und aus voller Überzeugung massiv bekämpft hatte. Mit dem Zuckerbrot »Sie können als Chefreporter der HÖRZU jede Auslandsreise machen – wann immer sie wollen«, hatte mich einer dieser ehemaligen STERN-Leute damals um »gefälliges Schweigen« gebeten. Ich habe nicht geschwiegen und mich offen zu den politischen Idealen Axel Springers bekannt, dessen Ideen heute von seinen »Nachfolgern« verraten werden. Frei nach dem Motto: Geld ist wichtiger als Gesinnung. Es deutet schon auf eine gehörige Portion Charakterschwäche hin, wenn sich jemand einbildet, er könnte mich durch lukrative Angebote zum Schweigen bei unrechten Dingen bringen. Aber das nur nebenbei.

Zurück in den Gerichtssaal. Richterin Göring streicht ihre zum Zopf gebundenen, grau-melierten Haare aus der Stirn, zupft ihre weiße Bluse ein wenig zurecht. Wegen des großen Presse- und Fernsehaufgebots vielleicht ein wenig aufgeregt, zieht sie an ihrer geschmackvollen – zum Ring passenden – Perlenkette, sieht auf die weißgoldene Uhr. Ich erwarte zwar nichts Gutes von ihr – trotzdem kann ich nicht verhehlen, daß mir die Frau sympathisch ist. Schließlich kommt es zur Verlesung der Anklage. Der Stein des Anstoßes und der Grund der ganzen juristischen Auseinandersetzung ist ein Brief, den wir als Angeklagte vor der letzten Bundestagswahl an Freunde und Förderer der KONSERVATIVEN AKTION e.V. verschickt hatten. Die Richterin verliest ihn noch einmal:

»Sehr geehrte Damen und Herren,
Willy Brandt, Chef der SPD und der Sozialistischen Internationale, bläst zum Sturm auf Bonn. Sein Ziel: Sturz der jetzigen Bundesregierung durch eine von Moskau ge-

wünschte Regierung der SPD und der Grünen. Zur Erreichung dieses Zieles ist Brandt fast jedes Mittel recht. Er läßt den sozialistischen Deutschen Gewerkschaftsbund (DGB) auf böseste Art und Weise randalieren. IG-Metall-Funktionär Steinkühler spricht bereits von ›Streiks und brennenden Städten‹. Brandt paktiert schamlos und offen mit den Grünen, von denen etliche eher ins Gefängnis statt ins Parlament gehören. Er schämt sich nicht einmal, in Polen dem Verbrecher-General Jaruselzki die Füße zu küssen und gleichzeitig seinem ›Kollegen‹ als Friedensnobelpreisträger, Lech Walesa, aus dem Weg zu gehen. Er fördert als Chef der übermächtigen Sozialistischen Internationale die Kommunisten-Regierung in Nicaragua, die anständige Sozialdemokraten im eigenen Land umbringt und möchte in Südafrika am liebsten von heute auf morgen eine schwarze kommunisten-freundliche Regierung aus der Taufe heben, die zwangsläufig im Blutbad und Chaos enden müßte. Brandt, der eigentlich Herbert Frahm heißt, ist nach dem politischen Abgang von Herbert Wehner der gefährlichste sozialistische Politiker der westlichen Welt. Unsere linke Medien-Mafia verschweigt das natürlich und lobt diesen zwielichtigen Mann, dem selbst der frühere SPD-Vorsitzende Kurt Schumacher am liebsten aus dem Weg ging.

Getarnt als Biedermann und Friedens-Nobelpreisträger will Brandt bei der kommenden Bundestagswahl seinen Zögling Rau an die Macht bringen. Das geht nur mit Hilfe der Grünen. Gegen diesen Plan und gegen Brandt selber gibt es nur ein Mittel: die schonungslose Wahrheit über Brandt und seine Pläne schreiben. In aller Unbescheidenheit: Wer außer uns würde das sonst wohl machen?

Die KONSERVATIVE AKTION ist gefordert und wird ein ›Rotbuch über Willy Brandt‹ veröffentlichen. Es soll in Betrieben, Schulen, Vereinen und auf Veranstaltungen in einer Auflage von mindestens 1 Million Exemplaren verteilt werden. In dieser alarmierenden Schrift werden Sie alles über seine Tätigkeit als norwegischer Major lesen. Sie werden unglaubliche Originalzitate von Brandt finden. Ein Beispiel: Als die Sowjets nach 1945 das Konzentrationslager Sachsenhausen neu in ›Betrieb‹ nahmen, um ihre politischen Gegner zu ermorden, spendete Brandt ihnen Beifall, weil sie bei dieser ›Reinigung‹ das ›neue Sachsenhausen ganz gut ausgenutzt‹ hatten. Durch diese Broschüre soll die Öffentlichkeit erfahren, daß Brandt ein Buch geschrieben hat, das den Titel trägt ›Verbrecher und andere Deutsche‹. Als die Kommunisten im Spanischen Bürgerkrieg Tausende von Nonnen vergewaltigt, Priester umgebracht und Klöster verwüstet und angezündet hatten, schrieb Brandt als Kriegsberichterstatter auf der kommunistischen Seite: ›Ein reinigender Sturm hat die Kirchen und Klöster gesäubert.‹ Nur eines der vielen – fast unglaublichen – Originalzitate, das die Öffentlichkeit aus dem geplanten Büchlein erfahren wird.

Brandt hat seine politischen Absichten nie geändert: Deutschlands Unterwerfung unter Moskaus Diktat. Nichts hat sich in seinen Vorstellungen daran geändert. Er hat übrigens stets offen zugegeben, daß er seine Meinung niemals geändert hat. Zuletzt sehr deutlich bei der Verleihung des Friedensnobelpreises.

Der rote Sturm auf Bonn kann nur gestoppt werden, wenn der Hauptdrahtzieher demaskiert wird. Brandt ist ein Mann ohne politischen Anstand. Die KONSERVATIVE

AKTION hat den Kampf gegen Brandt aufgenommen, weil Medien und Parteien es nicht wollen oder einfach zu feige dafür sind. Helfen sie uns mit einer Spende, daß das geplante Buch gegen Brandt die größtmögliche Verbreitung findet. Das deutsche Volk muß über diesen Mann aufgeklärt werden, der von eigenen Parteifreunden als ›Vaterlandsverräter‹ bezeichnet wurde. Für diese Kampagne gegen Brandt brauchen wir ihre Hilfe. Das Buch wird in etwa zwei Monaten auf den Markt kommen. Wir werden es Ihnen dann kostenlos zusenden. Fordern Sie möglichst viele Exemplare zum Verteilen in Ihrem eigenen Bekanntenkreis an.

Niemand von uns möchte in Bonn eine rot-grüne Mehrheit. Aber es genügt nicht, erst wenige Wochen vor der Wahl dagegen zu kämpfen. Die Entscheidungsschlacht um Bonn muß jetzt beginnen!... Es geht um Deutschland, unser geliebtes Vaterland.« Es folgen die Unterschriften – unter anderem von Chlodwig Prinz zur Lippe, Michael Stange, Joachim Siegerist.

Die Richterin hat den Brief kaum verlesen, da setzen einige Zuschauer zum lauten Beifall an. Es wird mit Räumung des Gerichtssaales gedroht. »Aber es stimmt doch, was in dem Brief steht«, sagt ein älterer Herr auf der Zuschauerbank. Noch einmal zur Erinnerung: **Ausschließlich** wegen dieses Schreibens war es im ersten Gerichtsverfahren zu der Verurteilung und der Geldstrafe von rund 30.000 Mark gekommen. Interessierte Kreise behaupteten später immer wieder, die Geldstrafe sei wegen des Buches »Willy Brandt – das Ende einer Legende« ausgesprochen worden. Eine glatte Lüge.

Richterin Göring gibt zuerst mir, dann Michael Stange

das Wort. Wir sollen uns zu dem Rundschreiben noch einmal äußern – erklären, warum wir bestimmte Formulierungen gebraucht haben. Peinlich für Brandt. Denn endlich erfährt die deutsche Öffentlichkeit Dinge, die bisher verschleiert, verschwiegen oder einfach »mit dem Mantel der Liebe« zugedeckt worden waren.

Beispiel Nummer 1: Die Formulierung »zwielichtig« und »Mann ohne politischen Anstand«. Zitieren wir dazu aus dem inzwischen vorliegenden Urteil des Gerichts. Da heißt es:

»Die Formulierungen ›zwielichtig‹ und ›Mann ohne politischen Anstand‹ müßten gesehen werden auf dem Hintergrund von Brandts Lebensführung, die sich ein Politiker entgegenhalten lassen müsse. Zwielichtig bedeute im übrigen auch nichts anderes, als daß Brandt nicht zu durchschauen sei und man nicht wisse, woran man bei ihm sei. Das Privatleben von Willy Brandt sei gekennzeichnet von Alkoholexzessen und Frauengeschichten, die im Zusammenhang mit der Guillaume-Affäre schließlich auch zum Sturz von Brandt geführt hätten. In diesem Zusammenhang haben die Angeklagten auf einen Artikel in der Illustrierten QUICK vom 18. Februar 1987 verwiesen, in der ein Aufsatz des ehemaligen Chefs des Verfassungsschutzamtes Dr. G. Nollau abgedruckt war, mit der Überschrift ›Der Kanzler, die Frauen und der Spion‹. Im übrigen habe Brandt immer seinen Vater verleugnet, auch das Grab seiner Mutter nicht pflegen lassen. Als junger Mann von 16 Jahren habe er andere zusammengeschlagen, seinem Förderer und Gönner Julius Leber sei er in den Rücken gefallen. Daß Brandt eine gefährlich Moskau-freundliche Politik betrieben habe, habe sogar

der Politiker Wehner kritisiert. Was die Zitate bezüglich Sachsenhausen und den Spanischen Bürgerkrieg anbelange, so sei damals bereits bekannt gewesen, daß in Sachsenhausen die Menschen von den Russen ausgehungert worden oder an Cholera gestorben seien. Wenn er dann von ›ganz gut ausgenutzt‹ spreche, so müsse man dieses im Sinne von Beifallklatschen interpretieren. Auch das Zitat bezüglich des reinigenden Sturms im Spanischen Bürgerkrieg müsse man mit den Greueltaten jener Zeit in Beziehung bringen. Die Tatsache, daß Willy Brandt Friedens-Nobelpreisträger sei, sei schließlich keine ›Heiligsprechung‹. Brandt habe besonders in seiner Jugend Worte gebraucht, die eher Worte des Hasses und nicht des Friedens gewesen seien und habe später immer wieder erklärt, daß er seine grundsätzlichen Ansichten nicht geändert habe.«

Stichwort Nollau und seine im Urteil erwähnten Enthüllungen in QUICK. Dr. Günther Ossmann stellt als mein Anwalt den Antrag, den ehemaligen Chef des Verfassungsschutzamtes als Zeugen zu laden. Das Gericht lehnt ab. Unverständlich. Denn er hatte in entscheidenden Punkten unsere Behauptungen gegen Brandt bestätigen müssen. Die QUICK hatte Nollaus Tagebuchaufzeichnungen veröffentlicht. Hier aus dem Tagebuch die wichtigsten Auszüge:

Der Kanzler, die Frauen und der Spion

Dr. Günther Nollau packt aus: Elf Jahre nach seinem Ausscheiden als Chef des Verfassungsschutzamtes veröffentlicht er jetzt sein Tagebuch. Darin schildert der Ex-Geheimdienstler die Hintergründe der Guillaume-Affäre



Verfassungsschutz-Chef Nollau sagte Wehner die Wahrheit über Brandt. Danach mußte Brandt zurücktreten

und der Jagd nach dem Super-Agenten. QUICK bringt die brisantesten Stellen.

3. 5. 1974: Der Chef des Bundeskriminalamtes (BKA), Dr. Horst Herold, unterrichtet mich über peinliche Kenntnisse des Spions Guillaume aus dem Privatleben von Bundeskanzler Willy Brandt. Danach hat Guillaume dem Bundeskanzler Frauen zugeführt. Von Männern des Begleitkommandos hat Brandt sich auch Frauen beschaffen lassen, sagen die Kriminalbeamten. Die Aktennotiz enthält Namen von Journalistinnen, die in das Zimmer Brandts oder in seinen Salonwagen gebracht worden seien. Auch eine 19jährige Stewardess habe der Bundeskanzler mit auf sein Zimmer genommen. Als einmal die Sicherheitsbeamten an einem Morgen das Bett des Bundeskanzlers in Ordnung brachten, fanden sie darin eine Halskette. Sie fragten den Bundeskanzler, was sie damit machen sollten. Er gab ihnen darauf eine Visitenkarte des Mädchens und beauftragte die Beamten, der Frau die Kette zurückzubringen, was auch geschah. (Vierzehn Tage später wird mir Generalstaatsanwalt Buback erklären, er sei am 6.5. mit Justizminister Jahn bei Brandt gewesen, um über die Ermittlungsergebnisse in Sachen Guillaume zu sprechen. Brandt habe einige Umstände erläutert, zum Beispiel die Sache mit dem Kollier. Hätte er denn, habe Brandt gesagt, den Sicherheitsbeamten die Visitenkarte der Dame gegeben und die Halskette zurückgeschickt, wenn die Sache nicht harmlos gewesen wäre?)

Herold und ich besprechen nun, was wir machen sollen. Die moralische Seite der Sache geht uns nichts an. Darüber sind wir uns klar. Wenn Guillaume allerdings diese

pikanten Details in der Hauptverhandlung auftischen würde, wären die Bundesregierung und auch die Bundesrepublik selbst blamiert bis auf die Knochen. Sage Guillaume dagegen nichts, dann habe die Regierung der DDR – der Guillaume natürlich auch über das Privatleben Brandts berichtet hat – es in der Hand, jedes Kabinett Brandt und die SPD zu demütigen...

Wir kommen zu dem Schluß, jemand müsse den Bundeskanzler drängen, zurückzutreten. Herold oder ich können das nicht. Da muß einer mit politischer und moralischer Autorität her: Herbert Wehner. Als ich Herold vorschlage, Wehner zu unterrichten, sagt er: »Das hatte ich von Ihnen erwartet.«

Ich rufe Greta (damals seine Stieftochter, später seine Frau) an und sage, ich müsse »ihn« in einer hochwichtigen Angelegenheit sofort sprechen. HW ist zu Hause. Gegen 17.30 Uhr bin ich dort. Greta führt mich in ein kleines Nebenzimmer und sagt, in der Bibliothek säßen andere Leute. HW kam herüber. Ich berichtete ihm in allen Einzelheiten, was ich von Herold gehört hatte. Wehner ist erschüttert. Er sinkt förmlich in sich zusammen und stößt hervor: »Das bricht uns das Rückgrat.« Man müsse, rate ich, den Bundeskanzler bearbeiten, daß er zurücktrete. »Ich sehe ihn morgen in Münstereifel«, sagt er, erwähnt aber nicht, was er vorhat.

Wehner begleitet mich zu meinem Wagen, und im Gehen bemerkt er: »In der Bibliothek sitzt Honeckers Bote, eine Vertrauensperson aus Ost-Berlin. Er hat mir erklärt, er habe heute früh noch mit Honecker gesprochen und solle mir ausrichten, er, Honecker, habe nicht gewußt, daß im Bundeskanzleramt ein Spion sitze. Der Minister für



SED-Spion Guillaume, war die rechte Hand Brandts und galt auch als sein „Frauenbeschaffer“. Der peinlichste bundesdeutsche Skandal

Staatssicherheit habe ihm, Honecker, versichert, Guillaume sei »abgeschaltet« worden, als er in die Funktion bei Brandt gekommen sei.« Als ich dazu ansetze, einen Kommentar zu dieser »Botschaft« zu geben, unterbricht mich HW: »Sie brauchen mir nicht zu sagen, was Sie von diesen Erklärungen halten.«

4. 5. 1974: Am Morgen fahre ich nach Bad Tölz und trete dort meine Kur an.

7. 5. 1974: Sechs Uhr morgens höre ich im Radio: Brandt ist zurückgetreten. Hat HW so schnell funktioniert?

9. 5. 1974: Um 20 Uhr Anruf von Dr. Siegfried Fröhlich (*Staatssekretär im Bundesinnenministerium*). Ich soll mich zu zwei Fragen dienstlich äußern:

a) »Hat das BfV jemals Observationen über den privaten Lebenswandel Willy Brandts angestellt?« – Meine Antwort: Nein.

b) »Haben Sie, Nollau, in der Sache Guillaume jemals ein 15seitiges Dokument an Herbert Wehner übergeben?« – Meine Antwort: Nein.

Danach rufe ich Dr. Herold an. Er ist nicht gefragt worden, was er mit der Dokumentation gemacht habe. Er meint, die ganze Aufregung sei durch die Nachricht in der heutigen BILD verursacht, in der behauptet wird, der BND habe einer früheren Geliebten Willy Brandts (Susanne Sievers) 400.000 Mark gezahlt. Ich bezweifle, daß diese Meldung die Ursache für Fröhlichs Fragen war, denn die Sache Sievers ist doch längst eine olle Kamelle.

Beratung mit Schmidt

10. 5. 1974: Morgens Anruf bei Wehner. Ich berichte ihm von den dienstlichen Fragen und meinen Antworten. Er

erzählt mir, Willy Brandt habe ihn schon am Sonnabendabend in Münstereifel von sich aus auf die Sache angesprochen. Sie hätten dann andere (Helmut Schmidt, Holger Börner, Alfred Nau) zugezogen. Willy Brandt habe einen eineinhalbseitigen Bericht erwähnt, den Herold verfaßt hätte. Schließlich sei der Entschluß zum Rücktritt zustande gekommen. Er, Wehner, habe nicht vom Rücktritt gesprochen. – Dann hat der »Onkel« also doch nicht zu funktionieren brauchen.

Ärger im Ausland

11. 5. 1974: Der »Süddeutschen Zeitung« entnehme ich, worauf sich wohl Dr. Fröhlichs Frage nach der Observation des Privatlebens Brandts bezieht. In dem Blatt steht, Brandt habe vor Parteifreunden verärgert angedeutet, die Verfassungsschützer hätten sein Privatleben eifriger ausgekundschaftet als die Tätigkeit des Spions. – Wie ich weiß, hat keiner meiner Leute auch nur eine Stunde auf Beobachtung des Liebeslebens des gewesenen Bundeskanzlers verwandt. Brandt ist verärgert, weil er sich blamiert hat.

Nachmittags kommt Dr. Herold und berichtet unter anderem zum wiederholten Mal, in der Untersuchung gegen Guillaume seien Hinweise aufgetaucht, nach denen der Spion dem Bundeskanzler tatsächlich Frauen zugeführt habe. Sicherheitsbeamte hätten das auf dringliches Befragen ausgesagt. Auch im Ausland hätten Brandts Begleiter wegen seines »Bedarfs« Schwierigkeiten mit den dortigen Sicherheitsbeamten gehabt.

14. 5. 1974: Gegen 20 Uhr ruft Dr. Herold an. Er habe mit Buback, dem neuen Generalbundesanwalt, gesprochen.

Dieser habe dabei von einer Unterredung mit Brandt berichtet, in der dieser »alles«, einschließlich Halskette, zugegeben habe.

16. 5. 1974: Besuch der Herren Blötz und Dr. Richard Meier (*späterer Präsident des BfV*). Das Gerücht, die Ehefrau Ehmkes sei tschechische Agentin, laufe noch immer um. Die Frau sei nur zum Zwecke der Heirat in die Bundesrepublik geschickt worden. Sie reise häufig in die ČSSR. Ich frage nach dem Wert der Information. Mir wird gesagt, sie stamme aus Emigrantenkreisen. Die Quelle sei dubios. Ich frage, ob man Ehmke unterrichtet habe. Antwort: Ja, er hat Reisen seiner Frau verneint.

17. 5. 1974: Bergfreund Sch. kommt. Wir fahren ins Bächental und gehen aufs einsame Zottenjoch. Viele Gernsen gesehen.

18. 5. 1974: Erhalte Brief eines Freundes, der mich darauf aufmerksam macht, daß schon Bestrebungen im Gange seien, meine Nachfolge im Amt zu regeln.

20. 5. 1974: Gespräch mit Buback, der mich aufsucht. Am 6.5. sei er mit Justizminister Jahn bei Brandt gewesen, um über die Ermittlungsergebnisse in Sachen Guillaume zu sprechen. Brandt habe einiges zugegeben. Von seiner Beziehung zu einer Journalistin habe seine Frau gewußt, habe sie aber »toleriert«. Buback bestätigt, daß die »Weiberbeschaffung« für Brandt auch im Ausland (Kopenhagen) hätte betrieben werden müssen und daß dabei die dänischen Sicherheitsbeamten Schwierigkeiten bereitet hätten.

22. 5. 1974: Gegen 16.30 Uhr ruft mich mein Kölner Vertreter an. Ein Journalist von der »Kölnischen Rundschau« habe ihm mitgeteilt, die Zeitschrift »Capital« besitze eine

angeblich vom CIA stammende »private Studie«, nach der ich Ostagent und »Vordermann« Guillaumes sei. Guillaume sei geopfert worden, um den wichtigsten Agenten, nämlich mich, zu decken. Ich sage, mein Vertreter solle den Chefredakteur von »Capital«, Herrn Simoneit, anrufen und für den Fall, daß diese Verleumdung gebracht werde, gerichtliche Schritte ankündigen. In der 20-Uhr-Tagesschau sehe ich mein Bild und höre die Nachricht, »Capital« werde in der nächsten Nummer eine CIA-Studie veröffentlichen, in der man mich als Ostagent bezeichnet. Ich rufe Rechtsanwalt Josef Augstein an und übertrage ihm die Wahrung meiner Rechte.

Plumpe Fälschung

24. 5. 1974: 7.30 Uhr nehme ich mein Bad. 8.15 Uhr bis 10 Uhr Gespräch mit SPIEGEL-Redakteuren. In ihren Händen sehe ich die »Studie« zum ersten Mal. Es ist eine plumpe Fabrikation.

26. 5. 1974: Abends erhalte ich ein Telegramm des Chefredakteurs Simoneit: »Sehr geehrter Herr Dr. Nollau, für die gegen Sie erhobenen Vorwürfe trage ich als Chefredakteur von Capital die Verantwortung. Ich habe mich durch weitere intensive Recherchen davon überzeugt, daß diese Vorwürfe nicht haltbar sind. Ich will mich dafür bei Ihnen entschuldigen...« – Ein Widerruf ist das nicht.

28. 6. 1974: Ein Journalist teilt mir mit, der Verlag Gruner und Jahr, in dem »Capital« erscheint, sei nicht bereit, mir freiwillig ein Schmerzensgeld (im Gespräch waren 100.000 Mark) zu bezahlen, sondern wolle es auf eine Klage ankommen lassen. Ich beauftrage Rechtsanwalt Augstein telefonisch, die Klage einzureichen.

2. 8. 1974: Dr. Kinkel, den Genscher (*Genscher ist inzwischen Außenminister unter Kanzler Helmut Schmidt, der Brandts Nachfolge angetreten hat. Kinkel ist auch hier persönlicher Referent Genschers.*) gesandt hat, berichtet mir, Bundeskanzler Helmut Schmidt habe gesagt: »Nollau darf sich nicht bereichern.« – Schadensersatzanspruch ist Bereicherung?

21. 8. 1974: Termin gegen Gruner und Jahr. In der mündlichen Verhandlung erklärt das Gericht offen, es halte meine Ansprüche (Widerruf und Schmerzensgeld) für begründet. Nach seiner Praxis werde es mir aber kein höheres Schmerzensgeld als 20.000 Mark zuerkennen können. Das Gericht fragt, ob auf dieser Basis ein Vergleich möglich ist. Wir stimmen zu. Der Verlag lehnt ab.

29. 8. 1974: Erste Vernehmung vor dem Guillaume-Untersuchungsausschuß des Bundestages. Alles verläuft glatt. Nachmittags fahre in in Urlaub nach Oberbergen (Kaiserstuhl).

30. 8. 1974: Weiterfahrt nach La Punt (Oberengadin).

7. 9. 1974: Minister Maihofer (*Werner Maihofer, FDP, ist Nachfolger Genschers als Innenminister*) ruft mich an. Auf dem Schreibtisch Guillaumes sei Material gefunden worden, das aus dem BfV stamme. Wie es in die Hände des Spions gelangt sei, werde jetzt untersucht. Er, Maihofer, wolle mich zwar nicht direkt auffordern, meinen Urlaub abubrechen, aber es wäre besser, wenn ich bei der Untersuchung anwesend wäre. Ich fahre nach Köln zurück.

8. 9. 1974: Um 5 Uhr aufgestanden, 6.30 Uhr abgefahren, 16 Uhr in Köln. Gegen Abend werden mir Berichte gebracht, die sich mit dem bei Guillaume sichergestellten

Material aus meinem Bundesamt für Verfassungsschutz befassen. Die Berichte waren dem Bundesministerium erstattet worden, und zwar in meiner Abwesenheit von dem Abteilungsleiter Degenhardt und dem Vizepräsident Bardenhewer – beide CDU-Mitglieder. Die Berichte erwecken den Eindruck, als sei dem BfV dadurch, daß sie Guillaume in die Hände fielen, schwerer Schaden entstanden und daß ich dafür die Verantwortung hätte.

13. 9. 1974: Das Landgericht Hamburg entscheidet in allen Antragspunkten zu meinen Gunsten (Schmerzensgeld).

Lage verharmlost

4. 10. 1974: Beamte der Sicherungsgruppe erzählen mir, wie damals Innenminister Genscher Kanzler Brandt über den gegen Guillaume bestehenden Verdacht unterrichtete. Genscher habe Brandt gefragt: »Haben Sie in Ihrer Umgebung einen Mann mit französischem Namen?« – So fragte er, obwohl er die genauen Personalien hatte! Dann habe Genscher »ältere Hinweise« erwähnt, die eine Überprüfung Guillaumes erforderlich machen würden. Damit wird verständlich, warum Brandt den Verdacht nicht so ernst genommen hatte.

Ich meine, nun auch Genschers Doppelspiel zu verstehen: Mir gegenüber zeigte er sich betroffen, ließ neun Monate lang nicht erkennen, daß er den Verdacht nicht ernst nahm. Dem Kanzler gegenüber bagatellierte er dagegen den Verdacht. Erwies dieser sich später als unbegründet, so hatte er die Sache von vornherein richtig beurteilt, stand also dem Kanzler gegenüber gut da. Würde Guillaume dagegen überführt, so konnte er be-

haupte, ich hätte ihn unzureichend unterrichtet.

14. 12. 1974: Abreise ins Engadin. Dorthin werden mir Zeitungsausschnitte nachgesandt, in denen steht, ich sei »nach Bayern zur Kur« gefahren und werde nicht in mein Amt zurückkehren.

4. 3. 1975: Besuch bei HW. Wir sprechen u.a. über den Termin meines Rücktritts. Ich sage ihm, daß ich per 31.8. gehen will.

27. 3. 1975: Ich gehe zu Minister Maihofer und unterrichte ihn über meinen Rücktrittstermin.

Brandt gibt auf

8. 8. 1975: Abschiedsempfang in meinem Hause in Lenggries.

13. 9. 1975: Zum Abschiedsbesuch mehrere Stunden bei Herbert Wehner. Ohne daß ich danach frage, schildert er mir noch einmal, was sich im Mai 1974 vor Willy Brandts Rücktritt abgespielt habe. Noch am Freitag, dem 3.5., habe er, nachdem ich gegangen war, Holger Börner (*Börner war damals SPD-Bundesgeschäftsführer und seit 1976 bis Februar '87 Ministerpräsident in Hessen*) angerufen und ihn am selben Abend über den Fall Guillaume informiert. Daraufhin habe Börner gesagt: »Er muß zurücktreten.« Am 4. 5. sei es zu einem Gespräch zwischen Willy Brandt, Holger Börner, Helmut Schmidt, Alfred Nau (*Nau war damals Schatzmeister der SPD*) und Herbert Wehner gekommen. Brandt habe dabei vom Rücktritt als Kanzler und Parteivorsitzender gesprochen. Am nächsten Tag, Sonntag, der 5.5., seien die Gespräche weitergegangen. Brandt sei dabei mehrmals nach draußen gegangen und habe später gesagt, wenn er da

eine Waffe gehabt hätte, hätte er »Schluß gemacht«. Herbert Wehner dazu: »theatralisch.«

Als Brandt dann nach Bonn gefahren sei, um Vizekanzler Scheel aufzusuchen, sei ihm Holger Börner nachgefahren.

Am 6. Mai '74 sei die Diskussion weitergegangen. Nach langem Hin und Her habe sich Willy Brandt gegen Abend entschlossen, Bundespräsident Heinemann seine Rücktrittserklärung zu senden.« Soweit Nollau.

Die Enthüllungen Nollaus räumen mit einer wichtigen Legende auf. Sie machen klar, daß Brandt als Kanzler nicht deswegen gehen mußte, weil man ihm einen Spion untergejubelt hatte (das läßt sich nie verhindern) – der entscheidende Punkt: Brandt hat sich durch seinen Guillaume bekannten unmoralischen und peinlichen Lebenswandel erpreßbar gemacht. Er war damit zu einem hohen Sicherheitsrisiko für die ganze Nation geworden. Das ist die Wahrheit.

Aber zurück zum Prozeß. Für alle von uns in dem strittigen Rundschreiben formulierten Sätzen, nannten wir Zeugen, zitierten Quellen, legten Dokumente vor, nannten Namen. Mit wachsbleichem Gesicht und verschränkten Armen hörte Staatsanwalt Klein zu. Manchmal meldete er sich zu Wort – leise, kaum verständlich. Als die Zuschauer ihn baten, lauter zu sprechen, antwortete er in der ihm üblichen Arroganz: »Ich verhandle hier nicht für die Öffentlichkeit, sondern vor der Öffentlichkeit.« Den Vogel schoß Klein damit ab, daß er Michael Stange und mir im Gericht »argumentative Scharlatanerie« vorwarf und unsere Argumentationsweise in die Ecke nationalsozialistischer Extremisten stellte. Der selbe Mann, der in



Staatsanwalt Klein: Unsouverän, voreingenommen. Er spielte eine schlechte Rolle im Brandt-Prozeß. Er ist als Generalstaatsanwalt im Gespräch. Mit einem solchen Amt wäre er total überfordert

diesem Verfahren in Zusammenhang mit dem von uns erwähnten Konzentrationslager Sachsenhausen die Formulierung gebraucht hatte »keine freien Plätze mehr vorhanden« – und so sei Brandt in seinem Buch »Verbrecher und andere Deutsche« bei dieser von uns kritisierten Passage auch zu verstehen. Die Vorstellung, daß ein Mann mit solch geringem politischen Fingerspitzengefühl Generalstaatsanwalt werden könnte, läßt mich frösteln. Schallendes Gelächter gab es im Gerichtssaal, als Klein zu unseren Angriffen gegen Brandt meinte: »So etwas muß sich niemand gefallen lassen – von Willy Brandt ganz zu schweigen.« Selten habe ich einen so voreingenommenen Staatsanwalt gesehen. Und als die Rede auf Brandts Alkohol-Exzesse und Frauen-Geschichten kam, gebrauchte Klein eine Formulierung, die den Eindruck erwecken könnte, als sei das alles eine reine Erfindung von Michael Stange und mir: »Es bleibt etwas hängen. So gehen sie vor.«

Was man über Brandt alles behaupten darf

Nach dem zweiten Verhandlungstag das Urteil: In fünf von acht Punkten bekamen wir Recht. Folgendes darf künftig nicht mehr von uns behauptet werden: 1. Brandt ist ein Mann ohne politischen Anstand. 2. Vaterlandsverräter. 3. Als die Sowjets nach 1945 das Konzentrationslager Sachsenhausen neu in »Betrieb« nahmen, um ihre politischen Gegner zu ermorden, spendete Brandt ihnen Beifall, weil sie bei dieser »Reinigung« das »neue Sachsenhausen ganz gut ausgenutzt« hätten. Das Gericht: »Mit dieser Formulierung haben die Angeklagten den Tatbestand des § 185 StGB erfüllt, weil darin der rechtswi-



Mit dem Ausgang des Prozesses kann Willy Brandt nicht zufrieden sein.

drige Angriff auf die Ehre des Strafantragstellers durch vorsätzliche Kundgebung der Mißachtung liegt. Mit der Formulierung: ›Mann ohne politischen Anstand‹ wird zum Ausdruck gebracht, daß der so Beleidigte als Politiker anstandslos handelt.«

Strafe für Michael Stange: 5.500 Mark. Strafe für mich: 17.550 Mark. Plus Prozeßkosten. Rund 12.000 Mark weniger als im ersten Prozeß.

In mehreren Zeitungen kam es nach diesem Urteil zu erregten Kommentaren – in unterschiedlicher Richtung. Das »Ostpreußenblatt« unter der Überschrift »›W. Brandt – das Ende einer Legende‹ – Siegerist und Stange erringen Teilerfolg«: »Der Staatsanwalt machte sich überhaupt keine Mühe, seine Antipathie gegen die Angeklagten zu verbergen. Dabei waren die Beweise gegen Brandt eindeutig. Es hätte nur ein Urteil geben können: Freispruch.«

Was in der Öffentlichkeit unterging, ist für Willy Brandt besonders peinlich. Nach dem jetzt vorliegenden schriftlichen Urteil kann man künftig folgende Dinge ungestraft über ihn verbreiten – und davon sollte jeder im Interesse geschichtlicher Wahrheit Gebrauch machen: 1. Brandts Ziel: »Sturz der jetzigen Bundesregierung durch eine von Moskau gewünschte Regierung der SPD und der Grünen«. 2. Brandt paktiert schamlos und offen mit den Grünen, von denen etliche eher ins Gefängnis statt ins Parlament gehören. 3. Er schämt sich nicht einmal, in Polen dem Verbrecher-General Jaruselzki die Füße zu küssen und gleichzeitig seinem »Kollegen« als Friedens-Nobelpreisträger, Lech Walesa, aus dem Weg zu gehen. 4. »...dieser zwielichtige Mann, dem selbst der frühere SPD-

Vorsitzende Kurt Schumacher am liebsten aus dem Weg ging«, 5. »getarnt als Biedermann und Friedens-Nobelpreisträger«. 6. Brandt hat seine politischen Ansichten nie geändert: »Deutschlands Unterwerfung unter Moskaus Diktat«.

Die Gerichtsauseinandersetzung Brandt gegen Joachim Siegerist und Michael Stange ist noch nicht beendet. Unsere Anwälte haben gegen dieses Urteil – das ein schwerer Schlag gegen Willy Brandt ist – Berufung eingelegt. So viel steht schon jetzt fest: Wir gehen durch alle Instanzen. Den Kampf gegen Brandt geben wir erst dann auf, wenn er endgültig von der politischen Bühne verschwunden ist.

Von unseren Vorwürfen in dem strittigen Rundschreiben nahmen wir im Gerichtsverfahren kein Wort zurück. Wie sagte Michael Stange, Mitautor dieses Buches und Vorsitzender der KONSERVATIVEN JUGEND DEUTSCHLANDS e.V. zum Schluß des Prozesses: »Das einzige, wofür ich mich schäme, ist die Tatsache, daß ein Mann wie Brandt in Deutschland Bundeskanzler werden konnte.«



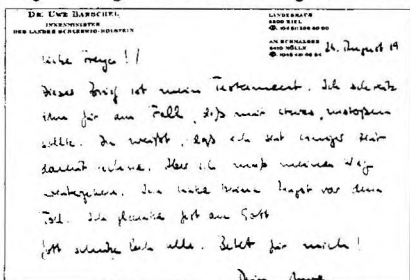
Zum Schluß das unwürdigste Bild von Brandt/Frahm. Im Dezember 1970 rutschte er in Polen vor einem anti-deutschen Denkmal auf den Knien herum. er Mann, der in seinem Leben so häufig Unmoral zeigte, spielte hier den Moralisten

Vergessen Sie alles, was Sie an bösen Dingen über Uwe Barschel gelesen haben. Nach diesem Buch muß die Kieler Affäre neu aufgerollt werden. Buchautor Joachim Siegerist: „Ich gebe erst Ruhe, wenn die Mörder gestellt sind.“

Das Testament des Uwe Barschel

Keiner kannte bislang dieses erschütternde Dokument - das alles in anderem Licht erscheinen läßt: Das Testament des Uwe Barschel. Der unerschrockene Journalist und Buchautor Joachim Siegerist hat in monatelanger Kleinarbeit unglaubliche Fakten, Dokumente und Aussagen zusammengetragen. Durch Drohungen und Einbrüche ließ er sich nicht einschüchtern. Jetzt ist sein Buch auf dem Markt. Ein unfaßbarer Polit-Krimi - aber Punkt für Punkt beweisbar.

Hier ein im Buch abgedruckter, handschriftlicher Auszug aus Uwe Barschels Testament. Er hatte es lange vor Beginn der Kieler Affäre geschrieben und an seine Frau gerichtet:



„Liebe Freya! Dieser Brief ist mein Testament. Ich schreibe ihn für den Fall, daß mir etwas zustößen sollte. Du weißt, daß ich seit einiger Zeit damit rechne. Aber ich muß meinen Weg weitergehen. Ich habe keine Angst vor dem Tod. Ich glaube fest an Gott. Gott schütze Euch alle. Betet für mich!“

Dein Uwe.“

Jahrelang wußte Uwe Barschel, daß man ihn ermorden wollte. Wenige Tage vor seinem Tod vertraute er sich seiner Schwester und seiner Frau an. Er kämpfte einen verzweiferten Kampf gegen übermächtige Gegner. Verlassen von fast allen Freunden. Wirklich geglaubt hat ihm nur noch die eigene Familie.

Dieses Buch wird Deutschland und die Welt erschüttern, Millionenaufgabe erreichen. Bestellen Sie es sich umgehend, bevor die erste Startauflage vergriffen ist. Der Preis: 39,50 Mark.

Hier nur einiges aus dem umfangreichen und bebilderten Buch:

1. Der mutige Kampf der Familie Barschel: Ehefrau, Mutter, Schwester und Bruder. Alle kommen in diesem Buch zu Wort.
2. Auszüge aus geheimen Dokumenten, die den Behörden seit Wochen vorliegen, aber nie veröffentlicht wurden - obwohl sie den möglichen Mörder bereits namentlich nennen!
3. Unheimlich - aber der Schlüssel zur Wahrheit: Das letzte Telefonat aus Uwe Barschels Hotelzimmer in Genf. Aufgezeichnet per Computer. Doch bei der Familie kam es nachweislich nie an!
4. Der letzte Brief des Dr. Eike Barschel an seinen Bruder Uwe.
5. Unbekannte Hintergründe: Warum Pfeiffer Uwe Barschel „untergeschoben“ wurde.
6. Wie Uwe Barschel wirklich war als Mensch. Mitarbeiter und Freunde sagen erstmals ohne Druck aus.
7. Darum mußte Uwe Barschel in Schleswig-Holstein Engholm verhindern. Dokumente, Reden, Ausagen.
8. Eine Nacht mit seltsamen Erlebnissen im Genfer Todeshotel.
9. Als Barschel starb - Schritte im Haus der Frau, flackerndes Licht. Das Geheimnis des Grabsteins.
10. Was Uwe Barschel über Selbstmord sagte.

WPR

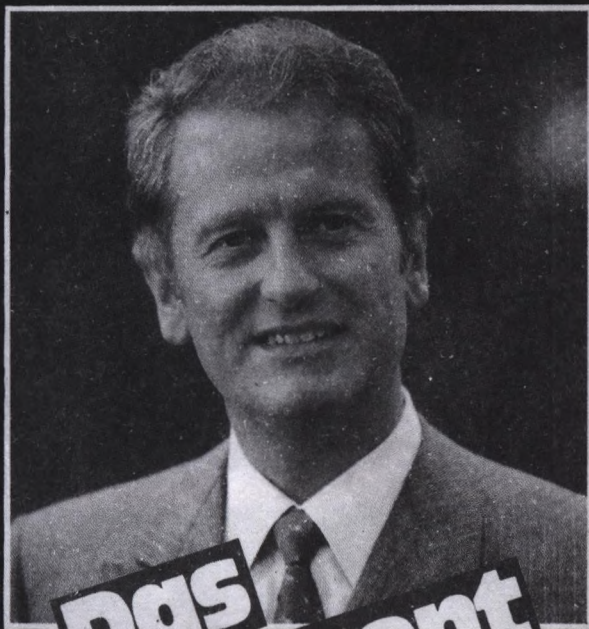
Wirtschafts- und Verbands-PR GmbH

2000 Hamburg 76, Hamburger Straße 3, Telefon 0 40 / 22 44 58

Vereins- und Westbank, Hamburg, Kontonummer: 39 / 222 00

BLZ: 200 300 00, Postgirokonto, Hamburg, Kontonummer: 40 20 30-203, BLZ: 200 100 20

Joachim Siegerist



**Das
Testament
des
Uwe Barschel**

Und andere faszinierende Reportagen

Neues Siegerist-Buch erschienen

Schreie aus der Hölle

Verschwiegene Verbrechen an Deutschen



1989: Vor 100 Jahren wurde
Adolf Hitler geboren.



1989: Vor 75 Jahren begann der 1. Weltkrieg.
Lag es wirklich nur an Deutschland und Wilhelm II.?



1989: Vor 50 Jahren begann der II. Weltkrieg.
Waren die Deutschen ganz allein Schuld?

Drei hochwillkommene Anlässe für Moskau, um 1989 eine große antideutsche Kampagne zu starten. Die Pläne dafür liegen im Kreml bereits in den Schubladen. Wieder einmal: Ekelhafte Vergangenheits-Bewältigung – ausschließlich zu Lasten Deutschlands.

Buch-Autor Joachim Siegerist nimmt das nicht mehr hin. In seinem neuen Buch „Schreie aus der Hölle“ berichtet er über verschwiegene Verbrechen an Deutschland. „Schluß mit der ewigen Vergangenheits-Bewältigung. Aber wenn schon, dann gerecht auf allen Seiten. Es gibt kein Volk, in dem nur Engel oder nur Teufel leben.“ Wer das neue Siegerist-Buch in die Hand genommen hat, kann es erst dann zur Seite legen, wenn er es ganz durchgelesen hat. Es kostet 32,80 Mark und kann über folgende Adresse angefordert werden: Wirtschafts- und Verbands PR GmbH, Hamburger Straße 3, 2000 Hamburg 76.

Auch telefonische Bestellungen: 0 40 / 22 44 58 odere per Telefax: 2 27 75 92.

Gedenkmünze für Franz Josef Strauß

Zur Erinnerung an den Bayerischen Ministerpräsidenten Franz Josef Strauß hat die berühmte Münzprägstatt GmbH München wunderschöne Gedenk-Medaillen mit dem Portrait von Franz Josef Strauß herausgebracht.

Diese Medaillen gelten als künstlerisch besonders wertvoll. Franz Josef Strauß hatte diese Medaillen noch gesehen und genehmigt.

DIE DEUTSCHEN KONSERVATIVEN e.V. haben dafür gesorgt, daß diese Münzen – von denen es nicht mehr viele Stücke gibt – allen Freunden von Franz Josef Strauß zugänglich gemacht werden, die den großen Ministerpräsidenten in bleibender Erinnerung behalten möchten. Der Hamburger Verlag WPR, in dem auch sämtliche Sieger-Bücher erscheinen, bietet die Münzen jetzt zum Verkauf an.

Ausführung: Feinmattiertes Relief auf polierter Platte (Spiegelglanz). Die Medaille wird in einem Etui mit Echtheits-Zertifikat geliefert.

Preise für die Medaillen:

Medaille 1: Feinsilber 999,

50 mm, 50 g, DM 175,-

Medaille 2: Feinsilber 999,

35 mm, 20 g, DM 80,-

Medaille 3: Feingold 999,9,

20 mm, 3,5 g, DM 245,-

Medaille 4: Feingold 999,9,

35 mm, 15,5 g, DM 925,-



Bestellzettel für die Strauß-Medaille

Ich bestelle von der Medaille Nr. (.....) folgende Stückzahl (.....)

Die Medaillen-Sendung wird in einem Wertpaket verschickt. Rückgaberecht (ohne die geringsten Kosten) innerhalb von zwei Wochen.

Name: Vorname:

Straße:

Ort mit PLZ:

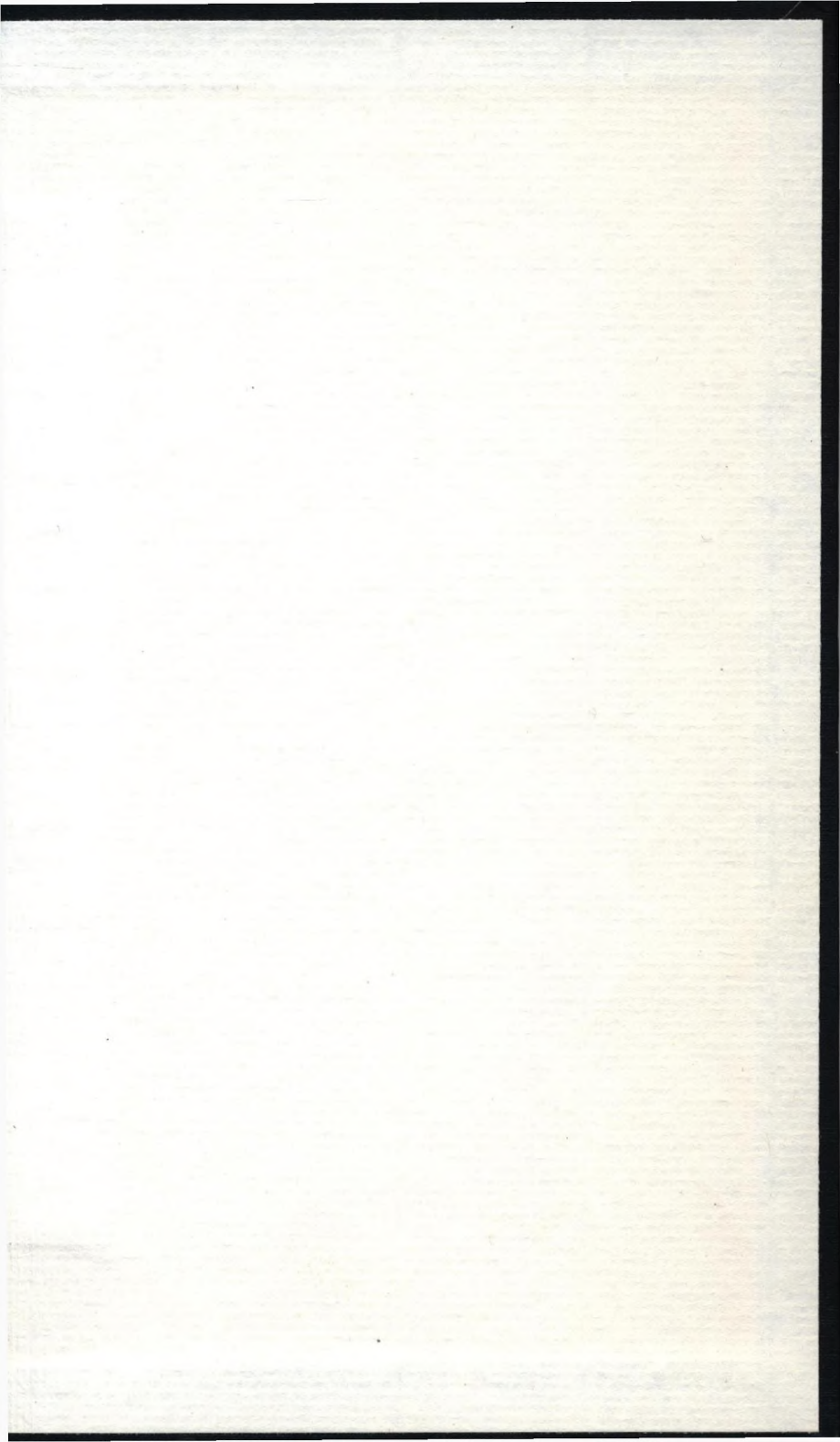
Unterschrift:

Wirtschafts- und Verband PR GmbH

2000 Hamburg 76, Hamburger Str. 3

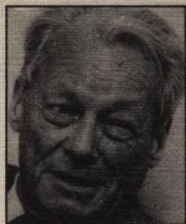
☎ 0 40 / 22 44 58, Telefax: 0 40 / 2 27 75 92







Liebe Susann, Dein Bär...



Liebe Susann, Wiesbaden, 18-3
gestern war also ein Tag, der sich durch eine recht angenehme Art der Pflichterfüllung auszeichnete. Abends landeten wir in Wiesbaden und ein paar von uns haben hier übernachtet, um heute, renoviert in Bonn aufkreuzen zu können. Ich bin großartig ausgeschlafen, und gleich geht es mit der Bahn rheinabwärts. Dies heute nur als Gruß - ich lasse morgen nochmal von mir hören. Weiter alles Gute, viel Sonne und nicht zu viel Schnaps.

Zu dem gestern ausgeschlafen, wird gleich geht es mit der Bahn rheinabwärts.

Das heute nur als Gruß - ich lasse morgen nochmal von mir hören. Weiter alles Gute, viel Sonne und nicht zu viel Schnaps.

Liebe Susann,

Wiesbaden, 18-3

gestern war also ein Tag, der sich durch eine recht angenehme Art der Pflichterfüllung auszeichnete. Abends landeten wir in Wiesbaden und ein paar von uns haben hier übernachtet, um heute, renoviert in Bonn aufkreuzen zu können.

Ich bin großartig ausgeschlafen, und gleich geht es mit der Bahn rheinabwärts.

Dies heute nur als Gruß - ich lasse morgen nochmal von mir hören. Weiter alles Gute, viel Sonne und nicht zu viel Schnaps.

Bär

Brandts Briefe an die Geliebte. Nur Privatsache? Alles über die Affäre Willy/Susann in diesem Buch.

Joachim Siegerist • Willy Brandt ohne Maske